This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

47551.5 (1-2)

The gift of

RADCLIFFE COLLEGE LIBRARY

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Gotth. Ephr. Leſſings

204. 1. 1

ſämmtliche Werke.

v. 1

Poeſie und Kunſt.

Erſter Theil.

Poeſie und Poetik.

Mit Großherzoglich-Badiſchem gnädigſten Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutſchen Claſſiker.
1824.

Inhalt.

	Seite
Oden	1
Lieder	22
Fragmente	61
Gedichte, so man nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden, und davon einige schon in dem Göttingischen Musenalmanache gestanden	115
Sinngedichte	142
Epigrammata	200
Fabeln und Erzählungen	207
Fabeln.	
Erstes Buch	242
Zweites Buch	261
Drittes Buch	281
Anhang.	299

Poesie und Poetik.

Erster Theil.

Mit Grosh. Badisch. gnäd. Privilegio.

CARLSRUHE,
im Bureau der deutschen Classiker.
1824.

4755.5 (1-2)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JUL 1 1969

Uebersicht

der neuen Anordnung,

welche der gegenwärtigen Ausgabe sämmtlicher Lessing'schen Werke zum Grunde liegt. *)

Erste Abtheilung.

Poesie und Kunst. 6 Bände.

A. Poesie und Poetik. 2 Bände.

1. Th. Oden.
Lieder.
Poetische Fragmente und vermischte Gedichte.
Sinngedichte, deutsche und lateinische.
Fabeln und Erzählungen.
Fabeln (in Prosa.)
Anhang.

2. Th. Anmerkungen über das Epigramm und einige Epigrammatisten, Catull, Martial, Priapeia, griechische Anthologie.
Ueber die Fabel.
Zur Geschichte der äsopischen Fabel.
Anhang. K. G. Lessing's Vorrede zum II. Th. der vermischten Schriften.

*) In diese Ausgabe ist alles vollständig aufgenommen, was früher gesammelt worden war.

b. Kunst und Alterthum. 4 Bände.
3. Th. Laokoon, oder über die Grenze der Malerei und Poesie.
Fragmente dazu.
4. Th. Von den Zeichen der Künste.
Von den Dimensionen in der Kunst.
Kleinere Fragmente artistischen Inhalts.
Vom Alter der Oelmalerei nebst Zusätzen von Eschenburg.
Wie die Alten den Tod gebildet.
Ueber die Agrippine zu Dresden.
Anmerkungen zu Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums.
Ueber die Ahnenbilder der Römer.
Ueber die Isische Tafel. Fragment.
Kleinere antiquarische Fragmente, nebst Zusätzen von Eschenburg.
5. u. 6. Th. Antiquarische Briefe, nebst Entwürfen zu deren Fortsetzung. Mit Zusätzen von Eschenburg.

Zweite Abtheilung.

Theater. 9 Bände.

a. Dramatische Werke. 2 Bände.
7. u. 8. Th. Lustspiele:
7. Der junge Gelehrte.
Der Mysogyn.
Die Juden.
8. Der Freigeist.
Der Schatz.
Minna von Barnhelm.
9. Th. Trauerspiele:
Miß Sara Sampson.
Philotas.
Emilia Galotti.

10. Th. Drama: Nathan der Weise.
11. Th. Theatralischer Nachlaß.
Der Schlaftrunk.
Die Matrone von Ephesus.
Die glückliche Erbin.
Fatime.
Samuel Henzi.
Doctor Faust.

b. Dramaturgische und angehörige geschichtliche Werke. 4 Bände.

12. u. 13. Th. Hamburgische Dramaturgie.
14. Th. Beiträge zur Geschichte und Aufnahme des Theaters.
Ueber Plautus Leben und Werke.
Ueber die Gefangenen des Plautus.
Sam. Werenfels Rede zu Vertheidigung der Schauspiele.
15. Th. Theatralische Bibliothek.
Anhang: Drei Abhandlungen über Gegenstände der Schauspielkunst.

Dritte Abtheilung.

Literatur und Theologie. 8 Bände.

a. Literatur.

16. Th. Antheil an den Literaturbriefen.
Anhang: Einige Recensionen.
17. Th. Briefe kritischen Inhalts.
18. u. 19. Th. Beiträge zur Literatur aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek.
20. Th. Rettungen.
21. u. 22. Th. Kollektaneen zur Literatur. Herausgegeben und ausgeführt von Eschenburg.
23. Th. Philosophische Aufsätze.
Anhang: Gesammelte Vorreden.

b. Theologische Schriften. 3 Bände.
24. bis 26. Theil.

Vierte Abtheilung.

Briefwechsel. 4 Bände.

27. Th. Mit K. W. Ramler, mit J. G. Eschenburg und mit Fr. Nicolai.
28. Th. Mit Moses Mendelssohn und mit Joh. Jac. Reiske.
Anhang: Anmerkungen zum Briefwechsel mit Mendelssohn.
29. Th. Mit seinem Bruder, Karl Gotthelf.
30. Th. Mit Fr. W. Gleim, mit Konr. Arnold Schmid, mit Joh. Arn. Ebert, mit Chr. Gottl. Heyne, mit J. H. Campe und einigen Andern.

Oden.

I.

Der Eintritt des 1752sten Jahres.

Im Spiel, dem Huld und Macht
Die Welt zur Bühne gab, das Weisheit ausgedacht,
In diesem Spiel zur kurzen Scen' erlesen,
Jahr! Zeit, für Sterbliche gewesen!
Für ihn, der eh du kamst, dich als gekommen sah,
Für Gott noch da!

So wie ein Strom, der aus der Erde bricht,
Und wenig Meilen rollt, und wieder sich verkriecht,
Bist du, aus der du dich ergossen,
Zur Ewigkeit, — die Gott, mit aller Welten Last,
Im Zipfel seines Kleides faßt, —
Zur Ewigkeit zurück geflossen.

Vom Dürftigen verseufzt, mit thränenvollen Blicken
Des Reuenden verfolgt, zurück gewünscht vom Thor,
Vom Glücklichen erwähnt mit trunkenem Entzücken:
Jahr, welche Botschaft von der Erde, —
Jetzt unwerth jenes Rufs: Sie werde! —
Bringst du dem Himmel vor?

Botschaft ach! vom Triumph des Lasters über Tugend,
Hier vordem ihrem liebsten Sitz;
Von Vätern böser Art; Botschaft von schlimmrer Jugend;
Von Feinden Gottes, stolz auf Witz;
Botschaft von feiler Ehr, womit die Schmach sich schmücket;
Von ungerechtem Recht, das arme Fromme drücket.

Botschaft, daß die Natur längst unsrer müde worden,
Die dort mit Flüssen Feuers schreckt,
Das paradiesische Gefilde überdeckt,
Und dort, geschäftig im Ermorden,
Der aufgebotnen Pest
Die gift'gen Schwingen schütteln läßt.

Botschaft von hingerißnen Göttern,
Der einst durch sie regierten Welt;
Botschaft von finstern Kriegeswettern,
Die hier ein Gott zurücke hält,
Und dort ein Gott, der grausamer verfährt,
Mit immer neuen Blitzen nährt.

Doch Botschaft auch von einem Lande,
Wo Friederich den weichen Zepter führt,
Und Ruh und Glück, im schwesterlichen Bande,
Die Schwellen seines Thrones ziert;
Des Thrones, ungewiß, ob ihn mehr Vorsicht schützt,
Als Liebe stützt.

O ihr, die Friedrich liebt, weil er geliebt
will seyn,
Ihr Völker jauchzt ihm zu! Der Himmel stim-
met ein.
Auf! strebt, daß er mit diesem Jahre,
Wenn er sie jezt nicht schon erfährt,
Die wicht'ge Botschaft froh erfahre:
Ihr wäret eures Friedrichs werth.

II.

Auf eine vornehme Vermählung.

Paar, das, vom Glück geliebt, auch Liebe
glücklich macht, —
Sie, die ein fühlend Herz, und nicht die Ahnen
schätzet,
Und nicht der Würden saure Pracht,
Und nicht der Thaten Glanz, die man in Marmor
ätzet —
Er kömmt, hier ist er schon, der schönste deiner
Tage,
Der schönste, weil die Lieb' ihn schmückt,
Und ihr erfüllter Wunsch der Hoffnung süße Plage
Im Wechselkuß erstickt.

Dort in Aurorens Reich, am Quell vom
ew'gen Licht,
Wo unsre Tage stehn, die Wieg und Grab um-
gränzen —

Ein sterblich Auge zählt sie nicht —
Dort sah, Beglückte glaubts, der Dichter eure glänzen!
Schnell hob sich dieser Tag, kennbar am Rosenkranze,
Aus der gemeinen Tage Schaar.
Es wuchs sein Glanz, und wuchs und überstieg am Glanze
Den Tag, der euch gebar.

So wie ein Bach, der in der Wüste schleicht,
Vergebens sein Krystall auf lauten Kieseln rollet,
Wenn ihn der Wandrer nicht erreicht,
Dem er den süßen Trunk, und dann das Schlaflied zollet:
So fließt in kalter Still, in ungenoßnen Stunden,
In Tagen, die Verdruß umhüllt,
Das faule Leben fort, die traurigen Sekunden, —
Wenn sie nicht Liebe füllt.

Fühlt ihr es, selig Paar? Und selig, wer es fühlt!
Der Mensch, sich selbst ein Feind, kehrt oft den blinden Rücken
Der Wollust zu, auf die er zielt,
Sucht in Zerstreuung Ruh, und Ruhm in Bubenstücken.
Seht sie, vom Traum getäuscht, in Sorg' und Lüsten schweben,
Dem fräß'gen Strudel unsrer Zeit!
Dann wägt ihr Glück und sagt: Gebt ihr für all' ihr Leben
So einen Tag als heut?

Dort sinnt, in banger Nacht, ein Sklav von flücht'gem Ruhm
Von Amt auf Aemter hin. Der Märtyrer der Titel,
Des kranken Wahnes Eigenthum,
Schämt sich, vor lauter Ehr, auch nicht entehrter Mittel.
Hier häuft der bleiche Geiz das Geld zur eignen Plage,
Und athmet kaum vor Hunger mehr.
Sagt, liebend Paar, gebt ihr für ihre ganzen Tage
So einen Tag, als der?

Er selbst, der kühne Held, wenn er vom Kriegsgott glüht —
Du weißt es, Bräutigam! — sprich, wenn im blut'gen Streite,
Er starr mit Einem Blicke sieht,
Vor sich den wilden Tod, und Ewigkeit zur Seite;
Wenn er, da über ihm die Himmel Famen hören,
Für Friedrichen und durch ihn siegt — —
Bist du — gesteh es nur der Menschlichkeit zu Ehren —
So schön, als jetzt vergnügt?

O Braut, preß' ihm dieß Nein — vermag dein Reitz es doch —
Aus der bewegten Brust. Und ja, dir wird ers sagen.
Der sanften Lieb unschimpflich Joch
Ward auch vom Tapfersten im Lorberkranz getragen.
Nur tolle Härte wähnt, es trät' ein zärtlich Herze
Dem Muth, dem stählern Muth, zu nah.

Er selbst, der Krieger Gott, voll Blut und Staub und Schwärze,
Mars kennt Cytheren ja.

Den Prunk der großen Welt, und die verlarvte Stadt
Floh zwar seit langer Zeit die Gottheit holder Liebe.
Wo Buhlerey den Tempel hat,
Sind, die Verliebte sind, Verräther oder Diebe.
Sie floh zur stillen Flur, wo, bei gelaßner Jugend,
Die Einfalt Schöne schöner macht.
Da brannt' ihr Rauchaltar! — Doch jüngst hat sie die Tugend
Zu euch zurück gebracht.

Sie kam. Ich sah den Zug; ein Dichter sieht ihn nur.
Der Frühling, vor ihr her, verscheuchte Frost und Wetter,
Und Weste folgten ihrer Spur,
Und in den Westen lacht' ein Schwarm der Liebesgötter.
Es führten Tugend sie und Lust in enger Mitten,
Lust, welche nie der Liebe fehlt,
Und nie die Tugend haßt; und unter ihren Tritten
Ward auch der Stein beseelt.

Zu euch, glückselig Paar, zu euch zog dieser Zug.
Verbergt die Göttin nicht! Sie glüht in euren Blicken;
(Die sind sie zu verrathen gnug,)

Sie, die euch mehr beglückt, als Schätz' und Stand beglücken.
Verbergt die Liebe nicht! Das Laster mag sie hassen,
Denn das soll ewig sich nicht freun.
Wie traurig wird die Flur, die sie um euch verlassen,
Den Schäferinnen seyn.

III.

Abschied eines Freundes.

Schon hast du, Freund, der letzten letzte Küsse
Auf nasse Wangen uns gedrückt;
Schon schon, beim Zaudern unentschloßner Füße,
Den schnellen Geist vorweg geschickt.

Für uns dahin! Doch nein, dem Arm entführet,
Wirst du dem Herzen nicht entführt.
Dieß Herz, o Freund, einmal von dir gerühret.
Bleibt ewig, trau! von dir gerührt.

Erwarte nicht ein täuschend Wortgepränge,
Für unsre Freundschaft viel zu klein.
Empfindung haßt der Reime kalte Menge,
Und wünscht unausposaunt zu seyn.

Ein feuchter Blick sind ihre Zaubertöne;
Ein schlagend Herz ihr rührend Lied.
Sie schweigt beredt, sie stockt, sie stammelt schöne,
Ums stärkre Wort umsonst bemüht.

Es winken dir beneidenswerthe Fluren,
Nur unsers Neides minder werth.
Zieh hin! und find' auch da der Vorsicht goldne Spuren,
Um dich besorgt, von dir verehrt.

Dort*) herrscht die Ruh, dort ist der Lärm vergangen,
Der hier**) noch Musen stören darf,
Seit Pallas gern, auf Friederichs Verlangen,
Die spitze Lanze von sich warf.

IV.

An den Herrn N * *.

Freund, noch sind ich und du dem Glücke
Ein leichter Schleiderball.
Und doch belebt auf seine Tücke
Kein beißend Lied den Wiederhall?

Der Thor gedeiht, der Spötter steiget,
Dem Bösen fehlt kein Heil.
Verdienst steht nach, und fühlt gebeuget
Ein lohnend Amt dem Golde feil.

Auf, Freund! die Geißel zu erfassen,
Die dort vermodern will.
Seit Juvenal sie fallen lassen,
Liegt sie, Triumph ihr Laster! still.

*) Halle. **) Wittenberg.

Geduld! Schon rauscht sie durch die Lüfte,
Blutgierig rauscht sie her!
Verbergt, verberyt die bloße Hüfte!
Ein jeder Schmiß, ein gift'ger Schwär!

Erst räche dich, dich Freund der Musen.
Du rächest sie in dir!
Doch dann auch mich, in dessen Busen
Ein Geist sich regt, zu gut für hier.

Vielleicht, daß einst in andern Welten
Wir minder elend sind.
Die Tugend wird doch irgends gelten
Das Gute kömmt nicht gern geschwind.

V.

Der Tod eines Freundes.

Hat, neuer Himmelsbürger, sich
Dein geistig Ohr nicht schon des Klagetons entwöhnet,
Und kann ein banges Ach um dich,
Das hier und da ein Freund bei stillen Thränen stöhnet,
Dir unterm jauchzenden Empfangen
Der bessern Freunde hörbar seyn,
So sey nicht für die Welt, mit unserm Schmerz zu prangen,
Dieß Lied: es sey für dich, für dich allein!

Wann war es, da auch dich noch junge Rosen zierten?
(Doch nein, die Rosen zierteſt du!)
Da Freud' und Unſchuld dich, im Thal der Hoffnung, führten
Dem Alter und der Tugend zu?
Geſichert folgten wir: als ſchnell aus ſchlauen Hecken,
Der Unerbittliche ſich wies,
Und dich, den Beſten, uns zu ſchrecken,
Nicht dich zu ſtrafen, von uns riß.

Wie ein geliebtes Weib vom ſteilen Ufer blicket
Dem Schiffe nach, das ihre Kron' entreißt:
Sie ſteht, ein Marmorbild, zu Stunden unverrücket;
In Augen iſt ihr ganzer Geiſt:
So ſtanden wir beräubt und angeheftet,
Und ſannen dir mit ſtarren Sinnen nach,
Bis ſich der Schmerz durch Schmerz entkräftet,
Und ſtrömend durch die Augen brach.

Was weinen wir? Gleich einer Weiberſage,
Die im Entſtehn ſchon halb vergeſſen iſt,
Flohſt du dahin! — Geduld! noch wenig Tage,
Und wenige dazu, ſo ſind wir, was du biſt.
Ja, wenn der Himmel uns die Palme leicht erringen,
Die Krone leicht erſiegen läßt,
So werden wir, wie du, das Alter überſpringen,
Des Lebens unſchmackhaften Reſt.

Was wartet unser? — Ach! ein unbelohnter Schweiß,
Im Joch des Amts bei reifen Jahren,
Für andrer Wohl erschopft, als unbrauchbarer Greis
Hinunter in die Gruft zu fahren.
Doch deiner wartet? = = Nein was kannst du noch erwarten
Im Schooß der vollen Seligkeit?
Nur wir, auf blindes Glück, als Schiffer ohne Karten,
Durchkreuzen ihn, den faulen Pfuhl der Zeit.

Vielleicht — noch ehe du dein Glücke wirst gewohnen,
Noch ehe du es durchempfunden hast —
Flieht einer von uns nach in die verklärten Zonen,
Für dich ein alter Freund, und dort ein neuer Gast.
Wen wird — verborgner Rath! — die nahe Reise treffen
Aus unsrer jetzt noch frischen Schaar?
O Freunde, laßt euch nicht von süßer Hoffnung äffen!
Zum Wachsamseyn verbarg Gott die Gefahr.

Komm ihm, wer er auch sey, verklärter Geist, entgegen,
Bis an das Thor der bessern Welt,
Und führ' ihn schnell, auf dir dann schon bekannten Wegen,
Hin, wo die Huld Gerichte hält.
Wo um der Weisheit Thron der Freundschaft Urbild schwebet,
In seraphinschem Glanze schwebt,

Verknüpft uns einst ein Band, ein Band von ihr gewebet;
Zur ew'gen Dauer fest gewebt!

VI.

Der Eintritt des Jahres 1753. in Berlin.

Wie zaubernd ungern sich die Jahre trennen mochten,
Die eine Götterhand
Durch Kränze mancher Art, mit Pracht und Scherz durchflochten,
Uns in einander wand!

So träg, als hübe sich ein Adler in die Lüfte,
Den man vom Raube scheucht:
Noch schwebt er drüber her, und witternd fette Düfte,
Entflieht er minder leicht.

Welch langsam Phänomen durchstreicht des Aethers Wogen,
Dort wo Saturn gebeut.
Ist es? Es ists, das Jahr, das reuend uns entflogen,
Es fliegt zur Ewigkeit.

Daß reuend uns entflog, Dir Friedrich zuzusehen,
Kein Sekulum zu seyn;
Mit deinem ganzen Ruhm belastet fort zu gehen,
Und sich der Last zu freun,

Noch oft soll manches Jahr so traurig von uns fliegen,
Noch oft, zu unserm Glück.
Vom Himmel bist Du, Herr, zu uns herabgestiegen;
Kehr' spät! kehr spät zurük!

Laß Dich noch lange, Herr, den Namen Vater reizen,
Und den: menschlicher Held!
Dort wird der Himmel zwar nach seiner Zierde geizen;
Doch hier braucht Dich die Welt.

Noch seh' ich mich für Dich mit raschen Richteraugen
Nach einem Dichter um.
Dort einer! hier und da! Sie taugen viel, und taugen
Doch nichts für deinen Ruhm.

Ist er nicht etwa schon, und singt noch wenig Ohren,
Weil er die Kräfte wiegt:
So werd' er dieses Jahr, der seltne Geist, geboren,
Der diesen Kranz erfliegt.

Wenn er der Mutter dann sich leicht vom Herzen windet,
O Muse, lach' ihn an!
Damit er Feur und Witz dem Edelmuth verbindet,
Poet und Biedermann.

Hört! oder täuschen mich beliebte Raserеyen?
Nein, nein, ich hör' ihn schon.
Der Heere ziehend Lärm sind seine Melodeyen,
Und Friedrich jeder Ton!

VII.

Der 24ste Jenner in Berlin.

Welch leichter Morgentraum ließ, auf den heil'gen Höhen,
Der Musen Fest um Friedrichs Bild,
Mich bei Aurorens Glanz mit frommem Schauer sehen,
Der noch, der noch die Seele füllt.

Ein Traum? nein, nein, kein Traum. Ich sah mit wachem Sinne,
Die Musen tanzten darum her.
Wach ward ich nah dabey Cäsars und Solons inne,
Doch keinen daß er neidisch wär'.

Ein süßer Silberton durchzitterte die Lüfte,
Bis in des Ohres krummen Gang;
Die Blumen brachen auf, und streuten Balsamdüfte;
Der Berg lag lauschend; Klio sang:

„Heil dir! festlicher Tag, der unsern Freund geboren.
„Ein König, Schwestern, unser Freund!
„Heil dir! uns neues Reich, zum Schauplatz ihm erkoren,
„Dem frommen Krieger, niemands Feind!

„Laßt freudig um sein Bild, voll Majestät in Blicken,

„Der

„Der Tänze Hieroglyphen ziehn!
„Einst, Schwestern, tanzen wir, mit trunkenerm Entzücken,
„Einst, freut euch, tanzen wir um ihn!“

Einst tanzen wir um ihn? Prophetin banger Schrecken!
Nie werde dieses Wort erfüllt!
Nie mög' ein Morgenroth zu diesem Glück euch wecken!
Tanzt, Musen, ewig um sein Bild!

VIII.

An seinen Bruder.

Auch dich hat, da du wardst geboren,
Die Muse lächelnd angeblickt;
Auch du hast dich dem Schwarm der Thoren
Auf jungen Flügeln kühn entrückt!

Ihm nach, dem Liebling des Mäcenen!
Ihm nach, sein Name sporne dich!
Er lehrte dich, das Laster höhnen;
Er mache dich ihm fürchterlich!

O! schnitten wir mit gleichem Fluge
Die Lüfte durch zur Ewigkeit!
O! schilderte mit Einem Zuge
Zwei Brüder einst die Richterzeit!

„Die zwei, so soll die Nachwelt sprechen,
„Betaumelte kein Modewahn,
„Die Sprache schön zu radebrechen,
„Zu stolz für eine Nebenbahn.“

Betritt der Alten sichre Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab.
Er suchet blumenreichre Stege,
Und findet seines Ruhmes Grab.

Doch lerne früh das Lob entbehren,
Das hier die Scheelsucht vorenthält.
Gnug, wann versetzt in höhre Sphären,
Ein Nachkomm uns ins Helle stellt!

IX.

Der Eintritt des Jahres 1754. in Berlin.

Wem tönt dieß kühnre Lied? dieß Lied, zu wessen Lobe,
Hört es noch manche späte Welt?
Hier steh' ich, sinne nach, und glüh' und stampf' und tobe,
Und suche meiner Hymnen Held.

Wer wird es seyn? Vielleicht im blut'gen Panzerkleide
Des Krieges fürchterlicher Gott?
Um ihn tönt durch das Feld gedungner Krieger Freude,
Und der Erwürgten lauter Tod.

Wie, oder ists vielmehr in fabellosen Zeiten
Ein neuer göttlicher Apoll,
Der, schwer entbehrt, mit schnell zurückberufnen Saiten
Den Himmel wieder füllen soll?

Wo nicht, so werde der der Vorwurf meiner Lieder,
Der sich als Themis Rächer wies,
Und dessen frommes Schwerdt der gift'gen Zanksucht Hyder
Nur drei von tausend Köpfen ließ.

Doch ihn, Apoll und Mars, in Friedrichen vereinet,
Vereine, mein Gesang, auch du!
Wann einst ein junger Held bei seinem Grabe weinet,
So zähl' ihm seine Thaten zu!

Fang an von jenem Tag' — Doch, welch ein neues Feuer
Reißt mich vom niedern Staub' empor?
Auch Könige sind Staub! Seyd ihnen treu; dem treuer,
Der sie zu besserm Staub' erkohr.

Wer wird, voll seines Geists, mir seinen Namen melden?
Sein Nam' ist ihm allein bewußt.
Er ist der Fürsten Fürst, er ist der Held der Helden;
Er füllt die Welt und meine Brust.

Er rief sie aus des Nichts nur ihm folgsamem Schlunde;
Er ruft sie noch, daß sie besteht.
Sie bebt, sie wankt, so oft ein Hauch aus seinem Munde
Den Fluch in ihre Sphären weht.

O dreimal Schrecklicher! — — doch vollen Quell des Guten,
Du bist der Schreckliche nicht gern.
Den weiten Orient zerfleischen deine Ruthen;
Uns, Vater, zeigst du sie von fern.

Wie, daß des Undanks Frost die trägen Lippen bindet,
Volk, dem er Heil, wie Flocken, giebt!
Ihm dank' es, wenn ein Jahr in süßer Ruh verschwindet;
Ihm dank' es, daß dich Fried'rich liebt.

Anhang.

Ode 8. Lib. II.

Hätte dich je des verwirkten Meineyds Strafe getroffen; würde nur einer deiner Zähne schwarz, nur einer deiner Nägel häßlicher: so wollt' ich dir glauben.

Kaum aber hast du das treulose Haupt mit falschen Gelübden verstrickt: so blüh'st du weit schöner auf, und trittst stolz einher, aller Jünglinge sehnlichstes Augenmerk.

Dir steht es frei, der Mutter beigesetzte Asche, die stillen Gestirne der Nacht, und den ganzen Himmel, und alle unsterblichen Götter zu täuschen.

Venus selbst, wie gesagt, lachet darüber; die guten Nymphen lachen; es lachet der immer brennende Pfeile auf blutigem Wetzstein schleifende, strenge Kupido.

Noch mehr: nur dir reifet die Jugend alle, nur dir wachsen in ihr immer neue Sclaven auf; und noch können die Alten dich, ihre gewissenlose Gebieterin, nicht meiden, so oft sie es auch gedroht.

Dich fürchten die Mütter für ihre Söhne; dich fürchten die geitzigen Alten; dich fürchten die armen nur erst verheiratheten Mädchen, um deren Männer es geschehen ist, wenn sie einmal deine Spur finden.*)

---

*) ad Barinen wird die Ode überschrieben. Diese Barine war ohne Zweifel eine Freigelassene, welche das Handwerk einer Buhlerin trieb. Tan. Faber hat diesen Namen in Carine verwandeln wollen, weil Barine weder griechisch noch lateinisch sey; und Dacier billiget diese Veränderung. Konnte aber eine Sklavin, welches Barine gewesen war, nicht leicht aus einem barbarischen Lande, von barbarischen Aeltern entsprossen seyn?

Lieder.

An die Leyer.

Töne, frohe Leyer,
Töne Luſt und Wein!
Töne, ſanfte Leyer,
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger ſingen,
Haß und Rach' und Blut
In die Laute ſingen,
Iſt nicht Luſt, iſt Wut.

Zwar der Heldenſänger
Sammelt Lorbeern ein;
Ihn verehrt man länger.
Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefſinn ein:
Um erſt dann zu leben,
Wann er Staub wird ſeyn.

Lobt sein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leyer
Lobt die Fröhlichkeit.

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
Wie soll mein Lied dich nennen?
Soll Dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris,
Die Welt der Enkel kennen?
Ach! Namen sind nur Töne:
Sprach meine holde Schöne.
Wähl' selbst. Du kannst mich Doris,
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willst mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

Die Küsse.

Ein Küßchen, das ein Kind mir schenket,
Das mit den Küssen nur noch spielt,
Und bei dem Küssen noch nichts denket,
Das ist ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das ist ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küssen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeynter Segenskuß,
Wenn er sein Söhnchen lobt und liebet,
Ist etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schwester Liebe
Steht mir als Kuß nur so weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther sehen muß,
Und der dem Kuß, der Tauben gleichet:
Ja, so ein Kuß, das ist ein Kuß.

Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

Die Betrübniß.

Der Dichter und sein Freund.

Der Freund.

Freund! welches Unglück, welche Reue
Macht dir so bittern Schmerz?

Der Dichter.

Ach Freund! sie flieht, die Ungetreue!
Und sie besaß mein Herz.

Der Freund.

Um eine Falsche dich betrüben?
Du bist ja klug genug.

Der Dichter.

O schweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

Antwort eines trunknen Dichters.

Ein trunkner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte sein Gefährte:
Hör' auf! du hast genug.

Bereit vom Stuhl zu sinken,
Sprach der: Du bist nicht klug;
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

Das aufgehobene Gebot.

Eliſe.

Siehſt du Wein im Glaſe blinken,
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannſt du, du kannſt trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.

Lyſias.

Wallt dein Blut von Jugendtrieben,
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannſt du, du kannſt lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.

Eliſe.

Bruder! ich mich nicht verlieben?

Lyſias.

Schweſter! ich mich nicht betrinken?

Eliſe.

Wie verlangſt du das von mir?

Lyſias.

Wie verlangſt du das von mir?

Eliſe.

Lieber mag ich gar nicht lieben.

Lyſias.

Lieber mag ich gar nicht trinken.

Beide.

Geh nur, ich erlaub' es dir.

Die Beredsamkeit.

Freunde, Wasser machet stumm:
Lernet dieses an den Fischen,
Doch beim Weine kehrt sichs um:
Dieses lernt an unsern Tischen.
Was für Redner sind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns spricht!
Wir ermahnen, streiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

Die Haushaltung.

Zankst du schon wieder? sprach Hans Lau
Zu seiner lieben Ehefrau.
„Versoffner, unverschämter Mann“ — — —
Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —
„Wo nun schon wieder hin?“ Zu Weine.
Zank' du alleine.

„Du gehst? — — Verdammtes Kaffeehaus!
„Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
„Gott! ich soll so verlassen seyn? —
„Wer pocht? — Herr Nachbar? — nur herein!
„Mein böser Teufel ist zu Weine:
„Wir sind alleine.“

Der Regen.

Der Regen hält noch immer an,
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher stimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

Die Stärke des Weins.

Wein ist stärker als das Wasser:
Dieß gestehn auch seine Hasser.
Wasser reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuser umgerissen:
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgerissen?

Der Sonderling.

So bald der Mensch sich kennt,
Sieht er, er sey ein Narr;
Und gleichwohl zürnt der Narr,
Wenn man ihn also nennt.

So bald der Mensch sich kennt,
Sieht er, er sey nicht klug;
Doch ists ihm lieb genug,
Wenn man ihn weise nennt.

Ein jeder, der mich kennt,
Spricht: welcher Sonderling!
Nur diesem ists Ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken:
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten seyn.

Der Jüngling trinkt, sich alt und klug zu trinken;
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, seyn.

Die Türken.

Die Türken haben schöne Töchter,
Und diese scharfe Keuschheitswächter;
Wer will, kann mehr als eine freyn;
Ich möchte schon ein Türke seyn.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und = = Doch sie trinken keinen Wein!
Nein, nein, ich mag kein Türke seyn.

Alexander.

Der Weise sprach zu Alexander:
„Dort wo die lichten Welten wandern,
„Ist manches Volk, ist manche Stadt."
Was thut der Mann von tausend Siegen?
Die Memme weint, daß, dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Ists wahr, was ihn der Weise lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daselbst auch Wein und Mädchen statt:
So lasset, Brüder, Thränen fließen,
Daß, dort zu trinken und zu küssen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten.

Sieh Freund! sieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bei der kleinsten Hindrung stocken,
Der weiße Hals voll schwarzer Locken,
Der wohlgewachsne schlanke Leib,
Verräth ein junges art'ges Weib.

Komm Freund! komm, laß uns schneller gehen,
Damit wir sie von vorne sehen.

Es muß, trügt nicht der hintre Schein,
Die Venus oder Phyllis seyn.
Komm, eile doch! — o welches Glücke!
Jetzt sieht sie ungefähr zurücke!
Was wars, das mich entzückt gemacht?
Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küsse mich.
Kleine Schöne, schämst du dich?
Küsse geben, Küsse nehmen,
Darf dich jetzo nicht beschämen.
Küsse mich noch hundertmal!
Küß' und merk' der Küsse Zahl.
Ich will dir, bei meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr ist;
Und du zehn Jahr älter bist.

Nach der zehnten Ode Anakreons.

Was frag' ich nach dem Großsultan,
Und Mahomets Gesetzen?
Was geht der Perser Schach mich an,
Mit allen seinen Schätzen?

Was sorg' ich ihrer Kriegesart,
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Specereyen salben.

Kann ich nur mein gesalbtes Haupt
Mit Rosen stolz umschließen,
Und, wenn mir sie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen strafend küssen.

Ein Thor sorgt für die künft'ge Zeit.
Für heute will ich sorgen.
Wer kennt, mit weiser Gründlichkeit,
Den ungewissen Morgen?

Was soll ich hier, so lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerlosem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich steht er da, und spricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
„Du trinkst, du küssest länger nicht!
„Trink' aus! küß' aus! Von dannen!"

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

Wie

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär?
Wie da, mein Freund? — Ey nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

Die Gespenster.

Der Alte.

O Jüngling! sey so ruchlos nicht,
Und leugne die Gespenster,
Ich selbst sah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenster,
Das saß auf einem Leichenstein:
Drum müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster seyn.

Der Alte.

Als meiner Schwester Sohn verschied,
(Das sind nunmehr zehn Jahre!)
Sah seine Magd die trefflich sieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster seyn.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngst verloren,
Hört' seine Frau, wie sie mir schrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen schreyn:
Drum müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster seyn.

Der Alte.

In meinem Keller selbst gehts um.
Ich hör' oft ein Gesause;
Doch werden die Gespenster stumm,
Ist nur mein Sohn zu Hause.
Denk' nur, sie saufen meinen Wein:
Das müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich eins davon zu seyn.

Der Alte.

Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Wesen hat, bald seufzt, bald lacht;
Oft bringt mirs Angst und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen schläft allein;
Drum müssen es Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich ihr Gespenst zu seyn.

Der trunkne Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeistert
Und deinem süß'gen Feu'r begeistert,
Stimm ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weisen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preisen?
Dein Ruhm, hör' ihn summarisch an,
Ist, daß ich ihn nicht singen kann.

Lob der Faulheit.

Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. —
O = = wie = = sau = = er = = wird es mir, = =
Dich = = nach Würden = = zu besingen!
Doch ich will mein bestes thun,
Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat,
Dessen ungestörtes Leben — —
Ach! = = ich = = gähn' = = ich = = werde matt = =
Nun = = so = = magst du = = mirs vergeben,
Daß ich dich nicht singen kann:
Du verhinderst mich ja dran.

Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer.
Ja, der Bauer selber spricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm sauer.
Faul zu seyn, sey meine Pflicht;
Diese Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub.
Willst du länger mit ihm wachen?
Morgen bist du selber Staub!
Laß uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit seyn.

Die Planetenbewohner.

Mit süßen Grillen sich ergötzen,
Einwohner in Planeten setzen,
Eh man aus sichern Gründen schließt,
Daß Wein in den Planeten ist:
Das heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerst aufs reine,
Daß in den neuen Welten Weine,
Wie in der, die wir kennen, sind:
Und glaube mir, dann kann ein Kind
Auf seine Trinker schließen.

Der Geschmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten
Den Vorzug des Geschmacks erhalten,
Was les't ihr darum vieles nach,
Was der und jener Franze sprach?
Die Franzen sind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel spricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen.
Geschmack und Witz, es frei zu sagen,
War bei den Alten allgemein.
Warum? sie tranken alle Wein.
Doch ihr Geschmack war noch nicht fein;
Warum? sie mischten Wasser drein.

Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon spricht;
Kind, lüge nicht!
Sonst werd' ich strafen müssen,
Und dich zur Strafe küssen.
Er droht mir, sieht verdrüßlich aus;
Und strafet mich schon im voraus.

Sonst log ich nicht.
Nur seit er spricht:
Du sollst mir fein mit Küssen
Die losen Lügen büßen,
Red' ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schwestern, sagt, wo kömmt das her?

Die sieben und vierzigste Ode Anakreons.

Alter tanze! Wenn du tanzest,
Alter, so gefällst du mir!
Jüngling tanze! Wenn du tanzest,
Jüngling, so gefällst du mir.

Alter, tanze, trotz den Jahren!
Welche Freude, wenn es heißt:
Alter, du bist alt an Haaren,
Blühend aber ist dein Geist!

Nachahmung dieser Ode.

Jüngling, lebst du nicht in Freuden,
Jüngling, o so haß' ich dich!
Alter, lebst du nicht in Freuden,
Alter, o so haß' ich dich!

Jüngling, trauerst du in Jahren,
Wo die Pflicht sich freuen heißt? —
Schäme dich! so frisch an Haaren,
Jüngling, und so schwach an Geist!

Der Wunsch.

Wenn ich, Augenlust zu finden,
Unter schattigt kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein häßlich Mädchen sehe,
Wünsch ich plötzlich blind zu seyn.

Wenn ich, Augenlust zu finden,
Unter schattigt kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein schönes Mädchen sehe,
Möcht' ich lauter Auge seyn.

Der größte Mann.

Laßt uns den Priester Orgon fragen:
Wer ist der größte Mann?
Mit stolzen Mienen wird er sagen:
Wer sich zum kleinsten machen kann.

Laßt uns den Dichter Kriton hören:
Wer ist der größte Mann?
Er wird es uns in Versen schwören:
Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen:
Wer ist der größte Mann?
Er bückt sich lächend; das will sagen:
Wer lächeln und sich bücken kann.

Wollt ihr vom Philosophen wissen,
Wer ist der größte Mann?
Aus dunkeln Reden müßt ihr schließen:
Wer ihn verstehn und grübeln kann.

Was darf ich jeden Thoren fragen:
Wer ist der größte Mann?
Ihr seht, die Thoren alle sagen:
Wer mir am nächsten kommen kann.

Wollt ihr den klügsten Thoren fragen:
Wer ist der größte Mann?
So fraget mich; ich will euch sagen:
Wer trunken sie verlachen kann.

Der Irrthum.

Den Hund im Arm, mit bloßen Brüsten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher ließ sichs nicht gelüsten,
Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen
Und sahe steif heran.
Ha! denkt sie, der ist auch gefangen,
Und lacht mich schalkhaft an.

Allein, gesagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt sich hier.
Ich sah nach ihrem bunten Hunde:
Es ist ein artig Thier.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich jetzo trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,
Sollst du mich in allen Sachen
Dreist und klug, beherzt und weise,
Mir zum Nutz, und dir zum Preise,
Kurz, zu einem alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter trinken,
Sollst du mich geneigt zum Lachen,
Unbesorgt für Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon, singen,
Singen, wie du trunken singst.
Laß auch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeistert bringst.
Wie du mich willst ewig singen,
Möcht' auch ich dich ewig singen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch sie singst du so schön.
Aber diese Götterfäfte
Darf ich schmachtend nur besehn.
Dir rieth Venus Wein zu trinken,
Mir rieth sie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben?
Kann es dieser Trank nicht seyn? —
Wie? Du willst mir Küsse geben?
Küsse, feuriger, als Wein? —
Damon, ach! nach deinen Küssen
Werd ich wohl verstummen müssen.

Für wen ich singe.

Ich singe nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verstehn.

Ich singe nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll spitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und euch die Muster selber seyd.

Ich singe nicht den kühnen Geistern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerschöpften Meistern
Die Lorbeern nur umsonst begeizt.

Ich singe nicht, durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutsches Vaterland,
Ich fürchte jene Lästerzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich singe nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir solch ein Ehrgeiz ein?
Das sind verwegne Autorstreiche.
Ich mag nicht übersetzet seyn.

Ich singe nicht, für fromme Schwestern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter singen, lästern
Daß wir nicht alle Schmolken sind.

Ich singe nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich.
Für euch, für euch sind meine Lieder.
Singt ihr sie nach: o Glück für mich!

Ich singe nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich sind meine Töne.
Stehn sie dir an, so küsse mich.

Die schlafende Laura.

Nachlässig hingestreckt,
Die Brust mit Flohr bedeckt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das säuselnd ihn durchstrich,
Ließ unter jenen Linden
Mein Glück mich Laura finden.
Sie schlief, und weit und breit

Schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden,
Aus mißvergnügter Traurigkeit,
Von Laura nicht gesehn zu werden.
Sie schlief, und weit und breit
Erschallten keine Nachtigallen,
Aus weiser Furchtsamkeit,
Ihr minder zu gefallen,
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den sie vielleicht jetzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,
Der staunend bey ihr stand,
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich ließ mich sanfte nieder,
Ich segnete, ich küßte sie,
Ich segnete, und küßte wieder
Und schnell erwachte sie.
Schnell thaten sich die Augen auf.
Die Augen? — nein, der Himmel that sich auf!

Der Donner.

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtisch auf die Kniee sinken.
Es donnert! — Macht die Gläser leer!

Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zevs ist gerecht, er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?

Der müßige Pöbel.

Um einen Arzt und seine Bühne
Stand mit erstaunungsvoller Miene
Die leicht betrogne Menge
In lobendem Gedränge.
Ein weiser Trinker ging vorbei,
Und schriee: welche Polizey!
So müßig hier zu stehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

Die Musik.

Ein Orpheus spielte; rings um ihn,
Mit lauschendem Gedränge,
Stand die erstaunte Menge,
Durchs Ohr die Wollust einzuziehn.
Ein Trinker kam von ungefähr,
Und taumelte den Weg daher.
Schnell faßt' er sich, blieb horchend stehn,
Und ward entzückt, und schriee: schön!
So schön, als wenn bei meinem wackern Wirthe
Das helle Paßglas klirrte!

An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mädchen küsse,
Entflammt von unserm Gott, dem Wein,
Dann seh ich, ohne kritsche Schlüsse,
Dich tiefer als zehn Bentleys ein.

Dann fühl' ich sie, die süßen Küsse,
Die ein barbarscher Biß verletzt,
Sie, welche Venus, nebst dem Bisse,
Mit ihres Nektars Fünftheil netzt.*)

Dann fühl' ich, mehr als ich kann sagen,
Die Göttin, durch die Laura küßt,
Wie sie sich Amathunts entschlagen,
Und ganz in mich gestürzet ist.**)

Sie herrscht im Herzen, sie gebietet;
Und Laura löscht die Phillys aus.
Sie herrscht im Herzen? nein, sie wütet;
Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

---

*) — — — dulcia barbare
Laedentem oscula, quae Venus
Quincta parte sui Nectaris imbuit.

**) — — — in me tota ruens Venus
Cyprum deseruit.

Niklas.

Mein Esel sicherlich
Muß klüger seyn, als ich.
Ja, klüger muß er seyn;
Er fand sich selbst in Stall hinein,
Und kam doch von der Tränke.
Man denke!

Die Küsse.

Der Neid, o Kind,
Zählt unsre Küsse:
Drum küß' geschwind
Ein Tausend Küsse;
Geschwind du mich,
Geschwind ich dich!
Geschwind, geschwind,
O Laura, küsse
Manch Tausend Küsse:
Damit er sich
Verzählen müsse.

Der schwörende Liebhaber.

Ich schwör' es dir, o Laura, dich zu hassen;
Gerechten Haß schwör' ich dir zu.
Ich schwör' es allen Schönen, sie zu hassen;
Weil alle treulos sind, wie du.
Ich schwör' es dir, vor Amors Ohren,
Daß ich * * ach! daß ich falsch geschworen.

Trinklied.

Voll, voll, voll,
Freunde, macht euch voll!
Wein, Wein, Wein,
Freunde, schenkt ihn ein!
Küßt, küßt, küßt,
Die euch wieder küßt!
Voll von Wein,
Voll von Liebe,
Voll von Wein und Liebe,
Freunde, voll zu seyn,
Küßt und schenket ein!

Der Verlust.

Alles gieng für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor!
Du nur giengst nicht mit verloren,
Liebe, da ich sie verlor!

Der Genuß.

So bringst du mich um meine Liebe,
Unseliger Genuß? Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, — meine Liebe, —
Sie zu verlieren, wünscht' ich dich?
Nimm sie, den Wunsch so mancher Lieder,
Nimm sie zurück, die kurze Lust!
Nimm sie, und gieb der öden Brust,
Der ewig öden Brust, die beßre Liebe wieder!

Das Leben.

Sechs Tage kannt' ich sie,
Und liebte sie sechs Tage.
Am siebenten erblaßte sie,
Dem ersten meiner ew'gen Klage.
Noch leb' ich, zauberndes Geschick!

Ein pflanzengleiches Leben.
O Himmel, ist für den kein Glück,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!
O! nimm dem Körper Wärm' und Blut,
Dem du die Seele schon genommen!
Hier, wo ich wein', und wo sie ruht,
Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen!
Was hilft es, daß er meine Jahre
Bis zu des Nestors Alter spare?
Ich habe, Trotz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

Die Biene.

Als Amor in den goldnen Zeiten
Verliebt in Schäferlustbarkeiten
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da stach den kleinsten von den Göttern,
Ein Bienchen, das in Rosenblättern,
Wo es sonst Honig holte, schlief.

Durch diesen Stich ward Amor klüger.
Der unerschöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegslist nach:
Er lauscht' in Rosen und Violen!
Und kam ein Mädchen sie zu holen,
Flog er als Bien' heraus, und stach.

Die Liebe.

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Menſch ſchon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe,
Mach' mein Leben ſüß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hinderniß.

Schmachten laſſen
Sey der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig ſchmachten laſſen,
Dieſes ſey ſie nicht.

Der Tod.

Geſtern, Brüder könnt ihrs glauben?
Geſtern bei dem Saft der Trauben,
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend ſchwang er ſeine Hippe,
Drohend ſprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du haſt genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Thränen,
Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh, da stehet Wein für dich!
Lieber Tod verschone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glase;
Lächelnd macht ers auf der Base,
Auf der Pest, Gesundheit leer;
Lächelnd setzt ers wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreyet;
Als er schnell sein Drohn erneuet,
Narre, für dein Gläschen Wein,
Denkst du, spricht er, los zu seyn?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verspreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst du leben:
Ruft er. Nur sey mir ergeben.
Lebe, bis du satt geküßt,
Und des Trinkens müde bist.

O! wie schön klingt dieß den Ohren!
Tod, du hast mich neu geboren,
Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod auf gute Brüderschaft!

Ewig muß ich also leben,
Ewig! denn, beim Gott der Reben!
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Der Faule.

Rennt dem scheuen Glücke nach!
Freunde, rennt euch alt und schwach!
Ich nehm' Theil an eurer Müh:
Die Natur gebietet sie.
Ich, damit ich auch was thu, —
Seh' euch in dem Lehnstuhl zu.

Der Flohr.

O Reize voll Verderben!
Wir sehen euch, und sterben.
O Augen, unser Grab!
O Chloris, darf ich flehen?
Dich sicher anzusehen,
Laß erst den Flohr herab!

Die wieder den Cäsar verschwornen Helden.

Cassius. Decimus. Brutus. Cimber.

Cassius.

Jetzt, Helden, laßt uns rühmlich sterben
Eh Rom noch Königsfesseln trägt.
Wer sollte nicht mit Lust verderben,
Wenn ihn der Staat mit niederschlägt?

Decimus.

Ja — aber ohne Rache sterben,
Und ohne Nutz dem Vaterland — —
Freund, das heißt pöbelhaft verderben.
Und wozu hätt' ich Muth und Hand?

Cassius.

O Brutus! voller tiefen Sorgen
Seh' ich dein Herz für Rom zertheilt.
O Freund! noch Einen freien Morgen,
So hat die Knechtschaft uns ereilt.

Brutus.

Wenn Cäsar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken:
Mit Zittern zwar, doch drück' ich ihn.

Cassius.

Du? deinem Freunde? Brutus! Götter!
Rom steht, wenn Brutus Brutus ist.
Schon war ein Brutus Roms Erretter;
Komm! zeige, daß du beide bist.

Cimber.

Auch ich will alles mit euch wagen;
Auch ich muß ohne König seyn.
Denn könnt' ich einen Herrn ertragen,
Ertrüg' ich allererst den Wein.

Die Ente.

Ente, wahres Bild von mir,
Wahres Bild von meinen Brüdern!
Ente, jetzo schenk' ich dir
Auch ein Lied von meinen Liedern.

Oft und oft muß dich der Neid
Zechend auf dem Teiche sehen.
Oft sieht er aus Trunkenheit
Taumelnd dich in Pfützen gehen.

Auch ein Thier —— o das ist viel!
Hält den Satz für wahr und süße,
Daß, wer glücklich leben will,
Fein das Trinken lieben müsse.

Ente, ists nicht die Natur,
Die dich stets zum Teiche treibet?
Ja, sie ists; drum folg' ihr nur,
Trinke, bis nichts übrig bleibet.

Ja, du trinkst und singst dazu.
Neider nennen es zwar schnadern;
Aber, Ente, ich und du
Wollen nicht um Worte hadern.

Wem mein Singen nicht gefällt,
Mag es immer Schnadern nennen.
Will uns nur die neid'sche Welt
Als versuchte Trinker kennen.

Aber, wie bedaur' ich dich,
Daß du nur mußt Wasser trinken.
Und wie glücklich schätz' ich mich,
Wenn mir Weine dafür blinken!

Armes Thier, ergieb dich drein.
Laß dich nicht den Neid verführen.
Denn des Weins Gebrauch allein
Unterscheidet uns von Thieren.

In der Welt muß Ordnung seyn.
Menschen sind von edlern Gaben.
Du trinkst Wasser, und ich Wein;
So will es die Ordnung haben.

Die drei Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bei,
Warum Naturreich dreifach sey.
Die Thier' und Menschen trinken, lieben,
Ein jegliches nach seinen Trieben;
Delphin und Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb', und netzt den Mund.
Was also trinkt und lieben kann,
Wird in das erste Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich
Dem ersten nicht an Güte gleich:
Sie liebet nicht, doch kann sie trinken;
Wenn Wolken träufelnd niedersinken,
So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinstock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das zweite Reich gethan.

Das Steinreich macht das dritte Reich;
Und hier sind Sand und Demant gleich:

Kein Stein fühlt Durst und zarte Triebe,
Er wächset ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann,
Wird in das letzte Reich gethan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Mensch, was bleibst du noch? — —
Ein Stein.

Das Alter.

Nach der eilften Ode Anakreons.

Euch, lose Mädchen, hör' ich sagen:
„Du bist ja alt, Anakreon.
„Sieh her! du kannst den Spiegel fragen,
„Sieh, deine Haare schwinden schon;
„Und von den trocknen Wangen
„Ist Blüth' und Reiz entflohn.“ —
Wahrhaftig! ob die Wangen
Noch mit dem Lenze prangen,
Wie, oder ob den Wangen
Der kurze Lenz vergangen,
Das weiß ich nicht; doch was ich weiß,
Will ich euch sagen: daß ein Greis,
Sein bißchen Zeit noch zu genießen,
Ein doppelt Recht hat, euch zu küssen.

An die Schwalbe.

Die zwölfte Ode Anakreos.

Schwatzhafteste der Schwalben, sprich,
Was thu ich dir? wie straf' ich dich?
Soll ich dich um die Schwingen
Mit meiner Scheere bringen?
Soll ich, zu deiner Pein,
Ein andrer Tereus seyn?
Und willst du gern der Progne gleichen?
Mußt du, zu frühe Schwätzerin,
Mußt du von meiner Schäferin
Mir meinen schönen Traum verscheuchen?

Die Kunstrichter und der Dichter.

Die Kunstrichter.

Ihr Dichter! seyd des Stoffes voll,
Den eure Muse singen soll:
Alsdann geräth das Lied euch wohl.

Der Dichter.

Wohl! wohl! ihr Herren Richter, wohl!
Seht her! ich bin des Stoffes voll,

Den meine Muse singen soll;
Ich bin, ich bin des Weines voll;
Und doch geräth kein Lied mir wohl.

Die Kunstrichter.

Du bist des Stoffes allzu voll,
Den deine Muse singen soll:
Darum geräth kein Lied dir wohl.

An die Kunstrichter.

Schweigt, unberauschte, finstre Richter!
Ich trinke Wein, und bin ein Dichter.
Thut mir es nach, und trinket Wein;
So seht ihr meine Schönheit ein.
Sonst wahrlich, unberauschte Richter,
Sonst wahrlich seht ihr sie nicht ein!

Fragmente.

Aus einem Gedichte über die menschliche Glückseligkeit.

Wie kömmt es, daß ein Geist, der nichts als Glauben haßt,
Und nichts als Gründe liebt, den Schatten oft umfaßt.
Wenn er die Wahrheit denkt in sichern Arm zu schließen,
Daß ihm zum Anstoß wird, was alle Kinder wissen?
Wer lehrt mich, obs an ihm, obs an der Wahrheit liegt?
Verführet er sich selbst? Ist sie's, die ihn betrügt?
Vielleicht hat beides Grund, und wir sind nur erschaffen,
Anstatt sie einzusehen, bewundernd zu begaffen.
Sie, die der Dirne gleicht, die ihre Schönheit kennt,

Und jeden an sich lockt, und doch vor jedem rennt.
Auch dem, der sie verfolgt, und fleht und schenkt und schwöret,
Wird kaum ein Blick gegönnt, und wird nur halb gehöret.
Verzweifelnd und verliebt wünscht sie die Welt zu sehen;
Stürzt jeden in Gefahr, um keinem beizustehn.
Ein Zweifler mahle sich ihr Bild in diesen Zügen;
Nein, sie betrügt uns nie! — — Wir sinds, die uns betrügen.

* * *

Ein Geist, der auf den Pfad, den man vor ihm gegangen,
Nicht weiter kommen kann, als tausend mitgelangen,
Verliert sich in der Meng, die kein Verdienst besitzt,
Als daß sie redlich glaubt, und was sie weis, beschützt.
Dies ist es was ihn quält. Er will daß man ihn merke.
Zum Folgen allzustolz, fehlt ihm der Führer Stärke.
Drum springt er plötzlich ab, sucht kühn, doch ohn Verstand,
Ein neues Wahrheitsreich, ein unentdecktes Land.
Ihm folgt ein leichter Schwarm noch zehnmal kleinrer Geister.
Wie glücklich ist er nun; die Rotte nennt ihn Meister.

Er wagt sich in die Welt mit Witz und frecher Stirn.
Und was lehrt uns denn nun sein göttliches Gehirn?
Dank sey dem großen Geist, der Furcht und Wahn vertrieben!
Er sprichts, und Gott ist nicht zu fürchten, nicht zu lieben.
„Die Freiheit ist ein Traum: die Seele wird ein Ton,
„Und meynt man nicht das Hirn versteht man nichts davon.
„Dem Gut und Bösen setzt ein blöder Weise Schranken,
„Und ihr beglaubtes Nichts wohnt nun in den Gedanken.
„Cartusch und er, der nie sein Leid und Neid vergaß,
„Cartusch und Epiktet verdient nicht Ruhm, nicht Haß.
„Der stahl, weils ihm gefiel, und weil er stehlen mußte;
„Der lebte tugendhaft, weil er nichts bessers wußte;
„Der ward, wie der regiert, und seiner Thaten Heer
„War wie ein Uhrwerk nie, auch nie ein Sterblicher.
„Wer thut was ihm gefällt, thut das was er thun sollte;
„Nur unser Stolz erfand das leere Wort: ich wollte.
„Und eben die, die uns stark oder schwach erschaft,

„Sie, die Natur, ſchafft uns auch gut und laſterhaft.“
Wer glaubte, daß ein Geiſt um kühn und neu zu denken,
Sich ſelber ſchänden kann, und ſeine Würde kränken?

* * *

Der Menge Beifall iſt zwar nie der Wahrheit Grund,
Und oft liegt ihre Lehr in eines Weiſen Mund,
Die, alles ſelbſt zu ſehn, in ſich zurückgegangen,
Des Zweifels Gegengift durch Zweifeln zu erlangen.
Doch macht den größten Theil auch das zum Lügner nicht,
Weil der und jener Narr von Gegengründen ſpricht.
Er, der die Wahrheit ſucht, darf nicht die Stimmen zählen;
Doch wenn die Menge fehlt, ſo kann auch einer fehlen.
Ich glaub, es iſt ein Gott, und glaub es mit der Welt,
Weil ich es glauben muß, nicht weil es ihr gefällt.
Doch der, der ſich nicht ſelbſt zu denken will erkühnen,
Der fremdes Wiſſen nutzt, dem anderer Augen dienen,
Folgt klüglicher der Meng als einem Sonderling. —

* * *

Genug

Ewig muß ich also leben,
Ewig! denn, beim Gott der Reben!
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Der Faule.

Rennt dem scheuen Glücke nach!
Freunde, rennt euch alt und schwach!
Ich nehm' Theil an eurer Müh:
Die Natur gebietet sie.
Ich, damit ich auch was thu, —
Seh' euch in dem Lehnstuhl zu.

Der Flohr.

O Reize voll Verderben!
Wir sehen euch, und sterben.
O Augen, unser Grab!
O Chloris, darf ich flehen?
Dich sicher anzusehen,
Laß erst den Flohr herab!

Ein Weiser schätzt kein Spiel, wo nur der Fall regieret,
Und Klugheit nichts gewinnt und Dummheit nichts verlieret.
Verlust ohn meine Schuld ist ein zu bittres Gift,
Und Glück ergötzt mich nicht, das auch die Narren trifft.
Stirb, und verlaß die Welt, das Urbild solcher Spiele,
Wo ich Pein ohne Schuld und Lust mit Eckel fühle.
Doch warum eifr' ich so? Gott ist, mein Glück steht fest,
Das Wechsel, Schmerz und Zeit mir schmackhaft werden läßt.

* * *

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehört;
So höre, was mich einst ein frommer Mönch gelehrt.
Zur gütigen Natur kroch mit Verdruß und Klage,
Der Gärten fleißiger Feind, der irrdsche Feind vom Tage.
„Natur, dem Maulwurf nur warst du stiefmütterlich?
„Für alle sorgtest du? und sorgtest nicht für mich?
„Was klagst du? — O Natur! das solltest du nicht wissen?
„Warum soll ich allein das Glück zu sehen missen?
„Der Mensch sieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran;
„Der Falle zu entgehn, gib, daß ich sehen kann.

„Sey sehend, daß ich auch bei dir entschuldigt werde!“
Er sah, und grub sich gleich in die geliebte Erde.
Hier, wo kein Strahl des Lichts die Finsterniß verjagt,
Was nutzt ihm hier sein Glück? daß er von neuem klagt.
„Natur, schrie er zurück, das sind unmöglich Augen.
„Sie sinds, nur daß sie nicht für einen Maulwurf taugen.“

* * *

Und das, was in mir wohnt, was in mir fühlt und denket;
Das, was zwar mein Gehirn, doch nicht die Welt umschränket:
Das, was sich selber weis, und zu sich spricht: ich bin;
Was auch die Zeit beherrscht, und was mit der will fliehn,
Durch unsichtbare Macht auf heut und morgen bringet,
Und Morgen, eh es wird, mit weitem Blick durchdringet;
Das mich, dem die Natur die Flügel nicht verliehen,
Vom niedern Staube hebt, die Himmel zu umziehen;
Das was die Stärk ersetzt, die in dem Löwen wüthet,

Wodurch der Mensch ein Mensch, und ihn als Mensch gebiethet:
Das wird des Uhrwerks Kraft, das im Gehirne geht,
Und seines Körpers Theil, weil man es nicht versteht.
Doch sprich du kluger Thor, wenn es die Körper zeugen,
Versteht man es denn eh, als wenn es Geistern eigen?
Du machest Schwierigkeit durch Schwierigkeiten klar,
Vertreibst die Dämmerung und bringst die Nacht uns dar.
Wie jetzo meinem Licht, das in den stillen Stunden
Mit meinem Fleiße wacht, der noch kein Glück gefunden,
Da ich es putzen will, die unachtsame Hand
Den Dacht zu knapp gekürzt, die Flamme gar verschwand. ꝛc.

Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp **.

Die Schule macht den Dichter? Nein.
Er, welchen die Natur zu ihrem Maler wählet,
Und ihn, ein mehr als Mensch zu seyn,
Mit jenem Feur beseelet,
Das leider mir! doch nicht von Sp** fehlet;
Dem sie ein fühlend Herz und ein harmonisch Ohr,

Und einen Geist verlieh, dem Glück und Ehr und Thor
Nie marternd Misvergnügen macht,
Wenn nur auf ihn die holdre Muse lacht,
Die seinen edlern Theil von dem Vergessen sparet;
Wofür ein Titel nicht, nicht Königsgunst bewahret.
Ein solcher dringt hervor, wohin das Glück ihn stieß,
Das gern auch Dichter plazen wollte,
Ist minder das, was es ihn werden ließ,
Als was er werden sollte.

* * *

Und schon hat man gesehen,
Als zweifach Adams Sohn, ihn hinterm Pfluge gehen.
Als fauler Rinder Herr wagt er ein göttlich Lied;
Das Musen vom Olymp, ihn aus dem Staube zieht;
Er wirft den Zepter weg, den er mit Klatschen schwang,
Singt schöner ungelehrt, als G** mühsam sang.

* * *

Noch öftrer treibet ihn, für Musen nur geschaffen,
Ein neidisches Geschick zu ungeliebten Waffen,
Und läßt ihn, statt auf Pindus Höh
Im wühlenden Gelerm des wilden Lagers schlafen.
Jedoch umsonst: sein rührend Rohr,
Schweigt bei Carthaunen nicht, und tönt Trompeten vor.

Sein Muth erstickt nicht seinen Witz;
Sein zärtliches Gefühl nicht Gier berühmt zu sterben;
Und die gefaltne Stirn, des Schreckens finstrer Sitz,
Vom Einfall aufgeklärt, wird keinen Scherz verderben.
Die Musen staunen sanft, bei Helden sich zu finden;
Die ihrer Lorbeern Schmuck in Mavors Lorbeern winden.

Aus einem Gedichte über den jetzigen Geschmack in der Poesie.

Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Jamben fort,
Noch bringst du gleichen Schall an den gewohnten Ort;
Noch denkst du, wie man denkt, eh man den Witz verwöhnet,
Daß er sich eckel nur nach seltnen Bildern sehnet;
Noch redst du, wie man redt, eh man die Zunge bricht,
Daß sie lateinisch-deutsch mit schönen Stammeln spricht;
Noch hast du nicht gewagt ein römisch Lied zu spielen
Das von Gedanken strotzt, doch minder hat zum fühlen;

Noch tönt dein schwacher Mund die Götterſprache nicht;
Noch giebſt du jedem Zug ſein ihm gehörig Licht;
Noch trägt Wort und Begriff bei dir nicht neue Banden;
Wer dich geleſen hat, der hat dich auch verſtanden;
Du biſt von kalter Art, die gern vernünftig denkt,
Und ihrem Zweifel mehr, als ihrem Witze ſchenkt ...
Und willſt ein Dichter ſeyn? .. Geh, laß den ſchweren Namen,
Zum Dichter trägſt du kaum den ungekeimten Saamen.

So ſprach ein großer Geiſt, von K** Feur erhitzt,
Zu meiner Muſe jüngſt, die noch im Dunkeln ſitzt.
Mitleidig wollt er mich die kühnen Wege lehren,
Wo uns die Welt nicht hört, doch künftge Welten hören.
Nein, ſprach ich, jener Wahn hat mich noch nicht berauſcht,
Der nicht die Feſſeln flieht, die Feſſeln nur vertauſcht;
Die Ketten von dem Fuß ſich an die Hände leget,
Und glaubt, er trägt ſie nicht, weil ſie der Fuß nicht träget.
Du ſiehſt, wo Opitz ging ... Voll Zorn verließ er mich,
Und donnert hinten nach: kein Schweitzer lobe dich!

Erſchüttert von dem Fluch bis an das Mark der Glieder,

Schlug ich, dem Sünder gleich, die Augen schamhaft nieder,
Für den die Rache schon den Stab gebrochen hat,
Bestimmt zum Prediger der Tugend auf dem Rad,
Vom kalten Schaur erlosch in mir das heilige Feuer,
Das stille Dichter lehrt auch sonder einem M**
Voll Eckel sah ich mich, und sahe mich veracht;
Von Enkeln nicht gekannt, die B** schwärmrisch macht.
Ich sah voll Furcht hinaus auf Scenen künftger Dichter,
Die Wage der Critik hielt ein gewaltger Richter,
Der seines Beifalls Wucht mit auf die Schale legt,
Die, wie sein Finger will, steigt oder überschlägt ꝛc.

Aus einem Gedichte an den Herrn M**.

Der lobt die Neuern nur, und der lobt nur die Alten.
Freund, der sie beide kennt, spricht, mit wem soll ichs halten?
Die Weisheit, war sie nur verflossner Zeiten Ehr?
Ist nicht des Menschen Geist der alten Größe mehr?
Wie? oder ward die Welt zu unsrer Zeit nur weise?
Und stieg die Kunst so spät bis zu dem höchsten Preise?

Nein, nein: denn die Natur wirkt sich stets selber gleich,
Im Wohlthun stets gerecht, an Gaben allzeit reich.
An Geistern fehlt es nie, die aus gemeinen Schranken
Des Wissens sich gewagt, voll schöpfrischer Gedanken;
Nur weil ihr reger Sinn, nicht allzeit eins geliebt,
Ward von der Kunst bald der, bald jener Theil geübt.
Das Alter wird uns stets mit dem Homer beschämen,
Und unsrer Zeiten Ruhm muß Newton auf sich nehmen.
Zwei Geister gleich an Größ, und ungleich nur im Werk,
Die Wunder ihrer Zeit, des Neides Augenmerk.
Wer zweifelt, daß Homer ein Newton worden wäre,
Und Newton wie Homer der ewgen Dichtkunst Ehre,
Wenn dieser das geliebt, und dieses der gewählt,
Worinnen beiden doch nichts mehr zum Engel fehlt?

Vor diesem galt der Witz, und durch den Witz der Dichter,
Selbst Griechen machten ihn zum Feldherrn und zum Richter.
Jetzt sucht man mehr als Witz; die Zeit wird gründlicher,
Und macht den Weg zum Ruhm dem Weisen doppelt schwer.
Nutz geht Vergnügung vor. Was nur den Geist ergötzet,

Den Beutel ledig läßt, verdient das, daß mans schätzet?
Ihr weisen Enkel seht der Aeltern Fehl wohl ein:
Sonst ward der Dichter groß, nun wirds ein Schreiber seyn.
Schon recht, der nutzt dem Staat. Und müßige Poeten
Hat Platos Republik, Europa nicht, vonnöthen.

Was ist denn ihre Kunst, und worauf trotzen sie?
Der Dummkopf, der sie schmäht, begriff ihr Vorrecht nie.
Ihr Muster ist Natur, sie in belebten Bildern
Mit eignen Farben uns, verschönert oft, zu schildern.
Doch, Dichter, sage selbst, was schilderst du von ihr?
Der Dinge Flächen nur und Schein gefallen dir.
Wie sie das Auge sieht, dem Geiste vorzumalen,
Bleibst du den Sinnen treu, und machst auch Geistern Schalen.
Ins innre der Natur dringt nie dein kurzer Blick;
Dein Wissen ist zu leicht und nur des Pöbels Glück.

Allein mit kühnem Aug' ins Heiligthum zu blicken,
Wo die Natur im Werk, bemüht mit Meisterstücken,
Bey dunkler Heimlichkeit, der ewgen Richtschnur treu,

Zu unserm Räthsel wird, und Kunst ihr kömmt nicht bey;
Der Himmel Kenner seyn; bekannt mit Mond und Sternen,
Ihr Gleis, Zeit, Größ und Licht durch glückliches Rathen lernen;
Nicht fremd seyn auf der Welt, daß man die Wohnung kennt,
Des Herrn sich mancher Thor, ohn sie zu kennen, nennt;
Bald in dem finstern Schacht, wo Graus und Reichthum thronet,
Und bei dem Nutz Gefahr in hohlen Felsen wohnet,
Der Steine theure Last, der Erzte hart Geschlecht,
Der Gänge Wunderlauf, was schimmernd und was ächt,
Mit mühsamer Gefahr und fährlichen Beschwerden,
Neugierig auszuspähn und so ihr Herr zu werden;
Bald in der lustgen Plän, im schauernd dunkeln Wald,
Auf kahler Berge Haupt, in krummer Felsen Spalt;
Und wo die Neubegier die schweren Schritte leitet,
Und Frost und Wind und Weg die Lehrbegier bestreitet,
Der Pflanzen grünen Zucht gelehrig nachzugehn,
Und mit dem Pöbel zwar, doch mehr, als er, zu sehn.
Bald mehr Vollkommenheit in Thieren zu entdecken,
Der Vögel Feind zu seyn und Störer aller Hecken;
Zu wissen was dem Bär, die starken Knochen füllt,

Was in dem Elend zuckt, was aus dem Ochsen brüllt,
Was in dem Ocean für scheußlich Unthier schwimmet,
Und welche Schnecken Brut an seinem Ufer glimmet,
Was jedem Thier gemein, was ihm besonders ist,
Was jedes Reich verbindt, wo jedes March sich schließt.
Bald mit geübtem Blick den Menschen zu ergründen,
Des Blutes Kreislauf sehn, sein festes Triebwerk finden:
Dazu gehöret mehr, als wenn beim Glase Wein,
Der Dichter ruhig singt, besorgt nur um den Schein.

O Zeit, beglückte Zeit! wo gründlich seltne Geister,
Gott in der Creatur, im Kunststück seinen Meister,
Dem Spötter aufgedeckt, der blind sich und die Welt
Für eine Glücksgeburt des blinden Zufalls hält.
Rühmt eure Dichter nur, ihr Väter alter Zeiten,
Die Meister schönen Wahns, und kleiner Trefflichkeiten,
Durch die Gott und sein Dienst ein albern Mährlein ward,
Vom Pöbel nur geglaubt, der Geister kleinster Art.
Die Wahrheit kam zu uns im Glanz herabgeflogen,
Und hat im Newton gern die Menschheit abgezogen.
Uns ziert ein Aldrovand, ein Reaumur ziert noch mehr,
Als alle Musen euch im einzigen Homer.
Was großes ist es nun, sich einen Held erdenken,

Und ihn mit eigner Kraft in schweres Unglück
senken,
Woraus ihn bald ein Gott, bald unbeglaubter
Muth
Mit großen Thaten reißt, die der Poete thut?
Braucht nicht der Philosoph mehr Witz und stärkre
Sinnen,
Der kleine Wunder sucht, bekannt mit Wurm und
Spinnen?
Dem keine Raupe kriecht, der Namen er nicht
nennt,
Und jeden Schmetterling vom ersten Ursprung
kennt;
Dem Fliegen nicht zu klein, noch Käfer zu geringe.
Und in der Mücke sieht den Schöpfer aller Dinge;
Dem jeder Essigtropf wird eine neue Welt,
Die eben der Gott schuf und eben der Gott hält.
Da sieht er Abentheuer, die jener nur erfindet,
Und ist des Staates kund, den Bien und Ameis
gründet.
Ja, wenn ein Molier, der Tugend muntrer Freund,
Der Spötter eiteln Wahns, des Lächerlichen Feind,
Auf Fehler merksam wird, und lernt aus hundert
Fällen,
Der Menschen trotzig Herz und trügrisches Ver-
stellen;
Wenn seiner Spötterey kein alter Hut entgeht,
Und ihm das Laster nie zu hoch zur Strafe steht;
Braucht er so viel Verstand, als wenn aus kleinen
Reisen
Des Schwanzsterns, Dörfel uns will seine Lauf-
bahn weisen,
Wenn er aus einem Stück aufs Ganze richtig schließt

Und durch den einen Bug die ganze Krümmung mißt?
Braucht er so viele Kunst, die Winkel zu entdecken,
In die, das scheue Heer, die Laster sich verstecken,
Als jener, der im Glas entfernte Monden sieht,
Und ihre Gröss und Bahn in helle Tafeln zieht?
Und als ein andrer, der aus wenigen Minuten
Die Fahrt des Lichts bestimmt, und rechnet sie nach Ruthen?
Wer braucht mehr Geist und Müh, der, der in fauler Lust
Den Wein trinkt und erhebt, gelehnt an Phyllis Brust?
Wie? oder der sein Feur, wie es die Sonn erzeuget,
Und wie der Saft im Stock durch enge Röhren steiget,
Aus Gründen uns erklärt, und werth ist, daß der Wein,
Ihn einzig nur erfreu und stärk ihn nur allein?

Der Dichtern nöthge Geist, der Möglichkeiten dichtet,
Und sie durch seinen Schwung der Wahrheit gleich entrichtet,
Der schöpferische Geist, der sie beseelen muß,
Sprich, M***, du weists, braucht den kein Physicus?
Er, der zuerst die Luft aus ihrer Stelle jagte,
Und mehr bewies, als man je zu errathen wagte;

Er, der im Sonnenstrahl den Grund der Farben fand,
Und ihre Aenderung in feste Regeln band;
Er, der vom Erdenball die platten Pole wußte,
Eh ein Maupertuis sie glücklich messen mußte;
Hat die kein Schöpfergeist bei ihrer Müh beseelt:
Und ist er nur Homer, weil ihm ein ältrer fehlt?

* * *

Wird Aristoteles nicht ohne Grund gepriesen,
Dem nie sich die Natur, als unterm Flor gewiesen?
Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
Ist, was er andre lehrt und selber nicht versteht.*)
Zu glücklich, wenn sie nicht mit spitzig strichten Grillen
Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen!
Ein selbst erwählter Grund stützt keine Wahrheit fest,
Als die man statt zu sehn sich selber träumen läßt;
Und wie wir die Natur bei alten Weisen kennen,
Ist sie ihr eigen Werk, nicht Gottes Werk zu nennen.
Vergebens sucht man da des Schöpfers Majestät,
Wo alles nach der Schnur verkehrter Grillen geht.
Wird gleich die Faulheit noch die leichten Lügen ehren,
Genug, wir sehen Gott in neuern klärern Lehren.

---

*) In seinen reifern Jahren dachte mein Bruder von diesem Philosophen anders.

Stagirens Ehr ist jetzt den Physikern ein Kind;
Wies unsre Dichter noch bei alten Dichtern
sind ꝛc.

Anmerkung. Daß dieses Gedicht nicht ganz ist, und daß ich es an vielen Orten selbst nicht mehr verstehe, dieses habe ich dem verstorbenen Herrn Professor Menz in Leipzig zu danken. Der Freund, an den es gerichtet ist, ließ es in ein Physikalisches Wochenblatt einrücken. Diese Ehre kam mir ein wenig theuer zu stehen. Herr Menz war Censor und zum Unglück einer von denen, welche vermöge dieses Amts, das Recht zu haben glauben, die Schriftsteller nach Belieben zu mißhandeln. Er hat unter andern den ganzen Schluß weggestrichen, worinne man über gewisse, wenn Gott will, physikalische Kindereyen lachte, in welchen der und jener Naturlehrer alle seine Geschicklichkeit bestehen läßt.

An den Herrn Marpurg,

über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen; besonders der Poesie und Tonkunst.

Der du, für dich und uns, der Töne Kräfte kennst,
Der Kunst und der Natur ihr wahres Amt ernennst,
Maaß, Gleichheit, Ordnung, Werth im Reich der Schalle lehrest,
Denkst, wo man sonst nur fühlt, und mit der Seele höreſt,
Dein Ohr nicht kützeln läßt, wenn du nicht weißt, warum?
Dem schwere Schönheit nur Lust bringt und Meistern Ruhm;
Freund, sprich, soll die Musik nicht alle Welt ergötzen?
Soll sies; was darf man sie nach strengen Regeln schätzen?

Die grübelnde Vernunft dringt sich in alles ein,
Und will, wo sie nicht herrscht, doch nicht entbehret seyn.
Ihr flucht der Orthodox; denn sie will seinem Glauben,
Der blinde Folger heischt, den alten Beifall rauben.
Und mich erzürnt sie oft, wenn sie der Schul entwischt,

Und spitz'gem Tadel hold, in unsre Lust sich mischt.
Gebietrisch schreibt sie vor, was unsern Sinnen
tauge,
Macht sich zum Ohr des Ohrs, und wird des Au-
ges Auge.
Dort steigt sie allzuhoch, hier allzutief herab,
Der Sphär nie treu, die Gott ihr zu erleuchten
gab.
Die ist des Menschen Herz, wo sich bei Irrthums
Schatten
Nach innerlichem Krieg, mit Lastern Laster gatten,
Wo neues Ungeheur, ein jeder Tag erlebt,
Und nach dem leeren Thron ein Schwarm Rebellen
strebt.
Hier laß, Vernunft, dein Licht, uns unsern Feind
erblicken,
Hier herrsche sonder Ziel, hier herrsch uns zu be-
glücken.
Hier findet Tadel, Rath, Gesetz und Strafe statt.
Doch so ein kleines Reich macht deinen Stolz
nicht satt.
Du fliehst auf Abentheur ins Elend zu den
Sternen,
Und baust ein stolzes Reich in unermeßnen Fernen,
Spähst der Planeten Lauf, Zeit, Größ und Ord-
nung aus,
Regierst die ganze Welt, nur nicht dein eignes
Haus.
Und steigst du dann und wann, voll Schwindel
aus den Höhen,
Zufrieden mit dir selbst, wie hoch du steigst, zu
sehen,
So kömmst du, statt ins Herz, in einen Criticus,

Der, was die Sinne reizt, methodisch mustern muß,
Und treibst durch Regeln, Grund, Kunstwörter, Lehrgebäude,
Aus Lust die Quintessenz, rectificirst die Freude,
Und schafft, wo dein Geschwätz am schärfsten überführt,
Daß viel nur halb ergötzt und vieles gar nicht rührt;
Das Fühlen wird verlernt und nach erkiesten Gründen
Lernt auch ein Schüler schon des Meisters Fehler finden,
Und hält, was Körner hat, für ausgedroschnes Stroh;
Denn Eckel macht nicht satt, und Eigensinn nicht froh.
Ist der Vergnügen Reich nicht klein genug umschränket,
Daß unser eckler Witz auf engre Marchen denket?
Treibt denn der Baum der Lust, Holz so im Ueberfluß,
Daß man gewaltsam ihm die Aeste rauben muß?
Ist unsre Freud ein Feur, das sich zu reichlich nähret,
Das uns, schwächt man es nicht, anstatt erwärmt, verzehret?
Ist das, was uns gefällt, denn lauter starker Wein,
Den man erst wässern muß, wenn er soll heilsam seyn?
O nein! denn gleich entfernt vom Geitz und vom Verschwenden,

Floß, was du gabst, Natur, aus sparsam klugen Händen.
Was einen Bauer reißt, macht keine Regel schlecht;
Denn in ihm wirkt ihr Trieb noch unverfälschlich ächt;
Und wenn die kühne Kunst zum höchsten Gipfel flieget,
So schwebt sie viel zu hoch, daß ihn ihr Reiz vergnüget.
So wie des Weingeists Gluth, weil er zu reinlich brennt,
Kein dichtes Holz entflammt noch seine Theile trennt.

Freund, wundre dich nur nicht, daß einst des Orpheus Saiten
Die Tyger zahm gemacht, und lehrten Bäume schreiten:
Das ist, ein wildes Volk den Thieren untermengt,
Hat, wenn er spielte, sich erstaunt um ihn gedrängt.
Sein ungekützelt Ohr fühlt süße Zaubereyen,
Ihn lehrt die Macht der Kunst die Macht der Götter scheuen,
Und was der Wundermann lobt, rathet und befiehlt,
Hat bei den Rauhesten den Reiz, mit dem er spielt.
Die Menschlichkeit erwacht; der Tugend sanftes Feuer
Erhitzt die leere Brust und wird die Frucht der Leyer.

Der Wald sieht sich verschmäht, man sammelt sich zu Hauf,
Man herrscht, man dient, man liebt und bauet Flecken auf.
So wirft ein Leyermann, und Gott weiß was für einer!
Den Grund zum größten Staat, und macht die Bürger feiner.
Doch, wars ein Wunder? Nein. Dem unverwöhnten Ohr,
Das noch nichts schöners kennt, kömmt alles göttlich vor.
Jetzt aber = = wähle selbst, nimm Hassen oder Grauen
Und sprich, ihr edler Stolz, wird er sich so viel trauen?
Er beßre, wenn er kann, das ungeschliffne Land.
Dem Junker und dem Bau'r fehlt noch gleich viel Verstand.
Er geh, sind sie es werth, und lehr mit Opertönen,
Was sich nicht lehren läßt, den ohne Murren fröhnen,
Und jenen ohne Stolz ein Bauerkönig seyn.
Der Priester räumt ihm gern dazu die Kirchen ein.
Doch er wird zehnmal eh die Karpfen in den Teichen,
Als ihren dummen Baur und Bauerherrn erweichen.
Nicht, weil er schlecht gespielt, weil er kein Orpheus ist,
Des Kunst die Billigkeit nach seinen Zeiten mißt;

Nein, weil jetzt, (güldne Zeit!) der Pöbel auf den Straßen,
Ein eckler Ohr besitzt, als Kenner sonst besaßen.
Erst drängt er durch die Wach, sich toll ins Opernhaus,
Urtheilt erbärmlich dann, und strömt in Tadel aus.
Die Wendung war zu alt, die kam zu oftmals wieder;
Hier stieg er allzuhoch, hier fiel er plötzlich nieder:
Der Einfall war dem Ohr zu unerwartet da,
Und jener taugte nichts, weil man zuvor ihn sah;
Bald wird das Taurige zum Heulen wüster Töne.
Bald ist die Sprach des Leids zu ausgekünstelt schöne;
Dem ist das Fröhliche zu schäkernd possenhaft,
Und jenem eben das ein Grablied ohne Kraft;
Das ist zu schwer gesetzt, und das für alle Kehlen;
Und manchem scheint es gar ein Fehler nie zu fehlen;
Das Wort heißt zu gedehnt, und das nicht gnug geschleift;
Die Loge weint gerührt, wo jene zischt und pfeift.
Wo kömmt die Frechheit her, so unbestimmt zu richten?
Wer lehrt den gröbsten Geist die Fehler sehn und dichten?
Ist nicht, uneins mit sich, ein Thor des andern Feind?
Und fühlt der Künstler nur sie all' auf sich vereint?
Ist nicht der Grund, weil sie erschlichne Regeln wissen,

Und, auf gut Glück, darnach vom Stock zum Winkel schließen?
Es ists. Nun table mich, daß ich die Regeln schmäh,
Und mehr auf das Gefühl, als ihr Geschwätze seh.
Die Schwester der Musik hat mit ihr gleiches Glücke,
Critiken ohne Zahl und wenig Meisterstücke,
Seit dem der Philosoph auf dem Parnasse streift,
Und Regeln abstrahirt und die mit Schlüssen steift.
Der Schüler hat gehört, man müsse fließend dichten.
Was braucht der Schüler mehr des Schweitzers Lied zu richten?
Grob, Lohensteinisch, schwer, giebt seinen Worten Wucht.
Die Menge lobt den Wahn; das ist des Wahnes Frucht.
Ja, seine Tyranney hat leichte Besserungen
Nach langem Widerstand ihm endlich abgedrungen.
Und bersten möcht ich oft, wenn tadelndes Geschmeiß,
Das kaum mit Müh und Noth die drei Einheiten weis,
Den Plaut und Molier zu übersehen glaubet,
Das ist, dem Herkules im Schlaf die Keule raubet,
Und brächt ihm gern damit schimpfsvolle Wunden an;
Nur Schade! daß kein Zwerg sie mächtig führen kann.
Kunstwörter müssen dann der Dummheit Blöße decken
Und ein gelehrt Citat macht Zierden selbst zu Flecken.
Ach arme Poesie! anstatt Begeisterung,

Und Göttern in der Bruſt, ſind Regeln jetzt genung.
Noch einen Bodmer nur, ſo werden ſchöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, ſtatt Geiſt und Feuer füllen.
Sein Affe ſchneidert ſchon ein ontologiſch Kleid
Dem zärtlichen Geſchmack zur Maſcaradenzeit.
Sein kritiſch Lämpchen, hat die Sonne jüngſt erhellet,
Und Klopſtock ward durch ihn, wie er ſchon ſtand, geſtellet.

Tonarten, Intervall, Accorde, Diſſonanz,
Manieren, Clauſeln, Tact, Strich, Conterpunct und Schwanz,
Mit hundert Wörtern mehr, die tauſend nicht verſtehen,
Worauf ſich tauſend doch pedantiſch albern blehen,
Freund, ſey ſo gut, verbräm mein allzudeutſch Gedicht,
Damit man auch von mir als einen Kenner ſpricht.
Doch nein * * Es möchte mich ein Pfau zu rupfen faſſen,
Wobey ich nichts gedacht, mag ich nichts denken laſſen.
Zwar durch Beſcheidenheit fliegt man nicht Himmel an.
Dem Mädchen ſteht die Scham, und Prahlerey dem Mann.
Die Regeln ſind dazu, daß wir nicht dürfen ſchweigen,
Wenn Meiſter emſig ſind und ſich in Thaten zeigen.
Wer hat ſo müßge Zeit und ſitzet mühſam ſtill,
Daß er erſt alles lern, wovon er reden will?

Ein Weiser braucht den Mund zum Richten und am Tische.
Wer schweigt, ist dumm. Drum sind das dümmste Vieh, die Fische.
Bei einem Glase Wein, kömmt manches auf die Bahn;
Da heißt es: rede hier, daß man dich sehen kann.
Und reden kann man ja. Vom Setzen, Dichten, Malen,
Lehrt auch das kleinste Buch, wo nichts verstehn, doch prahlen.

Der Schwätzer hat den Ruhm: dem Meister bleibt die Müh.
Das ist der Regeln Schuld, und darum tadl' ich sie.
Doch meynet man vielleicht, daß sie dem Meister nützen?
Man irrt; daß hieß die Welt mit Elephanten stützen.
Ein Adler hebet sich von selbst der Sonne zu;
Sein ungelernter Flug erhält sich ohne Ruh.
Der Sperling steigt ihm nach, so weit die Dächer gehen.
Ihm auf der Feuereß, wenns hoch kömmt, nachzusehen.
Ein Geist, den die Natur zum Muster-Geist beschloß,
Ist, was er ist, durch dich; wird ohne Regeln groß.
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher.
Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul und Bücher.

Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt.
Wer fasset seinen Werth? Er selbst nur kann ihn fassen.
Sein Ruhm und Tadel bleibt ihm selber überlassen.
Fehlt einst der Mensch in ihm, sind doch die Fehler schön;
Nur seine Stärke macht, daß wir die Schwäche sehn.
So kann der Astronom die fernen Sonnenflecken,
Durch Hülf des Sonnenlichts, und anders nicht entdecken.
Nachahmen wird er nicht, weil eines Riesen Schritt
Sich selbst gelassen, nie in Kindertappen tritt.
Nun saget mir, was dem die knechtsche Regel nützet,
Die, wenn sie fest sich stützt, sich auf sein Beispiel stützet?
Vielleicht daß Feur und Geist durch sie erstücket wird;
Denn mancher hat aus Furcht zu irren, sich verirrt.
Wo er schon Vorsicht braucht, verliert er seinen Adel.
Er singet sonder Neid, und darum ohne Tadel.

Doch jedes Hundert Jahr, vielleicht auch seltner noch,
Kömmt so ein Geist empor und wird der Schwächern Joch;
Muß man, wenn man sich schwingt, stets adlermäßig schwingen?

Soll nur die Nachtigall in unsern Wäldern singen?
Der nebelhafte Stern muß auch am Himmel stehn;
Bei vieler Sonnen Glut würd unsre Welt vergehn.
Drum wird dem Mittelgeist vielleicht die Regel nützen?
Die Säul war dort zur Zier, und hier ist sie zum Stützen.
Doch, Freund, belehre mich, wie den Apollo nennt,
Wenn er die Töne gleich als seine Finger kennt,
Besäß sein schwerer Geist Euclid en und Carteſen,
Und Eulern könnt er gar, wie ich Calandern lesen.
Allein, er wagte nichts, allein er dachte nie,
Dem Führer allzutreu und folgte wie das Vieh;
Und täuschte nur das Ohr mit künstlichem Geklimper:
Wie nennt Apollo den? Wenns hoch kömmt einen Stümper.
Auch Dichter kenn ich gnug, die nur die Regel macht.
Wer diesem Gott nicht dient, ist ihnen in der Acht.
Wagt sich ihr netter Geist in Molierens Sphäre;
So kömmt kein Monolog, kein freyer Knecht die Quere;
Gesetzt er machte gleich die Augen thränenvoll,
Wo man nach Sitt und Recht sich selbst belachen soll.
Was schadt das? Hat er doch die Regeln nie verletzet,
Und gar, o seltner Ruhm! noch neue zugesetzet.

Die Richter preisen ihn und rufen: seht, da seht!
Wie auch ein großer Geist mit Reiz in Fesseln geht.
Allein, Freund, lachst du nicht, daß ich von Stümpern spreche?
Wer andrer Schwäche zeigt, verberg erst seine Schwäche.
Doch ja, du lachst nicht nur; du gähnst auch über mich.
Gut, schlafe nur nicht ein. Ich schließ und frage dich:
Wenn der, der wenig braucht, und minder noch begehret,
Bei seiner Armuth lacht und Reiche lachen lehret,
Der nichts verdrießlich findt, auf alles Zucker streut,
Die Freude sich nie kauft, und sich doch täglich freut:
Wenn der zu preisen ist, ist der nicht auch zu preisen,
Deß Ohr sich nicht empört bei mittelmäßgen Weisen,
Der bei des Hirten Flöt und muntern Dorfschalmeyn!
So freudig kann, als du in Graunens Opern seyn?

Dies Glück, Freund, wünsch ich dir! und willst du dich bedanken;
So wünsch mir gleiche Lust aus Hallern und aus Hanken.

Die Religion.

Erster Gesang.

Vorerinnerung.

*) Die Religion ist, schon seit verschiedenen Jahren, die Beschäftigung meiner ernsthaften Muse gewesen. Von den sechs Gesängen, die ich größtentheils darüber ausgearbeitet habe, ist vor einiger Zeit der Anfang des ersten Gesanges zur Probe gedruckt worden. Ich wiederhole hier diese Probe, ohne etwas neues hinzuzuthun; einige Verbesserungen ausgenommen. Zum Dichten braucht man Bequemlichkeit und zum Ausarbeiten Zeit. Beides fehlt mir, und vielleicht wird es mir noch lange fehlen — — Mein Plan ist groß. Ich entwerfe ihn in den ersten achtzehn Zeilen selbst, von welchen ich im voraus erinnern muß, daß einige von den Prädikaten daselbst auf die Religion überhaupt, nicht auf die einzige wahre Religion gehen. Der erste Gesang ist besonders den Zweifeln bestimmt, welche wider alles göttliche aus dem innern und äussern Elende des Menschen gemacht werden können. Der Dichter hat sie in ein Selbstgespräch zusammengenommen, welches er, an einem einsamen Tage des Verdrusses, in der Stille geführet. Man

*) Man vergesse nicht, daß er dieses 1753 schrieb. Unter seinen nachgelassenen Papieren habe ich aber weiter nichts gefunden, das auf dieses Gedicht Beziehung hätte.

glaube nicht, daß er seinen Gegenstand aus den Augen läßt, wenn er sich in den Labyrinthen der Selbsterkenntniß zu verlieren scheint. Sie, die Selbsterkenntniß, war allezeit der nächste Weg zu der Religion, und ich füge hinzu, der sicherste. Man schieße einen Blick in sich selbst; man setze alles was man weis, als wüste man es nicht, bei Seite; auf einmal ist man in einer undurchdringlichen Nacht. Man gehe auf den ersten Tag seines Lebens zurück. Was entdeckt man? Eine mit dem Viehe gemeinschaftliche Geburt; ja unser Stolz, sage was er wolle, eine noch elendere. Ganze Jahre ohne Geist, ohne Empfindung, folgen darauf, und den ersten Beweis, daß wir Menschen sind, geben wir durch Laster, die wir in uns gelegt fanden, und mächtiger in uns gelegt fanden, als die Tugenden. Die Tugenden! Vielleicht ein leerer Ton: die Abwechselung mit den Lastern sind unsre Besserungen; Besserungen, die die Jahre wirken, die ihren Grund in der Veränderung unsrer Säfte haben. Wer ist von diesem elenden Loose ausgenommen? Auch nicht der Weiseste. Bei ihm herrschen die Laster nur unter schönen Larven und sind wegen der Natur ihrer Gegenstände, nur minder schädlich, aber eben so stark, als bei der verworfensten Seele aus dem Pöbel: der Dichter darf die Beispiele nicht in der Ferne suchen. Alle sein Fleiß hat ihm nur die Zeit zum Uebelthun benommen, den Hang aber dazu nicht geschwächt. Unter andern Umständen würde er — — und wer muß nicht ein gleiches von sich gestehen — — vielleicht ein Schaum der Böswichter, oder das Muster eines Thoren geworden seyn. Welcher Anblick! in dem ganzen Um-

fange des menschlichen Herzens nichts als Laster zu finden! Und es ist von Gott? Es ist von einem allmächtigen, weisen Gott? Marternde Zweifel! — — Doch vielleicht ist unser Geist desto göttlicher. Vielleicht wurden wir für die Wahrheit erschaffen, da wir es für die Tugend nicht sind. Für die Wahrheit? Wie vielfach ist sie? Jeder glaubt sie zu haben und jeder hat sie anders. Nein, nur der Irrthum ist unser Theil, und Wahn ist unsre Wissenschaft. Fügt zu diesem erbärmlichen Bilde des edelsten Theiles von uns, auch eine Abschilderung des minder edlen; des Körpers. Er ist ein Zusammenhang mechanischer Wunder, die von einem ewigen Künstler zeugen. Ja, aber auch ein Zusammenhang abscheulicher Krankheiten, in seinem Bau gegründeter Krankheiten, welche die Hand eines Stümpers verrathen. Dieses alles verführt den zweifelnden Dichter zu schließen:

Der Mensch? wo ist er her?
Zu schlecht für einen Gott; zu gut fürs Ungefehr.

Man stoße sich hier an nichts. Alles dieses sind Einwürfe, die in den folgenden Gesängen widerlegt werden, wo das jetzt geschilderte Elend selbst der Wegweiser zur Religion werden muß.

Erſter Geſang.

Was ſich der grobe Witz zum Stoff des Spottes wählt;
Womit die Schwermuth ſich in Probetagen quält;
Wodurch der Aberglaub, in trübe Nacht verhüllet,
Die leichtgetäuſchte Welt mit frommen Teufeln füllet!
Das göttlichſte Geſchenk, das aus des Schöpfers Hand
Den ſchwachen Menſchen krönt, noch über dich, Verſtand;
Was du mit Zittern glaubſt, und bald aus Stolz verſchmäheſt,
Und bald, wenn du dich fühlſt, vom Himmel trotzig fleheſt;
Was dein neugierig Wie? in fromme Feſſeln ſchließt;
Was dem zum Irrlicht wird, und dem ein Leitſtern iſt;
Was Völker knüpft und trennt und Welten ließ verwüſten,
Weil nur die Schwarzen Gott, kein hölzern Kreuze grüßten;
Wodurch dem Himmel treu allein ein Geiſt voll Licht,
In jene Dunkelheit mit ſichern Schritten bricht,
Die nach der grauſen Gruft, in unerſchaffnen Zeiten,
Auf unſre Seelen harrt, die March der Sterblichkeiten:
Dies ſey mein rührend Lied!

Dein

Dein Feur, Religion!
Entflamme meinen Geist; das Herz entflammst du schon.
Dich fühl ich, Ehrfurchtsvoll, gleich stark als meine Jugend,
Das thörichte Geweb, aus Laster, Fehl und Tugend.

Nach Wahrheit dürstiger, als durstig nach der Ehr;
Auf Kluger Beyfall stolz, doch auf den meinen mehr,
Entfernt von Welt und Glück, in unbelauschten Stunden,
Hab' ich den flüchtigen Geist oft an sich selbst gebunden;
Und gab mir kummerlos, da, weil ich Hülfe schrie,
Mich niemand kennen mag, mich selbst zu kennen Müh.

Der ernsten erster Blick, die ich auf mich geschossen,
Hat mein erstauntes Herz mit Schwermuth übergossen.
Verlohren in mir selbst, sah, hört und fühlt ich nicht;
Ich war in lauter Nacht, und hoffte lauter Licht.
Nun zwanzig Jahr gelebt * * und noch mich nicht gesehen!
Rief ich mit Schrecken aus, und blieb gleich Säulen stehen.
Was ich von mir gedacht ist falsch, ist lächerlich;
Kaum glaub ich, ich zu seyn, so wenig kenn' ich mich.

Verdammte Schulweisheit! Ihr Grillen weiser Thoren!
Bald hätt ich mich durch euch, wie meine Zeit verlohren.
Ihr habt, da Wähnen nur der Menschheit Wissen ist,
Den stolzen Sinn gelehrt, daß er mehr weiß, als schließt.
Dem Irrthum in dem Schoos, träumt er von Lehrgebäuden,
Und kann, stolz auf den Traum, kein wachsam Zweifeln leiden.
Das Forschen ist sein Gift, Hartnäckigkeit sein Ruhm;
Wer ihn bekehren will, raubt ihm sein Eigenthum;
Ihm, der stolz von der Höh der aufgethürmten Lügen,
Natur und Geist und Gott sieht unverhüllet liegen.

Warum? Wer? Wo bin ich? Zum Glück. Ein Mensch. Auf Erden.
Bescheide sonder Licht, die Kindern gnügen werden!
Was ist der Mensch? Sein Glück? Die Erd, auf der er irrt?
Erklärt mir, was ihr nennt; denn sagt auch, was er wird;
Wenn schnell das Uhrwerk stockt, das in ihm denkt und fühlet?
Was bleibt von ihm, wann ihn der Würmer Heer durchwühlet,
Das sich von ihm ernährt, und bald auf ihm verreckt?

Sind Wurm und Mensch alsdenn gleich hoffnungslos gestreckt?
Bleibt er im Staube, Staub? Wird sich ein neues Leben
Auf einer Allmacht Wink aus seiner Asche heben?
Hier schweigt die Weisheit selbst, den Finger auf den Mund,
Und nur ihr Schüler macht, mehr als sie lehrt, uns kund.
Die Einfalt hört ihm zu, mit starr verwandten Blicken,
Mit gierig ofnem Mund und beyfallsreichem Nicken.
Sie glaubt, sie höre Gott; denn sie versteht ihn nichts,
Und was sie halb gemerkt, stützt sie auf ein: er sprichts.
Auch ich von ihr verführt, vom Hochmuth aufgeblasen,
Hielt für die Wahrheit selbst ein philosophisch Rasen;
Worinn der irre Kopf, verwegne Wunder denkt,
Ein Königreich sich träumt, und seinen Traum verschenkt;
Die Schiff' im Hafen zählt, und alle seine heißet,
Bis ihm ein böser Arzt der Schwärmerey entreißet.
Er wird gesund und arm; erst war er krank und reich;
Elend zuvor und nun = = Wer ist, als ich ihm gleich?
Wer kömmt und lehret mich, was ich zu wissen glaubte,
Eh, der einsame Tag, Gott, Welt und mich mir raubte?

Durchforschet, Sterbliche, des Lebens kurzen Raum!
Was kommen soll ist Nacht. Was hin ist, ist ein Traum.
Der gegenwärtge Punkt ist allzukurz zur Freude,
Und doch, so kurz er ist, nur allzulang zum Leide.

Schick, wer es mit mir wagt, den wohlbewehrten Blick,
Zum unempfindlichsten, zum ersten Tag zurück.
Dort lag ich, blöder Wurm! Vom mütterlichen Herze
Entbundne theure Last, erzeugt im Schmerz zum Schmerze!
Wie war mir, als ich frey in nie empfundner Luft,
Mit ungeübtem Ton, mein Schicksal ausgeruft?
Wo war mein junger Geist? fühlt er die Sonnenstrahlen,
Das erste Bild im Aug, mit stillem Kitzel malen?
Mein ungelehrtes Schreyn, hat mich es auch erschreckt,
Als es zuerst durchs Ohr den krummen Weg entdeckt?
Die mütterliche Hand, die mich mit Zittern drückte,
Ihr Auge, das mit Lust, doch thränend, nach mir blickte,
Des Vaters fromme Stimm, die Segen auf mich bat,
Der, als ich nichts verstand, schon lehrend zu mir trat,
Der sein Bild in mir sah, mit ernsten Liebeszeichen.

Mich dann der Mutter wieß, ihn mit mir zu vergleichen:
Ward dies von mir erkannt, und was dacht ich dabey?
Fühlt ich, mir unbewußt, für sie schon Lieb und Scheu?
Ach! Neigung Sinn und Witz lag noch in finstern Banden,
Und was den Menschen macht, war ohne Spur vorhanden.
Die Bildung, nach der Form zum menschlichen Geschlecht,
Gab auf den edlern Theil mir kein untrüglich Recht.
Wer sah durch Haut und Fleisch das Werkzeug zum Empfinden?
Ob kein unselger Fehl im innern Bau zu finden?
Wer sah mein Hirn ob es gedankenfähig war?
Ob meine Mutter nicht ein menschlich Vieh gebahr?

Wie elend kümmerlich wuchs ich die ersten Jahre!
Zum Menschen noch nicht reif, doch immer reif zur Bahre.
Wie mancher Tag verfloß, eh vom geschäftgen Spiel,
Ein lächelnd heitrer Blick schief auf die Mutter fiel?
Eh meine Knorpelhand so stark zu seyn begonnte,
Daß sie mit Jauchzen ihr das Haar zerzausen konnte?
Eh leichter Sylben Schall ins Ohr vernehmlich stieß?

Eh ich mich stammelnde nachäffend loben ließ?
Eh meine Wärterin die dunkeln Worte zählte,
Womit den langen Tag die kleine Kehl sich quälte?
Eh auf die Leitung kühn, mein Fuß vom tragen matt,
Mehr Schritte durch die Luft, als auf dem Boden that?

Doch endlich sollt ich auch das späte Glück genießen,
Das schlechtre Thiere kaum die ersten Stunden missen.
Die Lieblings der Natur, vom sichern Trieb regiert,
Der unverirrlich sie zum Guten reitzt und führt.
Ich hörte, sah und ging, ich zürnte, weinte, lachte,
Bis Zeit und Ruthe mich zum schlimmern Knaben machte.
Das Blut, das jugendlich in frischen Adern rann,
Trieb nun das leere Herz zu leichten Lüsten an.
Mein Wunsch war Zeitvertreib; mein Amt war Müßiggehen;
Ich floh vom Spiel zum Spiel, und nirgends blieb ich stehen.
Nach allem sehnt ich mich, und alles wurd ich satt,
Der Kreysel wich dem Ball, der Ball dem Kartenblatt.
Zu glücklich, war mein Spiel ein bloßes Spiel gewesen,
Zur schlauen Larve nicht dem Laster auserlesen,
Worunter unentdeckt das Herz ihm offen stand.

Wer kann dem Feind entfliehn, eh er den Feind gekannt?
Stolz, Rachsucht, Eigensinn hat sich in Kinderthaten,
Des Lehrers schärferm Blick oft männlich genug verrathen.
Ach! warum wüthete ihr Gift in Mark und Blut,
Mit mich verderbender, doch angenehmer Wuth,
Eh der biegsame Geist die Tugend kennen lernte,
Von der ihn die Natur, nicht er sich selbst entfernte.
Nein, er sich selber nicht, den in der Seele schlief
Vom Gut und Bösen noch der wankende Begriff,
Und als er wache ward und als ich wollte wählen,
War ich, ach! schon bestimmt, in meiner Wahl zu fehlen.
Ich brachte meinen Feind in mir, mit mir herfür,
Doch Waffen gegen ihn, die bracht ich nicht mit mir.
Das Laster ward mein Herr, ein Herr, den ich verfluche,
Den eifrig, doch umsonst, ich zu entthronen suche.
Ein Wüthrich, der es ward, damit ich sey gequält,
Nicht, weil er mich besiegt, nicht, weil ich ihn gewählt = =
Himmlische Tugenden! Was hilft es, euch zu kennen,
In reiner Gluth für euch, als unser Glück, zu brennen,
Wenn auch der kühnste Schwung sich schimpflich wieder senkt,
Und uns das Laster stets an kurzen Banden lenkt?

Die Richter preisen ihn und rufen: seht, da seht!
Wie auch ein großer Geist mit Reiz in Fesseln geht.
Allein, Freund, lachst du nicht, daß ich von Stümpern spreche?
Wer andrer Schwäche zeigt, verberg erst seine Schwäche.
Doch ja, du lachst nicht nur; du gähnst auch über mich.
Gut, schlafe nur nicht ein. Ich schließ und frage dich:
Wenn der, der wenig braucht, und minder noch begehret,
Bei seiner Armuth lacht und Reiche lachen lehret,
Der nichts verdrießlich findt, auf alles Zucker streut,
Die Freude sich nie kauft, und sich doch täglich freut:
Wenn der zu preisen ist, ist der nicht auch zu preisen,
Deß Ohr sich nicht empört bei mittelmäßgen Weisen,
Der bei des Hirten Flöt und muntern Dorfschalmeyn!
So freudig kann, als du in Graunens Opern seyn?

Dies Glück, Freund, wünsch ich dir! und willst du dich bedanken;
So wünsch mir gleiche Lust aus Hallern und aus Hanken.

Die Religion.

Erster Gesang.

Vorerinnerung.

*) Die Religion ist, schon seit verschiedenen Jahren, die Beschäftigung meiner ernsthaften Muse gewesen. Von den sechs Gesängen, die ich größtentheils darüber ausgearbeitet habe, ist vor einiger Zeit der Anfang des ersten Gesanges zur Probe gedruckt worden. Ich wiederhole hier diese Probe, ohne etwas neues hinzuzuthun; einige Verbesserungen ausgenommen. Zum Dichten braucht man Bequemlichkeit und zum Ausarbeiten Zeit. Beides fehlt mir, und vielleicht wird es mir noch lange fehlen — — Mein Plan ist groß. Ich entwerfe ihn in den ersten achtzehn Zeilen selbst, von welchen ich im voraus erinnern muß, daß einige von den Prädikaten daselbst auf die Religion überhaupt, nicht auf die einzige wahre Religion gehen. Der erste Gesang ist besonders den Zweifeln bestimmt, welche wider alles göttliche aus dem innern und äussern Elende des Menschen gemacht werden können. Der Dichter hat sie in ein Selbstgespräch zusammengenommen, welches er, an einem einsamen Tage des Verdrusses, in der Stille geführet. Man

*) Man vergesse nicht, daß er dieses 1753 schrieb. Unter seinen nachgelassenen Papieren habe ich aber weiter nichts gefunden, das auf dieses Gedicht Beziehung hätte.

Ich fühl es, daß mein Geist, wenn er sich still betrachtet,
Sich dieser Banden schämt, sich eurer werth nur achtet,
Daß, wenn von später Reu mein Aug' in Thränen fließt,
Da ich sonst nichts vermag, mein Wunsch euch eigen ist.
Du bist mir Trost und Pein, und an der Tugend Stelle,
Beweinenswerther Wunsch! Mein Himmel! Meine Hölle!
Du, nur du bist in mir, das einzge reiner Art,
Das einzige, was nicht dem Laster dienstbar ward.
Solch einen heißen Wunsch, solch marternd Unvermögen,
Die kann ein Gott zugleich in eine Seele legen?
Ein mächtig weiser Gott! Ein Wesen ganz die Huld!
Und richtet Zwang als Wahl und Ohnmacht gleich der Schuld?
Und straft die Lasterbrut, die es mir aufgedrungen,
Die ich nicht müde rang, und die mich lahm gerungen.
O Mensch, elend Geschöpf! Mensch! Vorwurf seiner Wuth!
Und doch sind, was er schuf; du und die Welt sind gut?

So kenn ich Gott durch euch, ihr Israels Verwirrer,
Und eure Weisheit macht den irren Geist noch irrer.

Umsonst erhebt ihr mir des Willens freye Kraft!
Ich will, ich will = = Und doch bin ich nicht tugendhaft.
Umsonst erhebt ihr mir des Urtheils streng Entscheiden.
Die Laster kenn ich all', doch kann ich alle meiden?
Hier hilft kein starker Geist, von Wissenschaft genährt,
Und Schlüsse haben nie das Bös in uns zerstört.
Er, der mit sicherm Blick das Wahrheitsreich durchrennet,
Und kühn zur Sonne steigt = = Weg, den kein Adler kennet! = =
Wo er den innern Zug entfernter Welten wiegt,
Der sie zur Flucht bereit in ewge Kreise schmiegt;
Und aus dem Himmel dann sinkt auf verklärten Schwingen,
Mit gleicher Kraft, den Bauch der Erde zu durchdringen,
Und in dem weiten Raum vom Himmel bis zum Schacht,
Nichts sieht, wovon er nicht gelehrte Worte macht;
Er und der halbe Mensch, verdammt zum sauern Pflügen,
Auf welchem einzig nur scheint Adams Fluch zu liegen,
Der Bauer, dem das Glück, das Feld, das er durchdenkt,
Und das, das er bebaut, gleich eng und karg umschränkt,
Der sich erschaffen glaubt zum Herrn von Ochs und Pferden,
Der, sinnt er über sich, sinnt, wie er satt will werden,

Der seine ganze Pflicht die Hofedienste nennt,
Im Reiche der Natur zur Noth das Wetter kennt;
Sie, die sich himmelweit an stolzer Einsicht weichen,
Sie, die sich besser nicht als Mensch und Affe gleichen,
Sind sich nur allzugleich, stiehlt, trotz dem äussern Schein,
In beyder Herzen Grund ein kühner Blick sich ein,
In beyden steht der Thron des Uebels aufgethürmet,
Nur daß ihn der gar nicht, und der umsonst bestürmet,
Nur daß, frey ohne Schaam, das Laster hier regieret,
Und dort sich dann und wann mit schönen Masken zieret.

Mein Herz eröfne dich! hier in dem stillen Zimmer,
Das nie der Neid besucht, und spät der Sonne Schimmer,
Wo mich kein Gold zerstreut, das an den Wänden blizt,
An welchen es nicht mehr als ungegraben nützt;
Wo mir kein samtner Stuhl die goldnen Arme breitet,
Der nach dem vollen Tisch zum trägen Schlaf verleitet;
Wo an des Hausraths Statt, was finstern Gram besiegt,
Begriffner Bücher Zahl auf Tisch und Dielen liegt!
Hier Herz entwickle treu die tiefsten deiner Falten,
Wo Laster schlau versteckt, bey hunderten sich halten;

Hier rede frey mit mir, so wie zum Freund ein Freund,
Der was er ihm entdeckt, nur laut zu denken meynt,
Kein fremder Zeuge horcht, geschickt dich roth zu machen,
Kein seichter Spötter droht ein nichts bedeutend Lachen.
Dich höret, ist ein Gott, nur Gott und ich allein.
Doch rede; sollte gleich die Welt mein Zeuge seyn!

Seitdem Neugier und Zeit mich aus dem Schlummer weckten,
Die Hände von dem Spiel sich nach den Büchern streckten,
Und mir das leere Hirn ward nach und nach zur Last,
Welch Bild hab ich nicht schnell und gierig aufgefaßt?
Kein Tag verstrich, der nicht mein kleines Wissen mehrte,
Mit dem der junge Geist sich stopfte mehr, als nährte.
Der Sprachen schwer Gewirr', das Bild vergangner Welt,
Zum sichern Unterricht der Nachwelt angestellt;
Der Alterthümer Schutt, wo in verlaßnen Trümmern,
Des Kenners Augen nach Geschmack und Schönheit schimmern.
Der Zunge Zauberkunst, die den achtsamen Geist,
Wie leichte Spreu ein Nil, dem Strom nach, folgsam reißt;
Und sie, ach meine Lust und ach mein still Bemühn,

Für deren Blicke scheu unwürdige Sorgen fliehn,
Die Dichtkunst, die ein Gott zum letzten Anker gab,
Reißt Sturm und Nacht mein Schiff vom sichern Ufer ab: = =
Die sinds, worinn ich mich, fern von mir selbst, verirrte,
Mein eigen Fach vergaß, begierig fremder Wirthe.
Indessen glimmte still, am unbekanntsten Ort,
Durch Nachsicht angefacht, des Lasters Zunder fort.
Gern wär er, allzugern, in Flammen ausgeschlagen,
Die in die Saat des Glücks Tod und Verwüstung tragen,
Und die kein Thränenmeer mit Reu zu löschen weiß:
Doch Zeit zum Uebelthun versagte mir mein Fleiß.
So schien ich in der Still zum Tode nur bemüht,
Mir tugendhaft und dem, der nicht das Innere sieht.

Die Thorheit, die mit Schall die stolzen Ohren nährt,
Mit Lob, das reich an Pest, aus giftgen Schmeichlern fährt,
Die Ruh für Titel giebt, und Lust für Ordensbänder,
Der flüchtgen Königsgunst vergebne Unterpfänder,
Die groß wird sich zur Last, und wahres Glücke scheuet,
Weil dies sich ungeputzt in stillen Thälern freuet,
Weil es die Höfe flieht, sein zu gewisses Grab,
Das keinen Raub zurück, gleich ihr, der Hölle gab;

Die Ruhmsucht = = hab ich sie nicht oft mit spöttscher Miene,
Die lächelnde Vernunft auf mir zu bilden schiene,
Mit Gründen frisch durch Salz, für Raserey erklärt,
Und unter anderer Tracht sie in mir selbst ernährt?
Mein Lied, das wider sie aus kühnem Mund ertönte,
Und Fürsten unbesorgt in ihren Sklaven höhnte,
Das bey der Lampe reif, die Ruh des Weisen sang,
Von reicher Dürftigkeit, von selger Still erklang,
Mein Lied, wanns ohngefähr ein Kreisbekannter hörte,
Und es der Kenner schalt und es die Dummheit ehrte,
Wie ward mir? Welches Feur? Was fühlt und fühlt ich nicht?
Was malte den Verdruß im rothen Angesicht?
O Ruhmsucht, schlauer Feind! als ich dich keck verlachte,
Lagst du im Hinterhalt, den Selbstbetrug dir machte.
Der zürnt, weil man ihn nicht hochwürdig, gnädig heißt,
Und ihm ein nichtig Wort aus seinem Titel reißt,
Ich zürn = = zum mindesten, weil unversorgte Jugend
Die Rennbahn mir verschließt zu Wissenschaft und Tugend?
Nein = = weil man mir ein Lob, ein knechtisch Lob versagt;
Daß ich = = Wer schätzt die Müh? = = die Reime schön erjagt.
Wenn sicher, stolze Schaar, Ruhmträume zu erwischen!
Der Spötter schweigt von dir, sich selber auszuzischen!

Durchforschet, Sterbliche, des Lebens kurzen Raum!
Was kommen soll ist Nacht. Was hin ist, ist ein Traum.
Der gegenwärtge Punkt ist allzukurz zur Freude,
Und doch, so kurz er ist, nur allzulang zum Leide.

Schick, wer es mit mir wagt, den wohlbewehrten Blick,
Zum unempfindlichsten, zum ersten Tag zurück.
Dort lag ich, blöder Wurm! Vom mütterlichen Herze
Entbundne theure Last, erzeugt im Schmerz zum Schmerze!
Wie war mir, als ich frey in nie empfundner Luft,
Mit ungeübtem Ton, mein Schicksal ausgeruft?
Wo war mein junger Geist? fühlt er die Sonnenstrahlen,
Das erste Bild im Aug, mit stillem Kitzel malen?
Mein ungelehrtes Schreyn, hat mich es auch erschreckt,
Als es zuerst durchs Ohr den krummen Weg entdeckt?
Die mütterliche Hand, die mich mit Zittern drückte,
Ihr Auge, das mit Lust, doch thränend, nach mir blickte,
Des Vaters fromme Stimm, die Segen auf mich bat,
Der, als ich nichts verstand, schon lehrend zu mir trat,
Der sein Bild in mir sah, mit ernsten Liebeszeichen.

Mich dann der Mutter wieß, ihn mit mir zu vergleichen:
Ward dies von mir erkannt, und was dacht ich dabey?
Fühlt ich, mir unbewußt, für sie schon Lieb und Scheu?
Ach! Neigung Sinn und Witz lag noch in finstern Banden,
Und was den Menschen macht, war ohne Spur vorhanden.
Die Bildung, nach der Form zum menschlichen Geschlecht,
Gab auf den edlern Theil mir kein untrüglich Recht.
Wer sah durch Haut und Fleisch das Werkzeug zum Empfinden?
Ob kein unselger Fehl im innern Bau zu finden?
Wer sah mein Hirn ob es gedankenfähig war?
Ob meine Mutter nicht ein menschlich Vieh gebahr?

Wie elend kümmerlich wuchs ich die ersten Jahre!
Zum Menschen noch nicht reif, doch immer reif zur Bahre.
Wie mancher Tag verfloß, eh vom geschäftgen Spiel,
Ein lächelnd heitrer Blick schief auf die Mutter fiel?
Eh meine Knorpelhand so stark zu seyn begonnte,
Daß sie mit Jauchzen ihr das Haar zerzausen konnte?
Eh leichter Sylben Schall ins Ohr vernehmlich stieß?

Eh ich mich stammelnde nachäffend loben ließ?
Eh meine Wärterin die dunkeln Worte zählte,
Womit den langen Tag die kleine Kehl sich quälte?
Eh auf die Leitung kühn, mein Fuß vom tragen matt,
Mehr Schritte durch die Luft, als auf dem Boden that?

Doch endlich sollt ich auch das späte Glück genießen,
Das schlechtre Thiere kaum die ersten Stunden missen.
Die Lieblings der Natur, vom sichern Trieb regiert,
Der unverirrlich sie zum Guten reitzt und führt.
Ich hörte, sah und ging, ich zürnte, weinte, lachte,
Bis Zeit und Ruthe mich zum schlimmern Knaben machte.
Das Blut, das jugendlich in frischen Adern rann,
Trieb nun das leere Herz zu leichten Lüsten an.
Mein Wunsch war Zeitvertreib; mein Amt war Müßiggehen;
Ich floh vom Spiel zum Spiel, und nirgends blieb ich stehen.
Nach allem sehnt ich mich, und alles wurd ich satt,
Der Kreysel wich dem Ball, der Ball dem Kartenblatt.
Zu glücklich, war mein Spiel ein bloßes Spiel gewesen,
Zur schlauen Larve nicht dem Laster auserlesen,
Worunter unentdeckt das Herz ihm offen stand.

Wer kann dem Feind entfliehn, eh er den Feind gekannt?
Stolz, Rachsucht, Eigensinn hat sich in Kinderthaten,
Des Lehrers schärferm Blick oft männlich genug verrathen.
Ach! warum wüthete ihr Gift in Mark und Blut,
Mit mich verderbender, doch angenehmer Wuth,
Eh der biegsame Geist die Tugend kennen lernte,
Von der ihn die Natur, nicht er sich selbst entfernte.
Nein, er sich selber nicht, den in der Seele schlief
Vom Gut und Bösen noch der wankende Begriff,
Und als er wache ward und als ich wollte wählen,
War ich, ach! schon bestimmt, in meiner Wahl zu fehlen.
Ich brachte meinen Feind in mir, mit mir herfür,
Doch Waffen gegen ihn, die bracht ich nicht mit mir.
Das Laster ward mein Herr, ein Herr, den ich verfluche,
Den eifrig, doch umsonst, ich zu entthronen suche.
Ein Wüthrich, der es ward, damit ich sey gequält,
Nicht, weil er mich besiegt, nicht, weil ich ihn gewählt . .
Himmlische Tugenden! Was hilft es, euch zu kennen,
In reiner Gluth für euch, als unser Glück, zu brennen,
Wenn auch der kühnste Schwung sich schimpflich wieder senkt,
Und uns das Laster stets an kurzen Banden lenkt?

Ich fühl es, daß mein Geist, wenn er sich still betrachtet,
Sich dieser Banden schämt, sich eurer werth nur achtet,
Daß, wenn von später Reu mein Aug' in Thränen fließt,
Da ich sonst nichts vermag, mein Wunsch euch eigen ist.
Du bist mir Trost und Pein, und an der Tugend Stelle,
Beweinenswerther Wunsch! Mein Himmel! Meine Hölle!
Du, nur du bist in mir, das einzge reiner Art,
Das einzige, was nicht dem Laster dienstbar ward.
Solch einen heißen Wunsch, solch marternd Unvermögen,
Die kann ein Gott zugleich in eine Seele legen?
Ein mächtig weiser Gott! Ein Wesen ganz die Huld!
Und richtet Zwang als Wahl und Ohnmacht gleich der Schuld?
Und straft die Lasterbrut, die es mir aufgedrungen,
Die ich nicht müde rang, und die mich lahm gerungen.
O Mensch, elend Geschöpf! Mensch! Vorwurf seiner Wuth!
Und doch sind, was er schuf; du und die Welt sind gut?

So kenn ich Gott durch euch, ihr Israels Verwirrer,
Und eure Weisheit macht den irren Geist noch irrer.

Umsonst erhebt ihr mir des Willens freye Kraft!
Ich will, ich will = = Und doch bin ich nicht tugendhaft.
Umsonst erhebt ihr mir des Urtheils streng Entscheiden.
Die Laster kenn ich all', doch kann ich alle meiden?
Hier hilft kein starker Geist, von Wissenschaft genährt,
Und Schlüsse haben nie das Bös in uns zerstört.
Er, der mit sicherm Blick das Wahrheitsreich durchrennet,
Und kühn zur Sonne steigt = = Weg, den kein Adler kennet! = =
Wo er den innern Zug entfernter Welten wiegt,
Der sie zur Flucht bereit in ewge Kreise schmiegt;
Und aus dem Himmel dann sinkt auf verklärten Schwingen,
Mit gleicher Kraft, den Bauch der Erde zu durchdringen,
Und in dem weiten Raum vom Himmel bis zum Schacht,
Nichts sieht, wovon er nicht gelehrte Worte macht;
Er und der halbe Mensch, verdammt zum sauern Pflügen,
Auf welchem einzig nur scheint Adams Fluch zu liegen,
Der Bauer, dem das Glück, das Feld, das er durchdenkt,
Und das, das er bebaut, gleich eng und karg umschränkt,
Der sich erschaffen glaubt zum Herrn von Ochs und Pferden,
Der, sinnt er über sich, sinnt, wie er satt will werden,

Der seine ganze Pflicht die Hofedienste nennt,
Im Reiche der Natur zur Noth das Wetter kennt;
Sie, die sich himmelweit an stolzer Einsicht weichen,
Sie, die sich besser nicht als Mensch und Affe gleichen,
Sind sich nur allzugleich, stiehlt, trotz dem äussern Schein,
In beyder Herzen Grund ein kühner Blick sich ein,
In beyden steht der Thron des Uebels aufgethürmet,
Nur daß ihn der gar nicht, und der umsonst bestürmet,
Nur daß, frey ohne Schaam, das Laster hier regieret,
Und dort sich dann und wann mit schönen Masken zieret.

Mein Herz eröfne dich! hier in dem stillen Zimmer,
Das nie der Neid besucht, und spät der Sonne Schimmer,
Wo mich kein Gold zerstreut, das an den Wänden blizt,
An welchen es nicht mehr als ungegraben nützt;
Wo mir kein samtner Stuhl die goldnen Arme breitet,
Der nach dem vollen Tisch zum trägen Schlaf verleitet;
Wo an des Hausraths Statt, was finstern Gram besiegt,
Begriffner Bücher Zahl auf Tisch und Dielen liegt!
Hier Herz entwickle treu die tiefsten deiner Falten,
Wo Laster schlau versteckt, bey hunderten sich halten;

Hier rede frey mit mir, so wie zum Freund ein Freund,
Der was er ihm entdeckt, nur laut zu denken meynt,
Kein fremder Zeuge horcht, geschickt dich roth zu machen,
Kein seichter Spötter droht ein nichts bedeutend Lachen.
Dich höret, ist ein Gott, nur Gott und ich allein.
Doch rede; sollte gleich die Welt mein Zeuge seyn!

Seitdem Neugier und Zeit mich aus dem Schlummer weckten,
Die Hände von dem Spiel sich nach den Büchern streckten,
Und mir das leere Hirn ward nach und nach zur Last,
Welch Bild hab ich nicht schnell und gierig aufgefaßt?
Kein Tag verstrich, der nicht mein kleines Wissen mehrte,
Mit dem der junge Geist sich stopfte mehr, als nährte.
Der Sprachen schwer Gewirr', das Bild vergangner Welt,
Zum sichern Unterricht der Nachwelt angestellt;
Der Alterthümer Schutt, wo in verlaßnen Trümmern,
Des Kenners Augen nach Geschmack und Schönheit schimmern.
Der Zunge Zauberkunst, die den achtsamen Geist,
Wie leichte Spreu ein Nil, dem Strom nach, folgsam reißt;
Und sie, ach meine Lust und ach mein still Bemühn,

Für deren Blicke scheu unwürdige Sorgen fliehn,
Die Dichtkunst, die ein Gott zum letzten Anker gab,
Reißt Sturm und Nacht mein Schiff vom sichern Ufer ab: = =
Die sinds, worinn ich mich, fern von mir selbst, verirrte,
Mein eigen Fach vergaß, begierig fremder Wirthe.
Indessen glimmte still, am unbekanntsten Ort,
Durch Nachsicht angefacht, des Lasters Zunder fort.
Gern wär er, allzugern, in Flammen ausgeschlagen,
Die in die Saat des Glücks Tod und Verwüstung tragen,
Und die kein Thränenmeer mit Reu zu löschen weiß:
Doch Zeit zum Uebelthun versagte mir mein Fleiß.
So schien ich in der Still zum Tode nur bemüht,
Mir tugendhaft und dem, der nicht das Innere sieht.

Die Thorheit, die mit Schall die stolzen Ohren nährt,
Mit Lob, das reich an Pest, aus giftgen Schmeichlern fährt,
Die Ruh für Titel giebt, und Lust für Ordensbänder,
Der flüchtgen Königsgunst vergebne Unterpfänder,
Die groß wird sich zur Last, und wahres Glücke scheuet,
Weil dies sich ungeputzt in stillen Thälern freuet,
Weil es die Höfe flieht, sein zu gewisses Grab,
Das keinen Raub zurück, gleich ihr, der Hölle gab;

Die Ruhmsucht = = hab ich sie nicht oft mit spöttscher Miene,
Die lächelnde Vernunft auf mir zu bilden schiene,
Mit Gründen frisch durch Salz, für Raserey erklärt,
Und unter anderer Tracht sie in mir selbst ernährt?
Mein Lied, das wider sie aus kühnem Mund ertönte,
Und Fürsten unbesorgt in ihren Sklaven höhnte,
Das bey der Lampe reif, die Ruh des Weisen sang,
Von reicher Dürftigkeit, von selger Still erklang,
Mein Lied, wanns ohngefähr ein Kreisbekannter hörte,
Und es der Kenner schalt und es die Dummheit ehrte,
Wie ward mir? Welches Feur? Was fühlt und fühlt ich nicht?
Was malte den Verdruß im rothen Angesicht?
O Ruhmsucht, schlauer Feind! als ich dich keck verlachte,
Lagst du im Hinterhalt, den Selbstbetrug dir machte.
Der zürnt, weil man ihn nicht hochwürdig, gnädig heißt,
Und ihm ein nichtig Wort aus seinem Titel reißt,
Ich zürn = = zum mindesten, weil unversorgte Jugend
Die Rennbahn mir verschließt zu Wissenschaft und Tugend?
Nein = = weil man mir ein Lob, ein knechtisch Lob versagt;
Daß ich = = Wer schätzt die Müh? = = die Reime schön erjagt.
Wenn sicher, stolze Schaar, Ruhmträume zu erwischen!
Der Spötter schweigt von dir, sich selber auszuzischen!

Ihr Laster stellet euch! Aus eurem wilden Heere,
Unzählbar, wie der Sand, schlau zu des Uebels Ehre,
Such ich die schrecklichsten! Euch such ich, Geitz und Neid,
Die ihr flieht Wärm und Lust, des Alters Seele seyd!
Doch Jüngling Blüth und Feur, das deine Wangen hitzet,
Schließt ihren Wurm nicht aus, der tief am Kerne sitzet,
Er wächst, und wächst mit dir, bis er sich aufwärts frißt,
Und der unselge Grund zu zeitger Reifung ist.
Bav kleidet sich in Gold, und trägt an Edelsteinen,
Auf seiner dürren Hand den Werth von Meyereyen;
Sein trotzig Dienerheer, bläht sich am hintern Rad,
Im Feyerkleid der Schmach, in ihres Herren Staat.
Wer geht vor ihm vorbey, und bückt sich nicht zur Erde?
Er dankt, und lernt die Art von seinem stolzen Pferde;
Er schlägt das schöne Haupt zur Brust mit schielem Blick,
Und schnaubend zieht es schnell der straffe Zaum zurück.
Sein Reichthum giebt ihm Witz; sein Reichthum schenkt ihm Sitten,
Und macht das plumpe Klotz auch Weibern wohl gelitten.
Des Pöbels Augenmerk! Bav, bist du meines? Nein.

Sich selbst muß man ein Feind, dich zu beneiden, seyn.
Doch wenn der Löwe sich an keinen Esel waget,
Hat er drum mindre Wuth, wann er nach Tygern jaget?
Trifft Baven nicht mein Neid, trifft er drum keinen? Ach!
Nacheifrung, wer bist du? Sprich, mir zur Zier? zur Schmach?
Sinnreich, zur eignen Fall, die Laster zu verkleiden,
Betrogne Sterbliche, Nacheifern ist beneiden,
Nimmt euch, ans Pult geheft, der ewige Gesang
Durch den der deutsche Ton zuerst in Himmel drang = =
In Himmel = = frommer Wahn! = = Gott = = Geister = = ewig Leben = =
Vielleicht ein leerer Ton, den Dichter kühn zu heben! = =
Nimmt mich dies neue Lied = = zu schön um wahr zu seyn,
Erschüttert nicht belehrt, mit heilgem Schauer ein:
Was wünscht der innre Schalk, erhitzt nach fremder Ehre,
Und lächerlich erhitzt? = = Wann ich der Dichter wäre!
Umsonst lacht die Vernunft und spricht zum Wunsche: Thor!
Ein kleiner Geist erschrickt, ein großer dringt hervor.
Dem Wunsche folgt der Neid mit unbemerkten Schritten,
Auch Weisen unbemerkt und unbemerkt gelitten.
Was hilfts, daß er in mir bey Unfall sich nicht freut,

Die Ruh der Welt nicht stört? = = Ist er drum
minder Neid?
Nicht er, der Gegenstand, die Neigung macht das
Laster,
Stets durch sich selbst verhaßt, nur durch den Stoff
verhaßter.
Auch dich o Geitz! =
Doch wie? was stößt den finstern
Blick,
Den redlichsten Spion, vom Grund der Brust
zurück?
Ich werde mir zu schwarz, mich länger anzuschauen,
Und Neugier kehret sich in melancholisch Grauen.
Des Uebels schwächsten Theil zog ich ans scheue
Licht.
Verwöhnter Weichling! Wie? mit Stärkern wag
ichs nicht?
Doch bleibt nur in dem Schacht, den ihr stets
tiefer wühlet,
Je näher ihr den Feind, die Selbsterkenntniß fühlet.
Ihr schwärzern Laster, bleibt! Was die Natur ver-
stecket,
Zieh Unsinn an das Licht! = = Nichts hab ich
mehr entdecket,
Wenn ich auch eins vor eins, die Mustrung ge-
hen lasse,
Als das ich sündige, und doch die Sünde hasse.

Doch wie? das Alterthum, auf Wahn und
Moder groß,
Spricht: dein Loos, Sterblicher, ist nicht der
Menschheit Loos!

Das

Das kleine Griechenland stolziert mit sieben Weisen
Und sahe Scythen selbst nach ihrer Tugend reisen.

Vergebens Alterthum! die Zeit vergöttert nicht!
Und kein Verjähren gilt vor der Vernunft Gericht!
Die schöne Schale täuscht mich nicht an deinen Helden;
Und selbst vom Sokrates ist Thorheit gnug zu melden.
Wohin kein Messer dringt, das in des Arztes Hand,
In Därmen wühlende des Todes Anlaß fand,
Bis dahin schick den Blick die Wahrheit auszuspähen!
Was ich in mir gesehn, wirst du in ihnen sehen.
Großmuth ist Ruhmbegier; Keuschheit ist kaltes Blut;
Treu seyn ist Eigennutz; und Tapferkeit ist Wuth;
Andacht ist Heucheley, Freygebigkeit Verschwenden;
Und Fertigkeit zum Tod, Lust seine Pein zu enden;
Der Freundschaft schön Gespenst ist gleicher Thorheit Zug;
Und seine Redlichkeit, der sicherste Betrug!

Mir unerkannter Feind, und vielen unerkannter,
O Herz, schwarz wie der Mohr, und fleckigt wie der Panther!
Pandorens Mordgefäß, woraus das Uebel flog!

Und wachsend in dem Flug durch beyde Welten flog,
Es wäre Lästerung, dir Gott zum Schöpfer geben!
Lästrung, ist Gott ein Gott, im Tode nicht vergeben ꝛc.

Gedichte,

so man nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden, und davon einige schon in dem Göttingischen Musenalmanache gestanden.

Auf Rabeners Tod,

als nach welchem erst seine übrigen Schriften an das Licht kommen sollten.

Der Steuerrath tritt ab, dem Satyr Platz zu machen;
Es weine, wer da will; ich, spitze mich auf Lachen.

Auf den Streit des Herrn Bose mit den Wittenbergischen Theologen.

Er hat den Papst gelobt, und wir, zu Luthers Ehre,
Wir sollten ihn nicht schelten?
Den Papst, den Papst gelobt, Wenns noch der Teufel wäre,
So ließen wir es gelten.

Die große Welt.

Die Wage gleicht der großen Welt,
Das Leichte steigt, das Schwere fällt.

Unter das Bildniß des Königs von Preußen.

Wer kennt ihn nicht?
Die hohe Mine spricht
Dem Denkenden. Der Denkende allein
Kann Philosoph, kann Held, kann beydes seyn.

Doppelter Nutzen einer Frau.

Zweymal taugt eine Frau — für die mich Gott bewahre! —
Einmal im Hochzeitbett, und einmal auf der Bahre.

Nutzen eines fernen Garten.

A. Was nutzt dir nun dein ferner Garten? He?
B. Daß ich dich dort nicht seh!

Der Blinde.

Niemanden kann ich sehn, auch mich sieht niemand an:
Wie viele Blinde seh' ich, armer blinder Mann.

Auf ein Carussel.

Freund, gestern war ich — wo? — Wo alle Menschen waren.
Da sah ich für mein baares Geld
So manchen Prinz, so manchen Held,
Nach Opernart geputzt, als Führer fremder Schaaren,
Da sah ich manche flinke Speere,
Auf mancher zugerittnen Mähre,
Durch eben nicht den kleinsten Ring,
Der unter tausend Sonnen hieng,
(O Schade, daß es Lampen waren!)
Oft, sag ich, durch den Ring,
Und öfter noch darneben fahren.
Da sah ich — ach was sah ich nicht,
Da sah ich, daß beym Licht,
Kristalle, Diamanten waren;
Da sah ich, ach du glaubst es nicht,
Wie viele Wunder ich gesehen!
Was war nicht prächtig groß und königlich?
Kurz, dir die Wahrheit zu gestehen,
Mein halber Thaler dauert mich.

Der Arme.

Sollt einen Armen wohl des Todes Furcht entfärben?
Der Arme lebet nicht: so kann er auch nicht sterben.

Kunz und Hinz.

Gevatter Hinz, rief Kunz, was trinken wir?
Zuerſt Wein oder Bier?
Gevatter, ſagte Hinz, Gevatter folge mir,
Erſt Wein, und dann — kein Bier.

Auf einen Sechszigjährigen.

Wer ſechzig Jahr gelebt, und noch
Des Lebens ſich nicht kann begeben,
Dem wünſch' ich — wünſcht es ſelber doch —
Bis zu der Kinder Spott zu leben.

Auf den Ruſinus.

Ruſinus endet nichts, und fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia ſprich doch! du kennſt den Mann.

An den Dümm.

Wie Eſelsohren, Dümm, hätt' ich dir beygelegt?
Gewiß nicht! Ohren nur, ſo wie ſie Midas trägt.

Warum ich wieder Epigramme mache.

1779.

Daß ich mit Epigrammen wieder spiele,
Ich, armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle,
Das macht, ich werde alt.

Ueber das Bildniß eines Freundes.

Der mir gefällt,
Gefiel er minder gleich der Welt.

In ein Stammbuch, in welchen die bereits Verstorbenen mit einem † bezeichnet waren.

1779.

Hier will ich liegen! den hier bekomm' ich doch;
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch.

Auf die Katze des Petrarch.

Nach dem Lateinischen des Antonio Querci, in den Inscriptionibus agri Pataviani.

Warum der Dichter Hadrian
Die Katzen so besonders leiden kann?
Das läßt sich leicht ermessen!
Daß seine Verse nicht die Mäuse fressen.

Grabschrift auf Voltaire.

1779.

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herr'n! — der längst hier liegen sollte.
Der liebe Gott verzeih aus Gnade
Ihm seine Henriade
Und seine Trauerspiele
Und seiner Verschen viele:
Denn was er sonst ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

Die Verleumdung.

1745.

Du nennst mich vom gestrigen Rausche noch trunken?

Vom gestrigen Rausche? Das spricht
Ein — — Fasse dich, schimpfe nur nicht!
Ich weiß wohl, du hast bis am Morgen getrunken.

In ein Stammbuch.

1779.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Lobspruch des schönen Geschlechts.

1747.

Wir Männer stecken voller Mängel;
Es leugne, wer es will!
Die Weiber gegen uns sind Engel.
Nur taugen, wie ein Kenner will,
Drey kleine Stück' — und die sind zu errathen —
An diesen Engeln nicht gar zu viel!
Gedanken, Wort' und Thaten.

Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnons, des ersten Feldherrn der Griechen, spielte.

1.

Vorstellen und auch seyn
Kann Ferdinand allein.

2.

Star spricht: Er spielt ihn schlecht!
Auch das wär recht;
Denn seine eigne Rollen
Muß man nicht spielen wollen.

3.

Mit Gunst,
Als Eckhof so den Agamemnon spielte,
Das, das war Kunst.
Daß aber Ferdinand sich selber spielte,
Hm! was für Kunst.

In eines Schauspielers Stammbuch.

Kunst und Natur
Sey auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Denn hat Natur mit Kunst gehandelt.

In ein Stammbuch.

Ein Kirchhof ist,
Mein frommer Christ,

Dies Büchelein,
Wo bald kann seyn
Dein Leichenstein
Ein Kreuzelein!

Lied aus dem Spanischen.

Gestern liebt' ich,
Heute leid' ich:
Morgen sterb' ich,
Dennoch denk' ich,
Heut' und morgen
Gern an gestern.

Die Diebin.

1745.

Du Diebin mit der Rosenwange,
Du mit den blauen Augen da!
Dich meyn' ich! — wird dir noch nicht bange?
Gesteh' nur, was ich fühlt' und sah!

Du schweigst, doch deine Rosenwange
Glüht schuldig, röther, als vorhin,
O Diebin mit der Rosenwange
Wo ist mein Herz, wo kam es hin?

Phillis.

1746.

Wenn der finſtre Damon ſpricht,
Amor ſey ein Ungeheuer,
Seine Glut ein hölliſch Feuer!
O ſo fürcht ich Amorn nicht.

Aber hebt mein Thirſis an;
Amor ſey ein Kind zum Küſſen,
Schalkhaft, ſchmeichelnd und befliſſen.
O wie fürcht ich Amorn dann!

Bacchus und Helena.

1748.

Ehrt Brüder, meine Schöne,
Ehrt die galliſche Helene!
Bacchus ſelber ehret ſie.
Jüngſt an ihrer ſtolzen Rechte,
Als er mit uns beyden zechte,
Ward er, denn ſie ſchenkt ihm ein,
Voller noch von Lieb als Wein.

An Amor.

Amor ſoll mich dein Beſuch

Einſt erfreuen — —
O ſo lege dein Gefieder
Und die ganze Gottheit nieder.
Dieſe möchte mich erſchrecken,
Jenes möchte Furcht erwecken,
Furcht, nach flatterhaften Küſſen,
Meine Phillis einzubüßen.
Komm auch ohne Pfeil und Bogen
Ohne Fackel angezogen . . .
Stelle dich, mir lieb zu ſeyn,
Als ein junger Satyr ein.

Heldenlied der Spartaner.

In drey Chören.

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Alten.

Waren wir!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Männer.

Sind wir!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Jünglinge.

Werden wir!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Alten.

Waren wir!

Chöre der Männer und Jünglinge.

Waret ihr!

Chor der Alten.

Das leugne, wer darf!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Männer.

Sind wir!

Chor der Alten und Jünglinge.

Seyd ihr!

Chor der Männer.

Versuch uns, wer darf!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Jünglinge.

Werden wir!

Chöre der Alten und Männer.

Werdet ihr!

Chor der Jünglinge.

Noch tapferer, als ihr!

Die Schifffahrt.

„Gewagt! Freund, komm mit mir aufs Meer!
„Das Trinken macht den Beutel leer,
„Drum hol' ich mir in fernen Landen,
„Die unsre Väter niemals fanden,
„Gold, Silber, Perlen, Edelstein:
„Und folglich Wein."

Nein Freund! nein Freund! Dieß wag' ich nicht.
Gesetzt daß unser Schiff zerbricht,
So müßten wir ins Wasser sinken,
Und Wasser wohl gezwungen trinken:
Und Wasser, Wasser schmecket schlecht;
Hab' ich nicht recht?

Ja wär im Meere lauter Wein
So gieng ich, Freund, die Schifffahrt ein.
O Freund! o Freund mit Freuden
Wollt ich auch Schiffbruch leiden.
Doch dieß ist nicht. Drum bleibe hier
Und trink mit mir.

Auf sich selbst.

Ich habe nicht stets Lust zu lesen,
Ich habe nicht stets Lust zu schreiben,
Ich habe nicht stets Lust zu denken,
Kurz um, nicht immer zu studiren.

Doch

Doch hab ich allzeit Luſt zu ſcherzen;
Doch hab ich allzeit Luſt zu lieben,
Doch hab ich allzeit Luſt zu trinken;
Kurz, allezeit vergnügt zu leben.

Verdenkt ihr mirs, ihr ſauern Alten?
Ihr habt ja allzeit Luſt zu geizen!
Ihr habt ja allzeit Luſt zu lehren;
Ihr habt ja allzeit Luſt zu tadeln.

Was ihr thut, iſt des Alters Folge,
Was ich thu, will die Jugend haben.
Ich gönn euch eure Luſt von Herzen.
Wollt ihr mir nicht die meine gönnen?

Der Tabak.

Dich, Tabak, lobt der Medicus;
Weil uns dein fleißiger Genuß
An Zahn und Augen wohl curiret,
Und Schleim und Kolſter von uns führet.

Dich lobet der Philoſophus,
Wenn er ſcharf meditiren muß,
Weil er, ſo lang er dich genießet,
Des Geiſtes Flatterkeit vermiſſet.

Dich lobet der Theologus
Durch einen homiletschen Schluß,
Wenn er in deinen Rauch entzücket,
Ein Bild der Eitelkeit erblicket.

Ich lob an dir als ein Jurist,
Was rechtens an dir löblich ist,
Daß wenigstens, wie mir es dünket,
Man mehr und öftrer bey dir trinket.

Refutatio Papatus.

Bey meiner Treu! ich glaub' es nicht,
Was Petri Reichsverweser spricht,
Und halte mich an Luthers Lehren,
Die wir von unsern Priestern hören,
Daß nicht von Gott es selber ist,
Was man von Maccabäern liest.

Der Schluß von diesen Büchern sagt,
Was weisen Trinkern nie behagt:
„Den Durst sich stets mit Wein zu stillen,
„Erreget eckeln Widerwillen.
„Bald Wasser aber, und bald Wein,
„Müst' eine wahre Wollust seyn."

Ist das nicht grader Widerspruch,
Den ein von Gott gegebnes Buch

Nicht haben darf? Denn unser Leben
Muß stets zum Bessern sich erheben,
Und nie des Bessern untreu seyn.
Ist Wasser besser wohl als Wein?

Der neue Weltbau.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh,
Er macht auch zum Astronomo.
Ihr kennt doch wohl den großen Geist,
Nach dem der wahre Weltbau heißt?
Von diesen hab ich einst gelesen,
Daß er beym Weine gleich gewesen,
Als er der Sonne Stillestand,
Die alte neue Wahrheit, fand.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh,
Er macht auch zum Astronomo.
Hört, hört, ihr Sternenfahrer, hört,
Was mich der Wein, der Wein gelehrt!
So kann der Wein den Witz verstärken!
Wir laufen selbst, ohn es zu merken,
Von Osten täglich gegen West!
Die Sonne ruht. Die Welt steht fest!

An den Herrn von Kleist.

Zu früh wär' es, viel zu früh, wenn schon jetzt den güldenen Faden deines Lebens zu trennen, der blutige Mars, oder die donnernde Bellona, der freundlich-saumseligen Klotho vorgriff.

Der nur falle so jung, der in eine traurige, öde Wüste hinaussieht; in künftige Tage, leer an Freundschaft und Tugend, leer an großen Entwürfen zur Unsterblichkeit.

Nicht du; der du so manchen noch froh und glücklich zu machen wünschest; — Schon solche Wünsche sind nicht die kleinsten edler Thaten!

Nicht du; den die vertrauliche Muse ins Stille winket. — Wie zürnet sie auf mich, die Eifersüchtige, daß ich die Waffenlosen Stunden deiner Erhohlung mit ihr theile.

Dir zu gefallen, hatte sie dem Lenze seinen schönsten Schmuck von Blumen und Perlen des Thaues entlehnet; gleich der listigen Juno den Gürtel der Venus.

Und nun lockt sie dich mit neuen Bestechungen. Sieh! in ihrer Rechte blitzt das tragische Zepter; die linke bedeckt das weinende Auge, und hinter dem festlichen Schritte wallt der königlich Purpur.

Wo bin ich? welche Bezauberung? Letzte Zierde des ausgearteten Roms! — Sein Schüler. — Sein Mörder! — Wie stirbt der Weise so ruhig! — So gern! Ein williger Tod macht den Weisen zum Helden, und den Helden zum Weisen!

Wie still ist die fromme Versammlung! Da rollen die Kinder des Mitleids die schönen Wangen herab; hier wischt sie die männliche Hand aus dem weggewandten Auge.

Weinet ihr Zärtlichen! Die Weisheit sieht die Menschen gern weinen. — Aber nun rauschet der Vorhang herab. Klatschendes Lob betäubt mich; und überall murmelt die Bewunderung: Seneca und Kleist!

Und dann erst, o Kleist, wann dich auch diese Lorbeeren, mit der weißen Feder, nur uns Dichtern sichtbar, durchflochten, wenn beyde deinen Scheitel beschatten — — wenn die liebsten deiner Freunde nicht mehr sind — —

Ich weiß es, Keiner von Ihnen wird dich gern überleben — — wenn dein Gleim nicht mehr ist — — Außer noch in den Händen des lehrbegierigen Knaben, in dem Busen des spröden Mädchens, das mit seinem Liede zu Winkel eilt.

Wenn der redliche Sulzer ohne Körper nur denkt, hier nur noch der Vertraute eines künftigen Grüblers, begieriger die Lust nach Regeln zu wissen, als sie zu schmecken — —

Wenn unser lächelnder Ramler sich todt kritisirt — wenn der harmonische Krause nun nicht mehr, weder die Zwiste der Töne, noch des Eigennutzes schlichtet. — —

Wenn auch ich nicht mehr bin — — Ich, deiner Freunde spätester, der ich, mit dieser Welt weit besser zufrieden, als sie mit mir, noch lange, sehr lange zu leben denke — —

Dann erst, o Kleist, dann erst geschehe mit dir, was mit uns allen geschieht! dann stirbst du; aber eines edlern Todes; für deinen König, für dein Vaterland und wie Schwerin.

O des beneidenswürdigen Helden! — Als die Menschheit in den Kriegern stutzte, ergriff er mit gewaltiger Hand das Panier — Folgt mir! rief er und ihm folgten die Preußen.

Und alles folgte ihm zum Ziele des Sieges! Ihn aber trieb allzuviel Muth bis jenseit der Grenzen des Sieges, zum Tode! Er fiel und floß das breite Panier zum leichten Grabmahl über ihn her.

So stürzte der entsäulte Pallast über dich, Simson, ein schreckliches Monument von Ruinen und zerschmetterten Feinden zusammen. So ward dein Tod der herrlichste deiner Siege.

An Herrn Gleim.

Umsonst rüstet Kalliope den Geist ihres Lieblings zu hohen Liedern; zu Liedern von Gefahren und Tod und heldenmüthigem Schweiße.

Umsonst; wenn das Geschick dem Lieblinge den Held versagt, und beyde in verschiedenen Jahrhunderten oder veruneinigten Ländern geboren worden.

Mit dir, Gleim, ward es so nicht! dir fehlt weder die Gabe den Helden zu singen, noch der Held. Der Held ist dein König.

Zwar sang deine frohe Jugend, bekränzet vom rosenwangigten Bacchus, nur von feierlichen Mädchen, nur vom streitbaren Kelchglas.

Doch bist du auch nicht fremd im Lager, nicht fremd vor den feindlichen Wällen, unter brausenden Roßen.

Was hält dich noch? Singe ihn, deinen König! deinen tapfern, doch menschlichen; deinen schlauen, doch edeldenkenden Friedrich.

Singe ihn an der Spitze seines Heeres, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, so weit Menschen den Göttern ähnlich seyn können.

Singe ihn, im Dampfe der Schlacht; so wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verlieret.

Singe ihn, mit dem Kranze des Siegs, tiefsinnig auf dem Schlachtfelde, mit thränendem Auge unter den Leichnamen seiner verewigten Gefährten.

Du weißt wie du ihn am besten singen sollst. Ich will unterdeß mit Aesopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren. —

Ein Mährchen vom blutigen Tyger, der, als der sorglose Hirt mit Chloris und dem Echo scherzte, die arme Herde würgte und zerstreute.

Unglücklicher Hirte, wenn wirst du die zerstreuten Lämmer wieder um dich versammeln. Wie rufen sie so ängstlich im Dornengehecke nach dir!

Orpheus.

Orpheus, wie man erzählt, stieg, seine Frau zu suchen, in die Hölle herab. Und wo anders, als in der Hölle, hätte Orpheus auch seine Frau suchen sollen?

Man sagt, er sey singend herab gestiegen. Ich zweifle im geringsten nicht daran; denn so lange er Wittwer war, konnte er wohl vergnügt seyn und singen.

Berge, Flüße und Steine folgten seinen Harmonien nach; und wenn er auch noch so schlecht gesungen hätte, so wären sie ihm doch nachgefolgt.

Als er ankam, und seine Absicht entdeckte, hörten alle Martern auf. Und was könnten für einen so dummen Ehemann wohl noch für Martern übrig seyn?

Endlich bewog seine Stimme das taube Reich der Schatten; ob es gleich mehr eine Züchtigung, als eine Belohnung war, daß man ihm seine Frau wiedergab.

An Mäcen.

Du, durch den einst Horaz lebte, dem Leben ohne Ruhe, ohne Bequemlichkeit, ohne Wein, ohne den Genuß einer Geliebten, kein Leben gewesen wäre; du der du jetzt durch den Horaz lebst, dem ohne Ruhm in dem Gedächtniße der Nachwelt leben schlimmer ist, als ihr gar unbekannt seyn.

Du, o Mäcen, hast uns deinen Namen hinterlassen, den die Reichen und Mächtigen an sich reißen und die hungrigen Scribenten verschenken; aber hast du uns auch von dir etwas mehr als den Namen gelassen?

Wer ists in unsern ersten Tagen, hier in einem Lande, deren Einwohner von innen noch immer die alten Barbaren sind, wer ist es, der einen Funken von deiner Menschenliebe, von deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Musen zu schützen, in sich häge?

Wie habe ich mich nicht nach einem neuen schwachen Abdrucke von dir umgesehn! Mit den Augen eines Bedürftigen umgesehn! Was für scharfsichtige Augen!

Endlich bin ich des Suchens müde geworden, und will über die Afterkopien ein bittres Lachen ausschütten. — —

Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine niedrige Rolle zu spielen, und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen stünden.

Ein König mag immer über mich herrschen; er sey mächtiger, aber besser dünk' er sich nicht. Er kann mir keine so starke Gnadengelder geben, daß ich sie für werth halten sollte, Niederträchtigkeiten zu begehen.

Corner, der Wollüstling, hat sich in meine Lieder verliebt. Er hält mich für seines gleichen. Er sucht meine Gesellschaft. Ich könnte täglich bey ihm schmausen, mich mit ihm umsonst betrinken, und umsonst auch die theuerste Dirne umfangen, wenn ich nur mein Leben nicht achtete; und ihn als einen zweyten Anakreon preisen wollte.

Ein Anakreon, daß es der Himmel erkenne! welcher das Podagra und die Gicht hat und noch eine andre Krankheit, von der man zweifelt, ob sie Columbus aus Amerika gebracht.

Morydan.

Das Schiff, worinnen Morydan,
Ein armer und doch feiger Mann,
Mit seinem Weib und Kindern war,
Kam plötzlich auf der See in Sturm und in Gefahr.
„Ach, Götter, laßt euch doch bewegen!
„Ach laßt, schrie Morydan, laßt Well und Wind sich legen.
„Nur dießmal laßt mich noch der naßen Gruft entfliehn.
„Nie, nie, gelob ich euch, mehr übers Meer zu ziehn.
„Neptun, Neptun erhöre mich!
„Sechs schwarze Rinder schenk ich dir
„Zum Opfer dann mit Lust dafür!
„Sechs schwarze Rinder? sprach Manbar,
Sein Nachbar, der zugegen war?
„Sechs schwarze Rinder? bist du toll?“
Mir ist es ja bekannt,
Daß solchen Reichthum nie das Glück die zugewandt.
Und du glaubst, daß es Gott, Neptun, nicht wissen soll?

* * *

Wie oft, o Sterblicher, wie ofte traueſt du,
Der Gottheit weniger als deinem Nachbar zu!

Schlußrede zu einem Trauerspiele, gehalten von Mad. Schuch 1764.

Euch, die Geschmack und Ernst und was nur Weise rührt,
Die Tugend und ihr Lohn ins Trauerspiel geführt,
Euch macht Melpomene durch künstliches Betrügen,
Beklemmtes Herz zur Lust, und Mitleid zum Vergnügen.
Ihr fühlt es, was ein Held, der mit dem Schicksal ficht,
Und mit Affekten kämpft, in schweren Worten spricht;
Ihr folgt ihm durch den Kampf, mit gleich getheilten Trieben,
Zu hassen, wenn er haßt, und wenn er liebt, zu lieben.
Ihr hofft, ihr tobt mit ihm; ihr theilt sein Weh und Wohl,
Und kurz, ihr habt das Herz, wie man es haben soll.

Schämt euch der Wehmuth nicht, die feucht im Auge schimmert,
Gönnt ihr, ach! gönnet ihr den Ausbruch! Unbekümmert,
Ob Wesen oder Schein, ob Wahrheit oder Trug
Den Panzer um das Herz mit süßer Macht zerschlug.
Die Gottheit des Geschmacks zählt jedes Kenners Zähre

Und hebt sie theuer auf, zu sein und unsrer Ehre!
Zu unsrer Ehre? — Ja, als Theil an unserm Lohn,
Durch der Geberden Reiz, durch Mienen, Tracht und Ton,
Und durch die ganze Kunst ruhmvoller Heuchlergaben,
Der Tadelsucht zum Trotz! sie euch erpreßt zu haben.

Sittensprüche.

1779.

Man würze, wie man will mit Widerspruch die Rede,
Wird Würze nur nicht Kost, und Widerspruch nicht Fehde.

Bav selbst hat manchen guten Schauer;
Wär' Eselstrab auch nur von Dauer.

Sinngedichte.

(1)

Die Sinngedichte an den Leſer.

Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
Doch wird ihn jeder leſen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger geleſen ſeyn.

(2)

Ebendieſelben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen:
Nur nicht dem Kritikus vor allen.
Warum? Dem Kritikus vor allen
Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

(3)

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweymal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld,
Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult.
Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen:
Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

(4)

Der Stachelreim.

Kraft, der gern so neu als eigenthümlich spricht,
Nennt einen Stachelreim sein ledig Sinngedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl ich nicht.

(5)

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm,
So fein, so scharf, als je von Kästner eines kam.
Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweytes auszuhecken.
Vergebens; was er macht, verdirbt.
So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken,
Und martert sich und stirbt.

(6)

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig seyn?
Marull, was artig ist, ist klein.

(7)

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen
Auf Abentheuer durch das Land.

Einst

Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen;
Und giebt für Amors Pfeil und Bogen
Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen,
Und ziehn noch beide durch das Land.
Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

(8)
Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn' ich dumm.
Thrax. Ja freylich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

(9)
Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest?
Weil, nach des Schicksals ew'gem Schluß,
Ein jeder Dichter darben muß.

(10)

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde.
Durch nichts wird sie mehr roth gemacht.
Zweydeutigkeit und Schmutz und Schand' und Sünde,
Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht.
Erröthe wenigstens, Lucinde,
Daß nichts dich mehr erröthen macht!

(11)

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu besiegen,
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerst erschien er ihr;
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.
Umsonst legt er, als Gott, den Himmel ihr zu Füßen:
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
Umsonst fleht er, als Mann, in schmeichelhaftem Ton:

Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren —
Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

---

(12)

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil
Nun seine sechste Frau begraben.
Wem trug jemals ein Gut so viel?
Wer möchte so ein Gut nicht haben?

---

(13)

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben.
Denn sollt' ich auch die sechste drauf begraben:
Könnt' ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? —
Sechs gute Tage nur erlebet haben.

---

(14)

An die Herrn X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern!
Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern.
Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht:
Ihr fodert euch, und stellt euch nicht.

(15)

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt,
Werden unvergänglich bleiben: —
Weil dergleichen Zeug zu schreiben,
Stets ein Stümper übrig bleibt.

(16)

Auf das Jungfernstift zu **.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein
Sie um dieß Jungfernstift muß seyn!
Seit Menschen sich besinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

(17)

An den Doktor Sp**.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören:
Herr Doktor ruft es dich. Ich dankte dieser Ehren! —
Die Mutter wollt es wohl so früh nicht lügen lehren?

(18)

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann!
Wie weit er sich zurück erinnern kann!
Bis an die ersten Kinderpossen:
Wie viel er Vögel abgeschossen,
Wie manches Mädchen er begossen,
Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust,
Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt.
Zwar alles glaub' ich nicht; ich glaub' indessen,
Die Zeit ist ihm noch unvergessen,
Als seine Mutter Dorilis
Noch nicht nach seinem Vater hieß.

So sey die Summe dieß: „Er lebte schlecht und recht,
„Ohn' Amt und Gnadengeld, und niemands Herr noch Knecht.

---

(25)

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust
Reizt uns, o D*, zu welcher Lust!
Doch ihr erbärmliches Gesichte,
O D*, macht Reiz und Lust zu nichte.
Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen,
Und Gift und Gegengift beysammen.

---

(26)

Auf Frau Trix.

Frau Trix besucht sehr oft den jungen Doktor Klette.
Argwohnet nichts! Ihr Mann liegt wirklich krank zu Bette.

---

(27)
Auf Lukrins Grab.

Welch tödtender Gestank hier, wo Lukrin begraben,
Der unbarmherz'ge Filz! — Ich glaube gar, sie haben
Des Wuchrers Seele mit begraben.

(28)
Im Namen eines gewissen Poeten, dem der König von Preußen eine goldene Dose schenkte.

Die goldne Dose, — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geschenkt,
Die war — was das bedeuten muß? —
Statt voll Dukaten, voll Helleborus.

(29)
Auf den falschen Ruf von Nigrins Tode.

Es sagte, sonder aller Gnade,
Die ganze Stadt Nigrinen todt.
Was that die Stadt in dieser Noth?

Ein Zehntheil von der Stadt sprach: Schade!
Doch als man nach und nach erfuhr, daß das Geschrey
Ein bloßes blindes Lärmen sey:
So holten, was zuvor das eine Zehntheil sprach,
Die andern neune nach.

(30)
Auf den Gargil.

Mit richtrisch scharfem Kiel durchackert seine Lieder
Gargil. Ins neunte Jahr schreibt, löscht und schreibt er wieder.
Sein Lied ist Lieb' und Wein. Kann man es ihm verdenken.
Daß er der Nachwelt will vollkommne Possen schenken?

(31)
Die Flucht.

„Ich flieh, um öfter noch zu streiten!"
Rief Fix, der Kern von tapfern Leuten.
Das hieß: (so übersetz' ich ihn)
Ich flieh, um öfter noch zu fliehn.

(32)

Die Wohlthaten.

Wär' auch ein böser Mensch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: dem ungeachtet schütte —
Sind beides, Bütt' und Mensch nicht allzu morsch und alt, —
Nur deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt!

(33)

An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Thor! Erspar', erwerb', erwirb,
Hab' alles! — Brauche nichts, laß alles hier, und stirb!

(34)

Hinz und Kunz.

Hinz. Was doch die Großen alles essen!
Gar Vogelnester; eins, zehn Thaler werth.

Kunz. Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.
Hinz. Kann seyn! kann seyn, Gevattersmann!
Bey Nestern fingen die denn an.

(35)
Auf eine lange Nase.

O aller Nasen Nas'! Ich wollte schwören,
Das Ohr kann sie nicht schnauben hören.

(36)
Auf Stipsen.

Stips ist, trotz einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen;
Borgt, wie ein frecher Edelmann;
Zahlt, wie ein Edelmann, mit Schlägen;
Verprasset sein und anderer Vermögen,
Wie ein geborner Edelmann:
Und doch — wer kann dergleichen Thorheit fassen? —
Will Stips sich noch erst adeln lassen.

(37)

Auf den Sanktulus.

Dem Alter nah, und schwach an Kräften,
Entschlägt sich Sanktulus der Welt
Und allen weltlichen Geschäften,
Von denen keins ihm mehr gefällt.
Die kleine trübe Neige Leben,
Ist er in seinem Gott gemeynt,
Der geistlichen Beschauung zu ergeben;
Ist weder Vater mehr, noch Bürger mehr, noch Freund.
Zwar sagt man, daß ein trauter Knecht
Des Abends durch die Hinterthüre
Manch hübsches Mädchen zu ihm führe.
Doch, böse Welt, wie ungerecht!
Ihm so was übel auszulegen!
Auch das geschieht bloß der Beschauung wegen.

(38)

An Grillen.

Sey kürzer! sprichst du, Grill. Schweig, Grill! du bist nicht klug.
Ist das dir kurz genug?

(39)

An den Salomon.

Hochweiser Salomon! dein Spruch,
„Daß unter tausenden kein gutes Weib zu finden,“
Gehört — gerad' heraus — zu deinen Zungensündgn;
Und jeder Fluch ist minder Fluch,
Als dieser schöne Sittenspruch.
Wer sie bey Tausenden will auf die Probe nehmen,
Wie du gethan, hochweiser Mann,
Muß sich bey Tausenden der Probe freylich schämen.
Wird drüber wild, und lästert dann.

(40)

Auf ebendenselben.

Daß unter tausenden ein weiser Mann
Kein gutes Weibchen finden kann:
Das wundert mich recht sehr.
Doch wundert mich noch mehr,
Daß, unter tausenden, ein weiser Mann
Nicht Eine gut sich machen kann.

(41)
Das böse Weib.

Ein einzig böses Weib lebt höchstens in der Welt:
Nur schlimm, daß jeder seins für dieses einz'ge hält.

(42)
An den Aemil.

Mit Unrecht klagest du, treuherziger Aemil,
Daß man so selten nur auf deine Worte bauen,
Mit Gleichem Gleiches dir gar nicht vergelten will:
Wer allen alles traut, dem kann man wenig trauen.

(43)
Trux an den Sabin.

Ich hasse dich, Sabin; doch weiß ich nicht weswegen:
Genug, ich hasse dich. Am Grund' ist nichts gelegen.

(44)
Antwort des Sabin.

Haff' mich, so viel du willst! doch wüßt' ich gern, weswegen:
Denn nicht an deinem Haß, am Grund' ist mir gelegen.

(45)
An einen Lügner.

Du magst so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich sollst du dennoch nicht betriegen.
Ein einzigmal nur hast du mich betrogen:
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

(46)
Auf Trill und Troll.

Ob Trill mehr, oder Troll mehr zu beneiden ist,
Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorinden küßt:
Das möcht' ich wohl entschieden wissen, —
Da beide sie gemalt nur küssen.

(47)

Entscheidung des Vorigen.

Ich denke, Trill ist noch am besten dran:
Weil ihn das Bild nicht wieder küssen kann.

(48)

An die **.

Du fragst: Wer giebt für meinen Sohn
Mir einen Namen an?
Für deinen Sohn, und wessen Sohn? —
Du schweigest? — Nenn' ihn Pan.

(49)

Auf Alander.

Alander, hör' ich, ist auf mich gewaltig wild;
Er spöttelt, lästert, lügt und schilt.
Kennt mich der gute Mann? — Er kennt mich nicht, ich wette.
Doch was? als ob nicht auch sein Bruder an der Kette
Auf die am heftigsten, die er nicht kennet, bellt.

(50)

Auf einen Brand zu * *.

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand.
Schnell sprang, zum Löschen oder Retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bey der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

(51)

An Einen.

Du schmähst mich hinterrücks? das soll mich wenig kränken.
Du lobst mich ins Gesicht? das will ich dir gedenken!

(52)

Grabschrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräulichen Gesichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

(53)

Auf den Kodyll.

Der kindische Kodyll wird keiner Steigrung satt,
Läßt keinen Krämer laufen,
Kauft alles, was er sieht: um alles, was er hat,
Bald wieder zu verkaufen.

(54)

An den Pompil.

Ich halte Spielen zwar für keine Sünde:
Doch spiel' ich eher nicht, Pompil,
Als bis ich keinen finde,
Der mir umsonst Gesellschaft leisten will.

(55)

Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine liebe Pavian,
Der uns so manches nachgethan!
Ich wette, was er itzt gethan,
Thun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.

(56)
Grabschrift auf ebendenselben.

Hier faulet Mimulus, ein Affe.
Und leider! leider! welch ein Affe!
So zahm, als in der Welt kein Affe;
So rein, als in der Welt kein Affe;
So keusch, als in der Welt kein Affe;
So ernst, als in der Welt kein Affe;
So ohne Falsch. O welch ein Affe!
Damit ichs kurz zusammen raffe:
Ein ganz originaler Affe.

(57)
Auf die Phasis.

Von weitem schon gefiel mir Phasis sehr:
Nun ich sie in der Nähe
Von Zeit zu Zeiten sehe,
Gefällt sie mir — auch nicht von weitem mehr.

(58)
Auf Nickel Fein.

In Jahresfrist, verschwor sich Nickel Fein,
Ein reicher, reicher Mann zu seyn.
Auch wär' es, traun! nach seinem Schwur gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfrist gehangen.

(59)
Auf eine Liebhaberin des Trauerspiels.

Ich höre, Freund, dein ernstes, schönes Kind
Will sich des Lachens ganz entwöhnen,
Kömmt in den Schauplatz nur, wenn süße Thränen
Da zu vergießen sind. —
Wie? fehlt es ihr bereits an schönen Zähnen?

(60)
Auf ein Schlachtstück von Hugtenburg.

Furchtbare Täuscherey! Bramarbas stand vor ihr,
Ward blaß, und zitterte, und fiel, und rief:
Quartier!

(61)
Auf den Hablador.

Habladors Mund, Utin, ist dir ein Mund zum Küssen?
Wie er spricht, spricht dir niemand nicht?
Wie sollte so ein Mann auch nicht zu sprechen wissen,
Er thut ja nichts, als daß er spricht.

(62)

Auf den Miſon.

Ich warf dem Miſon vor, daß ihn ſo viele haſſen.
Je nun! wen lieb' ich denn? ſprach Miſon ganz gelaſſen.

(63)

Der reiche Freyer.

Ein Bettler ging auf Freyersfüßen,
Und ſprach zu einer Magd, die er nach Wunſche fand:
Nimm mich! Sie fragt: worauf? „Auf dieſe dürre Hand:
„Die ſoll uns wohl ernähren, müſſen!“
Die Magd beſann ſich kurz, und gab ihm ihre Hand.

(64)

Auf den Rufinus.

Rufinus endet nichts, er fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia, ſprich doch! du kennſt den Mann.

(65)

Hänschen Schlau.

„Es ist doch sonderbar bestellt,“
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
„Das meiste Geld besitzen.“

(66)

An die Dorilis.

Dein Hündchen, Dorilis, ist zärtlich, tändelnd, rein:
Daß du es also leckst, soll das mich wundern? nein!
Allein dein Hündchen lecket dich:
Und dieses wundert mich.

(67)

Grabschrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam.

Hier warfen mich die Wellen an das Land.
Hier grub mich todt, mit frommer Hand,
Ein Fischer in den leichten Sand.

Dein Mitleid, Leser, ist bei mir nicht angewandt!
Im Sturme scheitern und ersaufen,
Hieß mir Unglücklichem, mit Sturm in Hafen laufen.

(68)
An einen schlechten Maler.

Ich saß dir lang' und oft: warum denn, Meister Steffen?
Ich glaube fast, mich nicht von ungefähr zu treffen.

(69)
Auf eine Bildsäule des Amor.

Hier blieb, als Amor, sich noch mächtiger zu sehen,
Eleonora ward, sein Körper geistlos stehen.

(70)
Auf ebendieselbe.

So lieb euch, Kinder, Ruh und Glück:
Zurück von ihm, dem Schalke! weit zurück! —
(Ich hätte viel für diesen Rath gegeben!)
Er stellt sich so nur ohne Leben.

(71)

Auf eben dieſelbe.

Kommt dieſem Amor nicht zu nah,
Und ſtört ihn nicht in ſeinem Staunen!
Noch ſteht er ſo, in Einem ſüßen Staunen,
Seit er Philinden ſah.

(72)

Auf ebendieſelbe.

Die Unſchuld naht ſich ihm, und bebt:
Sie fühlt, ſie fühlt es, daß er lebt.

(73)

Auf ebendieſelbe.

O Chloe, halte deinen Blick
Von dieſem Schalke ja zurück!
Geſetzt, er wär' auch ohne Leben,
Was er nicht hat, das kann dein Blick ihm geben.

(74)
Auf den Fabull.

Fabull verschließet alle Kisten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit sich niemand läßt gelüsten
Zu sehen, daß sie ledig sind.

(75)
Auf den trägen Y.

Mit dir und über dich zu lachen,
Soll ich ein Sinngedichte machen?
Gut! daß du ohne Müh kannst lachen,
So will ichs sonder Einfall machen.

(76)
Entschuldigung wegen unterlassenen Besuchs.

So war ich lebe, Freund, ich wollte ganze Tage.
Und ganze Nächte bey dir seyn:
Um mich mit dir die ganzen Tage,
Die ganzen Nächte zu erfreun.
Doch tausend Schritte sinds, die unsre Wohnung trennen;
Und hundert wohl noch obendrein.

Und wollt' ich sie auch gern, die tausend Schritte rennen,
Und jene hundert oben drein:
So weiß ich doch, daß ich am Ende
Des langen Wegs, dich zwanzigmal nicht fände.
Denn öfters bist du nicht zu Hause,
Und manchmal bist du's nicht für mich:
Wenn nach dem langen Zirkelschmause
Der kleinste Gast dir hinderlich.
Ich wollte, wie gesagt, gern tausend Schritte rennen,
Dich, liebster Freund, dich sehn zu können:
Doch allzu weiter Freund, dich nicht zu sehen,
Verdreußt michs, Einen nur zu gehen.

(77)
An den Paul.

Es scheinet, daß du Paul, der einz'ge Trunkne bist:
Denn du willst nüchtern seyn, wo keiner nüchtern ist.

(78)
Velt und Polt.

Zum Henker! fluchte Polt zu Velten,
Mußt du mich einen Lügner schelten?
Zum Henker! fluchte Velt zu Polten,

Ich einen Lügner dich gescholten?
Das leugst du Polt, in deinen Hals,
Das leugst du als ein Schelm, und als * * *
Ha! das hieß Gott dich sprechen, Velten!
Denn Lügner laß ich mich nicht schelten.

(79)

Der kranke Star.

„Komm' ich vom Lager auf, und giebt Gott Fried im Staat,"
Gelobt der kranke Star, „so werd ich ein Soldat."

(80)

Die blaue Hand.

Ein Richter war, der sah nicht wohl:
Ein Färber kömmt, der schwören soll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: Unverstand!
Wer schwört im Handschuh? Handschuh aus!
Nein! ruft der Färber; Brill' heraus!

(81)
Der Schuſter Franz.

Es hat der Schuſter Franz zum Dichter ſich entzückt.
Was er als Schuſter that, das thut er noch: er flickt.

(82)
Das Mädchen.

Zum Mädchen wünſcht' ich mir — und wollt' es, ha! recht lieben —
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreun, ſchwer zu betrüben,
Am Wuchſe ſchlank, im Gange flink,
Von Aug ein Falk,
Von Mien' ein Schalk,
Das fleißig, fleißig liest:
Weil alles, was es liest,
Sein einzig Buch — der Spiegel iſt;
Das immer gaukelt, immer ſpricht,
Und ſpricht und ſpricht von tauſend Sachen,
Verſteht es gleich das Zehnte nicht
Von allen dieſen tauſend Sachen:
Genug, es ſpricht mit Lachen,
Und kann ſehr reizend lachen.

Solch Mädchen wünſcht' ich mir! — Du, Freund, magſt deine Zeit

Nur immerhin bey schöner Sittsamkeit,
Nicht ohne seraphin'sche Thränen,
Bey Tugend und Verstand vergähnen.
Solch einen Engel
Ohn' alle Mängel
Zum Mädchen haben:
Das hieß' ein Mädchen haben? —
Heißt eingesegnet seyn, und Weib und Hausstand haben.

(83)

Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu sich streckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meynt ihr, daß geschah!
Fell starb am Stich? Ey ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.

(84)

An den Herrn D*.

Dein Epigramm, o D*, ist fein!
Es hat mich trefflich durchgezogen!
Und ist, vollkommen schön zu seyn,
Erstunken und erlogen.

(85)

An einen geizigen Vater.

Verlangt dein Kind ein Freyer,
Der wenig nach der Mitgift fragt;
So denke, was das Sprichwort sagt:
Sehr wohlfeil ist sehr theuer.

(86)

Auf den Kauz.

Wer sagt, das Meister Kauz Satiren auf mich schreibt?
Wer nennt geschrieben das, was ungelesen bleibt?

(87)

Auf den Lupan.

Des beißigen Lupan Befinden wollt ihr wissen?
Der beißige Lupan hat jüngst ins Gras gebissen.

(88)
An den Leser.

Du dem kein Epigramm gefällt,
Es sey denn lang und reich und schwer:
Wo sahst du, daß man einen Speer,
Statt eines Pfeils, vom Bogen schnellt?

(89)
An den Herrn von Dampf.

Dein Diener, Herr von Dampf, ruft: Platz da! vor dir her.
Wenn ich an deiner Stelle wär',
Den Diener wollt ich besser brauchen:
Du kannst dir freyen Weg ja durchs Gedränge — hauchen.

(90)
An ebendenselben.

Dem hast du nur die Hand, und dem den Kuß beschieden.
Ich, gnädger Herr von Dampf! bin mit der Hand zufrieden.

(91)

Auf einen gewissen Dichter.

Ihn singen so viel mäß'ge Dichter,
Ihn preisen so viel dunkle Richter.
Ihn ahmt so mancher Stümper nach,
Ihm nicht zum Ruhm, und sich zur Schmach.
Freund, dir die Wahrheit zu gestehen,
Ich bin zu dumm es einzusehen,
Wie sich für wahr Verdienst ein solcher Beifall schicket.
Doch so viel seh' ich ein,
Das Singen, das den Frosch im tiefen Schlamm entzücket,
Das Singen muß ein Quaken seyn.

(92)

An den Wesp.

Nur Neues liebest du? nur Neues willst du machen?
Du bist, mein guter Wesp, sehr neu in allen Sachen.

(93)
An den Trill.

Bald willst du, Trill, und bald willst du dich nicht beweiben:
Bald dünkt dichs gut, bald nicht, ein Hagestolz zu bleiben.
Ich soll dir rathen? Wohl! Thu, was dein Vater that:
Bleib frei; heirathe nicht! — Da hast du meinen Rath.

(94.)
An ebendenselben.

Du nennest meinen Rath ein schales Sinngedicht?
Trill, einen andern Rath bekömmst du wahrlich nicht.
Zum Hängen und zum Freien
Muß niemand Rath verleihen.

(95)

An die Fuska.

Sey nicht mit deinem rothen Haar
So äußerst, Fuska, unzufrieden!
Ward dir nicht schönes braunes Haar,
So ward dir braune Haut beschieden.

(96)

Auf den Tod des D. Mead.

Als Mead am Styx erschien, rief Pluto voller Schrecken:
Weh mir! nun kömmt er gar, die Todten zu erwecken.

(97)

Auf die schöne Tochter eines schlechten Poeten.

Der Vater reimt und suchet allen,
Nicht wenig Kennern, zu gefallen.

Die Tochter buhlt: o! straft sie nicht!
Das gute Kind will allen,
Wie ihres Vaters Reim, gefallen.

---

(98)
An ebendieselbe.

Dein braunes Mädchen, Freund, ist schön:
Das muß ihr auch der Neid gestehn.
So schön, daß man es ganz vergißt,
Daß sie ein wenig buhlrisch ist;
So schön, daß man es gar vergißt,
Daß ihr Papa ein Reimschmied ist.

---

(99)
Auf den Sextus.

Die, der ein Auge fehlt, die will sich Sextus wählen?
Ein Auge fehlet ihr, ihm müssen beide fehlen.

---

(100)

Kunz und Hinz.

Kunz. Hinz, weißt du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leid'ge böse Geist.
Hinz. Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden?
Ein Pfaffe wars, der Berthold heißt.
Kunz. Sey drum! so ward mir doch nichts aufgebunden.
Denn sieh! Pfaff oder böser Geist
Ist Maus wie Mutter, wie mans heißt.

(101)

Auf den Bav.

Ein schlechter Dichter Bav? ein schlechter Dichter? nein!
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer seyn.

(102)

Auf Dorinden.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß sie nicht betet, und nicht höret,
Und andre nur im Beten störet.
Sie bat, (mein eignes Ohr ist Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmählig auf die Neige)
Sie bat mit ernstlichen Geberden:
„Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu Schanden werden!"

(103)

Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar;
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

(104)

Auf die Hütte des Irus.

Vorbei verwegner Dieb! denn unter diesem Dache,
In jedem Winkel hier, hält Armuth treue Wache.

(105)

Auf einen gewissen Leichenredner.

O Redner, dein Gesicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Maul erbärmlich spricht.
Eh du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht!

(106).

Das schlimmste Thier.

Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: von wilden heißts Tirann,
Und Schmeichler von den zahmen.

(107)
Auf die Magdalis.

Die alte reiche Magdalis
Wünscht mich zum Manne, wie ich höre.
Reich wäre sie genug; das ist gewiß;
Allein so alt! — Ja, wenn sie älter wäre!

(108)
Auf Lorchen.

Lorchen heißt noch eine Jungfer. Wisset, die ihrs noch nicht wißt:
So heißt Lucifer ein Engel, ob er gleich gefallen ist.

(109)
Klimps.

Der alte fromme Klimps, bei jedem Bissen Brod,
Den er genoß, sprach: Segne Gott!

Den schönen Spruch nicht halb zu lassen, sprach
Und stirb! sein frommes Weib mit Hiobs Weib' ihm nach.

---

(110)

Der spielsüchtige Deutsche.

So äußerst war, nach Tacitus Bericht,
Der alte Deutsch' aufs Spiel erpicht,
Daß, wenn er ins Verlieren kam,
Er endlich keinen Anstand nahm,
Den letzten Schatz von allen Schätzen,
Sich selber, auf das Spiel zu setzen.

Wie unbegreiflich rasch, wie wild!
Ob dieses noch vom Deutschen gilt?
Vom Deutschen Manne schwerlich. — Doch,
Vom Deutschen Weibe gilt es noch.

---

(111)

Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung stehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?

Laßt meinen Reiter mir die Ferse geben:
So sollt ihr sehn!

(112)

Auf die feige Mumma.

Wie kömmts, daß Mumma vor Gespenstern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel sieht?

(113)

Eine Gesundheit auf die Gesundheiten.

Weg, weg mit Wünschen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleißig, aber trinket still!
Wer wird an die Gesundheit denken,
Wenn man die Gläser leeren will?

(114)

Auf einen unnützen Bedienten.

Im Essen bist du schnell, im Gehen bist du faul.
Iß mit den Füssen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

(115)

Der Schwur.

Ich schwöre Lalagen, daß sonder ihre Küsse,
Kein königliches Glück mein Leben mir versüße.
Dieß schwör' ich ihr im Ernst, wofern sie sich ergiebt;
Und schwör' es ihr im Scherz, wofern sie mich nicht liebt.

(116)

Themis über ihr Bildniß in dem Hause eines Richters.

Womit o Zevs, hab' ich den Schimpf verschuldet,
Daß man mein Bild in diesem Hause duldet?

(117)

Der Furchtsame.

Kaum seh ich den Donner die Himmel umziehen,
So flieh ich zum Keller hinein.

Laßt meinen Reiter mir die Ferse geben:
So sollt ihr sehn!

---

(112)

Auf die feige Mumma.

Wie kömmts, daß Mumma vor Gespenstern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel sieht?

---

(113)

Eine Gesundheit auf die Gesundheiten.

Weg, weg mit Wünschen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleißig, aber trinket still!
Wer wird an die Gesundheit denken,
Wenn man die Gläser leeren will?

---

(114)

Auf einen unnützen Bedienten.

Im Essen bist du schnell, im Gehen bist du faul.
Iß mit den Füssen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

---

(115)

Der Schwur.

Ich schwöre Lalagen, daß sonder ihre Küsse,
Kein königliches Glück mein Leben mir versüße.
Dieß schwör' ich ihr im Ernst, wofern sie sich ergiebt;
Und schwör' es ihr im Scherz, wofern sie mich nicht liebt.

(116)

Themis über ihr Bildniß in dem Hause eines Richters.

Womit o Zevs, hab' ich den Schimpf verschuldet,
Daß man mein Bild in diesem Hause duldet?

(117)

Der Furchtsame.

Kaum seh ich den Donner die Himmel umziehen,
So flieh ich zum Keller hinein.

Was meynt ihr? ich suchte den Donner zu fliehen?
Ihr irrt euch; ich suche den Wein.

---

(118)

An den Herrn V.

Du ladest zwanzig Schmauser ein,
Wovon ich keinen kenn' und dann mich oben drein.
Doch zürnst du, und erstaunst, warum ich nicht erscheine?
Ich schmause, Freund, nicht gern alleine.

---

(119)

Auf die Genesung einer Buhlerin.

Dem Tode wurde jüngst vom Pluto anbefohlen,
Die Lais unsrer Stadt nach jener Welt zu holen.
Sie war so alt doch nicht, und reizte manchen noch,
Durch Willigkeit und Scherz in ihr gemächlich Joch.
„Was?" sprach der schlaue Tod, der ökonomisch denket,
Und nicht, wie man wohl glaubt, den Wurfpfeil blindlings schwenket:

„Die Lais brächt' ich her? das wäre dumm genung!
Nein! Aerzt' und Huren — nein! die hol' ich nicht so jung!"

---

(120)
An zwei liebenswürdige Schwestern.

Reiz, Jugend, Unschuld, Freud' und Scherz
Gewinnen Euch ein jedes Herz!
Und kurz: Ihr brauchet Eures gleichen,
Den Grazien, in nichts, als an der Zahl, zu weichen.

---

(121)
An den Silius.

Mein Urtheil, Silius, von deiner Ueberschrift,
Dies Urtheil soll nichts gelten,
Weil es die Reime nur betrifft?
Was kann man sonst als Reim' an einem Reimer schelten?

(122)

Auf den D. Klyſtill.

Klyſtill, der Arzt — (der Mörder ſollt' ich ſagen —)
Will niemands frühern Tod mehr auf der Seele tragen,
Und giebt, aus frommer Reu, ſich zum Huſaren an;
Um das nie mehr zu thun, was er ſo oft gethan.

(123)

Auf Muffel.

Freund Muffel ſchwört bei Gott und Ehre,
Ich koſt' ihn ſchon ſo manche Zähre. —
Nun? frommer Mann, wenn das auch wäre;
Was koſtet dich denn deine Zähre?

(124)

An ein Paar arme verwaiſete Mädchen.

Ihr holden Kinder, daß ihr Waiſen ſeyd,
Das iſt mir herzlich, herzlich leid.

Auch bin ich euch zu dienen gern erbötig
Mit Gut und Blut; euch, die ihr, ohne Streit,
Das beste Blut des besten Blutes seyd.
Nur, Kinder, daß ihr arme Waisen seyd,
Das sey euch selber ja nicht leid!
Nun habt ihr keines Vormunds nöthig.

---

(125)

An den Var.

Du lobest Todte nur? Var, deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Lust, mich bald ins Grab zu legen.

---

(126)

Auf den Cytharist.

Jahr aus, Jahr ein reimt Cytharist
Zweihundert Vers' in Einem Tage;
Doch drucken läßt er nichts. Entscheidet mir die Frage,
Ob er mehr klug, mehr unklug ist.

---

(127)

Der beste Wurf.

An ein Paar Brettspieler.

Zwei Vierer wünschest du, und du verlangst zwei Einer:
Der beste Wurf im Brett bleibt darum dennoch — keiner.

(128)

Auf den Maler Klecks.

Mich malte Simon Klecks so treu, so meisterlich,
Daß aller Welt, so gut als mir, das Bildniß glich.

(129)

Auf einen Zweikampf.

Warum zog das erzürnte Paar,
Sistan, und wer sein Gegner war,

Die

Die Degen? Aller Welt zum Schrecken
Sie — friedlich wieder einzustecken.

---

(130)
Auf den Ursin.

Ursin ist ärgerlich und geht mir auf die Haut,
Daß ich ihm jüngst mein Buch, den Phädon, weggenommen;
Gelesen hab' er ihn, allein noch nicht verdaut.
Ja, ja! zu Stande wär' er bald damit gekommen:
Sein Windspiel, oder er, hat ihn schon brav gekaut.

---

(131)
Auf den Veit.

Veit ist ein witz'ger Kopf, und zählet sechzig? — Mein!
Er hat noch lange hin, ein kluger Kopf zu seyn.

---

(132)
Die Vorspiele der Versöhnung.

Korinne schwur, mich zu vergessen:
Und doch kann sie mich nicht vergessen.
Wo sie mich sieht, und wo sie kann,
Fängt sie auf mich zu lästern an.
Doch warum thut sie das? warum erhitzt sie sich?
Ich wette was, noch liebt sie mich.

Ich schwur, Korinden zu vergessen:
Und doch kann ich sie nicht vergessen.
Wo ich sie seh, und wo ich kann,
Fang' ich mich zu entschuld'gen an.
Doch warum thu ich das? und warum schweig' ich nie?
Ich wette was, noch lieb' ich sie.

(133)
Auf den Pfriem.

Pfriem ist nicht bloß mein Freund; er ist mein andres Ich.
Dieß sagt er nicht allein, dies zeigt er meisterlich.
Er steckt in seinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

(134)
Auf den Avar.

Avar stirbt, und vermacht dem Hospital das Seine,
Damit sein Erbe nicht verstellte Thränen weine.

(135)
Seufzer eines Kranken.

Hier lieg' ich schwach und siech;
Und ach! die liebe Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette.
O! daß der Himmel mich
Von beiden Uebeln bald errette!

(136)
Auf den Laar.

Daß Laar nur müßig geh, wie kann man dieses sagen?
Hat er nicht schwer genug an seinem Wanst zu tragen?

(137)

Ihr Wille und sein Wille.

Er. Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.
Sie. Und ich muß meinen haben, lieber Mann.
Er. Unmöglich!
Sie. Was? nicht meinen Willen haben?
Schon gut! so sollst du mich in Monatsfrist begraben.
Er. Den Willen kannst du haben.

(138)

Grabschrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe starb.

Hier lieget, die Beate heißen sollte,
Und lieber seyn, als heißen wollte.

(139)

Auf den Marius.

Dem Marius ward prophezeyet,
Sein Ende sey ihm nah.
Nun lebet er drauf los; verschwelgt, verspielt, verstreuet:
Sein End' ist wirklich da!

(140)

Auf den einäugigen Spieler Pfiff.

Indem der Spieler Pfiff — erzürnte Götter! —
Durch einen schlimmen Wurf ein Auge jüngst verlor:
„Brav, Kammerade!" rief ein Spötter;
„Du giebst uns jedem nur Ein Auge vor."

(141)

An einen Autor.

Mit so bescheiden stolzem Wesen
Trägst du dein neustes Buch — welch ein Geschenk! — mir an.

Doch, wenn ichs nehme, grundgelehrter Mann,
Mit Gunst: muß ich es dann auch lesen?

---

(142)

Auf den Ley.

Der gute Mann, den Ley bei Seite dort gezogen!
Was Ley ihm sagt, das ist erlogen.
Wie weiß ich das? — Ich hör' ihn freilich nicht:
Allein ich seh doch, daß er spricht.

---

(143)

Die Sinngedichte über sich selbst.

Weiß uns der Leser auch für unsre Kürze Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit leider! lang.

---

(144)

Abschied an den Leser.

Wenn du von allem dem, was diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes werth gefunden:
So sey mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurück behielt.

Epigrammata.

Ad Turanium.

Viventi decus atque sentienti,
Turani, tibi quod dedere amici,
Rarus post cineres habet poëta,
Nec tu post cineres habebis ipse.

Ad Gelliam.

Vota tui brevitersi, Gellia, noscere vatis,
Dignorum juvenum publica cura, cupis:
Spernit opes regum, regum quoque spernit honores;
Esse suus primum, tunc petit esse tuus.

In Aristum.

Nescio, dum dicit, multum, mentitur Aristus.
Qui nescit multum, paucula scire potest.

Ad Amicum.

Laetus es et pauper, sciat hoc fortuna caveto,
Ne te felicem jam putet esse nimis.

Ad Ponticum.

Qua tua fronte legam, mi Pontice, carmina, quaeris?
Num, precor, illa legam, Pontice, quaere prius.

Ad Pompillam.

Vir fovet amplexu, nec tu prohibebis? amicas.
„Hunc ego? qui nobis jura dedit paria.“

Ast velit amplexu quis te, Pompilla, fovere?
Sic vir jura dedit, nec dedit illa simul.

In Caecilianum.

Garrula fama refert te, Caeciliane, disertum,
Nec minus esse pium, garrula fama refert.
Nil video, cur haec credamus, Caeciliane.
Credo tamen: verum fama referre solet.

Ad **.

Abs te cum laudor, tibi cur laudatur et Aldus?
Dicam, te laudis poenituisse meae?

In Albam.

Alba mihi semper narrat sua somnia mane;
Alba sibi dormit: somniat Alba mihi.

Ad Priscum.

Commendare tuum dum vis mihi carmine munus:
Carmen commendas munere, Prisce, mihi.

In Paulum.

Carmina tentemus: num quid tentare nocebit?
Paulus ait. Tenta! nil, nisi fama perit.

Ad Sosibianum.

Sosibiane, rogas, prodat Galathea quot annos?
Annos quod prodat nocte? diene rogas?

Ad Posthumum.

Quis melos auditu redimat, dic, Posthume, sodes,
Qui famam redimit, Posthume, morte sua.

Ad Tuccam, ludimagistrum.

Dic mihi, quis furor est, ludo spectante cacare?
Num gravitatem aliter frontis habere nequis?

Ad eundem.

Quid te, Tucca, juvat gravitatem fingere vultu.
Ridetur gravitas si gravitate tua?

In Canem.

Nonne Canis germana Cani appellatur amica?
Cur ergo incestus insimulare Canem?

In Armillum.

Cui dedit, haud dedit Armillus, qui munera egeno
Non sine teste dedit. Cui dedit ergo? Sibi.

Ad Olum.

In prece qui multus nimiusque est, otia dum sunt,
Ille malas horas collocat, Ole, bene.
In prece qui multus nimiusque est, otia nec sunt,
Ille bonas horas collocat, Ole, male.

Ad Neaeram.

Te tam deformem qui pinxit, pulchra Neaera,
Blanditus Veneri, pulchra Neaera, fuit.

Ad Murlam.

Desine, Murla monet, nunc desine scribere nugas.
Tu legere ast nugas desine, Murla, prior.

Fabeln und Erzählungen.

I.

Der Sperling und die Feldmaus.

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: Sieh dort den Adler sitzen!
Sieh, weil du ihn noch siehst! er wiegt den Körper schon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette, — seh' ich schon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' ihm gleich. — Fleug, Prahler, rief die Maus.
Indeß flog jener auf, kühn auf geprüfte Schwingen;
Und dieser wagts, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,

Als beide, sich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie sie schloß, gleich unermeßlich flogen.

* * *

Ein unbiegsamer F* will kühn wie Milton singen.
Nach dem er Richter wählt, nach dem wirds ihm gelingen.

II.

Der Adler und die Eule.

Der Adler Jupiters und Pallas Eule stritten.
„Abscheulich Nachtgespenst! — „Bescheidner, darf ich bitten.
„Der Himmel heget mich und dich;
„Was bist du also mehr, als ich?"
Der Adler sprach: Wahr ists, im Himmel sind wir beide;
Doch mit dem Unterscheide:
Ich kam durch eignen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug.

III.

III.

Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett entrissen,
Kam wieder in den Wald zurück,
Und tanzte seiner Schaar ein Meisterstück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht, schrie er, das ist Kunst; das lernt man in der Welt.
„Thut mir es nach, wenns euch gefällt,
„Und wenn ihr könnt!" Geh, brummt ein alter Bär,
Dergleichen Kunst, sie sey so schwer,
Sie sey so rar sie sey,
Zeigt deinen niedern Geist und deine Sklaverei.

* * *

Ein großer Hofmann seyn,
Ein Mann, dem Schmeichelei und List,
Statt Witz und Tugend ist;
Der durch Kabalen steigt, des Fürsten Gunst erstiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten spielt,
Ein solcher Mann, ein großer Hofmann seyn,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

IV.

Der Hirsch und der Fuchs.

„Hirsch, wahrlich, das begreif' ich nicht,
Hört ich den Fuchs zum Hirsche sagen,
„Wie dir der Muth so sehr gebricht?
„Der kleinste Windhund kann dich jagen.
„Besieh dich doch, wie groß du bist!
„Und sollt' es dir an Stärke fehlen?
„Den größten Hund, so stark er ist,
„Kann dein Geweih mit Einem Stoß entseelen.
„Uns Füchsen muß man wohl die Schwachheit übersehn;
„Wir sind zu schwach zum widerstehn.
„Doch daß ein Hirsch nicht weichen muß,
„Ist sonnenklar. Hör' einen Schluß.
„Ist jemand stärker, als sein Feind,
„Der braucht sich nicht vor ihm zurück zu ziehen;
„Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund:
„Und folglich darfst du niemals fliehen.

Gewiß, ich hab' es nie so reiflich überlegt.
Von nun an, sprach der Hirsch, sieht man mich unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen;
Nun widersteh' ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und sobald der Wald

Von ihrem Bellen wiederschallt,
Fliehn schnell der schwache Fuchs und starke Hirsch davon.

* * *

Natur thut allzeit mehr, als Demonstration.

V.

Die Sonne.

Der Stern, durch den es bei uns tagt —
„Ach! Dichter, lern', wie unser einer sprechen!
„Muß man, wenn du erzählst,
„Und uns mit albern Fabeln quälst,
„Sich denkend noch den Kopf zerbrechen?
Nun gut; die Sonne ward gefragt:
Ob sie es nicht verdrösse,
Daß ihre unermeßne Größe,
Die durch den Schein betrogne Welt,
Im Durchschnitt' größer kaum, als eine Spanne, hält?

Mich, spricht sie, sollte dieses kränken?
Wer ist die Welt, wer sind sie, die so denken?
Ein blind Gewürm! Genug, wenn jene Geister nur,
Die auf der Wahrheit dunkeln Spur,

Das Wesen von dem Scheine trennen;
Wenn diese mich nur besser kennen!

* * *

Ihr Dichter, welche Feur und Geist
Des Pöbels blödem Blick entreißt,
Lernt, will euch mißgeschätzt des Lesers Kaltsinn kränken,
Zufrieden mit euch selbst, stolz wie die Sonne denken!

VI.

Das Muster der Ehen.

Ein rares Beispiel will ich singen,
Wobei die Welt erstaunen wird.
Daß alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.

Ich sah das Muster aller Ehen,
Still, wie die stillste Sommernacht.
O! daß sie keiner möge sehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel,
Und der Gemahl kein Heiliger;
Es hatte jedes seine Mängel.
Denn niemand ist von allen leer.

Doch sollte mich ein Spötter fragen,
Wie diese Wunder möglich sind?
Der lasse sich zur Antwort sagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.

VII.

Faustin.

Faustin, der ganze funfzehn Jahr
Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kindern war,
Ward, von dem Wucher reich gemacht,
Auf seinem Schiffe heimgebracht.
„Gott, seufzt der redliche Faustin,
Als ihm die Vaterstadt in dunkler Fern erschien,
„Gott, strafe mich nicht meiner Sünden,
„Und gieb mir nicht verdienten Lohn!
„Laß, weil du gnädig bist, mich Tochter, Weib und Sohn
„Gesund und fröhlich wieder finden."
So seufzt Faustin, und Gott erhört den Sünder.
Er kam, und fand sein Haus in Ueberfluß und Ruh.
Er fand sein Weib und seine beiden Kinder,
Und — Segen Gottes! — zwei dazu.

VIII.

Die eheliche Liebe.

Klorinde starb; sechs Wochen drauf
Gab auch ihr Mann das Leben auf,
Und seine Seele nahm aus diesem Weltgetümmel
Den pfeilgeraden Weg zum Himmel.
„Herr Petrus, rief er, aufgemacht!
„Wer da? — Ein wackrer Christ. —
„Was für ein wackrer Christ? —
„Der manche Nacht,
„Seit dem die Schwindsucht ihn aufs Krankenbette brachte,
„In Furcht, Gebet und Zittern wachte.
„Macht bald! — — Das Thor wird aufgethan.
„Ha! ha! Klorindens Mann!
„Mein Freund, spricht Petrus, nur herein;
„Noch wird bei eurer Frau ein Plätzchen ledig seyn.
„Was? meine Frau im Himmel? wie?
„Klorinde habt ihr eingenommen?
„Lebt wohl! habt Dank für eure Müh'!
„Ich will schon sonst wo unterkommen.

IX.

Die Bäre.

Den Bären glückt' es, nun schon seit geraumer Zeit,

Mit Brummen, plumpem Ernst und stolzer Frömmigkeit,
Das Sittenrichteramt, bei allen schwächern Thieren,
Aus angemaßter Macht, gleich Wüthrichen, zu führen.
Ein jedes furchte sich, und keines war so kühn,
Sich um die saure Pflicht nebst ihnen zu bemühn;
Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte,
Und hier und da ein Fuchs auf Sittensprüche dachte.
Nun sah man beide stets auf gleiche Zwecke sehn;
Und beide sah man doch verschiedne Wege gehn.
Die Bäre wollen nur durch Strenge heilig machen;
Die Füchse strafen auch, doch strafen sie mit Lachen.
Dort brauchet man nur Fluch; hier brauchet man nur Scherz;
Dort bessert man den Schein; hier bessert man das Herz,
Dort sieht man Düsternheit; hier sieht man Licht und Leben:
Dort nach der Heuchelei: hier nach der Tugend streben.
Du, der du weiter denkst, fragst du mich nicht geschwind:
Ob beide Theile wohl auch gute Freunde sind?
O wären sies! Welch Glück für Tugend, Witz und Sitten!
Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär bestritten,
Und, trotz des guten Zwecks, von ihm in Bann gethan.
Warum? der Fuchs greift selbst die Bäre tadelnd an.

* * *

Ich kann mich dießmal nicht bei der Moral verweilen;
Die fünfte Stunde schlägt; ich muß zum Schauplatz eilen.
Freund, leg die Predigt weg! Willst du nicht mit mir gehn?
Was spielt man? Den Tartüff. Dieß Schandstück sollt' ich sehn?

X.

Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenschein belebt,
Und das mit saugendem Gewehre
Nach Ruhm gestochner Beulen strebt,
Doch die man noch zum großen Glücke,
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
Fand sie, entfernt von ihrer Schaar,
Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.

Seht, Schwestern, dort den Löwen schlafen,
Schrie sie die Schwestern gackelnd an.
Jetzt will ich hin, und will ihn strafen.
Er soll mir bluten, der Tirann!

Sie eilt, und mit verwegnem Sprunge
Setzt sie sich auf des Königs Schwanz.
Sie sticht, und flieht mit schnellem Schwunge,
Stolz auf den sauern Lorbeerkranz.
Der Löwe will sich nicht bewegen?
Wie? ist er tod? Das heiß ich Wuth!
Zu mördrisch war der Mücke Degen:
Doch sagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreiet,
„Wo seine Mordsucht sonst getobt.
„Seht, Schwestern, den der Tiger scheuet,
„Der stirbt! Mein Stachel sey gelobt!"
Die Schwestern jauchzen, voll Vergnügen,
Um ihre laute Siegerin.
Wie? Löwen, Löwen zu besiegen!
Wie, Schwester, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schwestern, wagen muß man! wagen!
„Ich hätt' es selber nicht gedacht.
„Auf! lasset uns mehr Feinde schlagen.
„Der Anfang ist zu schön gemacht.
Doch unter diesen Siegesliedern,
Da jede von Triumphen sprach,
Erwacht der matte Löwe wieder,
Und eilt erquickt dem Raube nach.

XI.

Das Krucifix.

Hans, spricht der Pater, du mußt laufen,
Uns in der nächsten Stadt ein Krucifix zu kaufen.
Nimm Matzen mit, hier hast du Geld.
Du wirst wohl sehn, wie theuer man es hält.

Hans kömmt mit Matzen nach der Stadt.
Der erste Künstler war der beste.
„Herr, wenn Er Krucifixe hat,
„So lass' Er uns doch eins zum heil'gen Osterfeste.

Der Künstler war ein schalkscher Mann,
Der gern der Einfalt lachte,
Und Dumme gern noch dümmer machte,
Und fieng im Scherz zu fragen an:
„Was wollt ihr denn für eines?

„Je nun, spricht Matz, ein wacker feines.
„Wir werden sehn, was ihr uns gebt.

„Das glaub' ich wohl, allein das frag' ich nicht.
„Ein todtes, oder eins das lebt?

Hans guckte Matzen und Matz Hansen ins Gesicht.
Sie öffneten das Maul, allein es redte nicht.
„Nun gebt mir doch Bericht.
„Habt ihr den Pater nicht gefragt?

„Mein Blut! spricht endlich Hans, der aus dem
Traum erwachte,
„Mein Blut! er hat uns nichts gesagt.
„Weißt du es, Matz? — Ich dachte;
„Wenn du's nicht weißt; wie soll ich's wissen?
„So werdet ihr den Weg noch einmal
gehen müssen.
„Das wollen wir wohl bleiben lassen.
„Ja, wenn es nicht zur Frohne wär.

Sie denken lange hin und her,
Und wissen keinen Rath zu fassen.
Doch endlich fällt es Matzen ein:
„Je! Hans, sollt's nicht am besten seyn,
„Wir kauften eins das lebt? — Denn sieh,
„Ist's ihm nicht recht, so macht's ja wenig Müh,
„Wär's auch ein Ochs, es todt zu schlagen.
„Nu ja, spricht Hans, das wollt' ich eben sagen:
„So haben wir nicht viel zu wagen.

* * *

Das war ein Argument, ihr Herren Theologen,
Das Hans und Matz ex tuto zogen.

XII.

Der Eremit.

Im Walde nah bei einer Stadt,
Die man mir nicht genennet hat,

Ließ einst ein seltenes Gefieder,
Ein junger Eremit sich nieder.

„In einer Stadt, denkt Applicant,
„Die man ihm nicht genannt?
„Was muß er wohl für eine meynen?
„Beinahe sollte mir es scheinen,
„Daß die, — nein die — gemeynet wär.
Kurz Applicant denkt hin und her,
Und schließt, noch eh er mich gelesen,
Es sey gewiß Berlin gewesen.

„Berlin? Ja, ja, das sieht man bald;
„Denn bei Berlin ist ja ein Wald.

Der Schluß ist stark, bei meiner Ehre:
Ich dachte nicht, daß es so deutlich wäre.
Der Wald paßt herrlich auf Berlin,
Ohn' ihn beim Haar' herbei zu ziehn.
Und ob das Uebrige wird passen,
Will ich dem Leser überlassen.
Auf Griechisch weiß ich, wie sie hieß;
Doch wer versteht's? Kerapolis.

Hier, nahe bei Kerapolis,
Wars, wo ein junger Eremite,
In einer kleinen leeren Hütte,
Im dicksten Wald sich niederließ.
Was je ein Eremit gethan,
Fieng er mit größtem Eifer an.
Er betete, er sang, er schrie,
Des Tags, des Nachts, und spät und früh.

Er aß kein Fleisch, er trank nicht Wein,
Ließ Wurzeln seine Nahrung seyn,
Und seinen Trank das helle Wasser;
Bei allem Appetit kein Prasser.
Er geißelte sich bis aufs Blut,
Und wußte wie das Wachen thut.
Er fastete wohl ganze Tage,
Und blieb auf Einem Fuße stehn;
Und machte sich rechtschaffne Plage,
In Himmel mühsam einzugehn.
Was Wunder also, daß gar bald
Vom jungen Heiligen im Wald
Der Ruf bis in die Stadt erschallt?

Die erste, die aus dieser Stadt
Zu ihm die heil'ge Wallfahrt that,
War ein betagtes Weib.
Auf Krücken, zitternd, kam sie an,
Und fand den wilden Gottesmann,
Der sie von weitem kommen sahe,
Dem hölzern Kreuze knieend nahe.
Je näher sie ihm kömmt, je mehr
Schlägt er die Brust, und weint, und winselt er,
Und wie es sich für einen Heil'gen schicket,
Erblickt sie nicht, ob er sie gleich erblicket.
Bis er zuletzt vom Knieen matt,
Und heiliger Verstellung satt,
Vom Fasten, Kreuz'gen, Klosterleben,
Marienbildern, Opfergeben,
Von Beichte, Salbung, Seelenmessen,
Ohn' das Vermächtniß zu vergessen,
Von Rosenkränzen mit ihr redte,
Und das so oratorisch sagt,

Daß sie erbärmlich weint und klagt,
Als' ob er sie geprügelt hätte.
Zum Schluß bricht sie von seiner Hütte,
Wozu der saure Eremite
Mit Noth ihr die Erlaubniß gab,
Sich einen heil'gen Splitter ab,
Den sie bekü̈sset und belecket,
Und in den welken Busen stecket.
Mit diesem Schatz von Heiligkeit
Kehrt sie zurück begnadigt und erfreut,
Und läßt daheim die frömmsten Frauen
Ihn küssen, andre nur beschauen.
Sie gieng zugleich von Haus zu Haus,
Und rief auf allen Gassen aus:
„Der ist verloren und verflucht,
„Der unsern Eremiten nicht besucht!
Und brachte hundert Gründe bei,
Warum es sonderlich den Weibern nützlich sey.

Ein altes Weib kann Eindruck machen;
Zum Weinen bei der Frau, und bei dem Mann zum Lachen.
Zwar ist der Satz nicht allgemein;
Auch Männer können Weiber seyn.
Doch dießmal waren sie es nicht.
Die Weiber schienen nur erpicht,
Den theuern Waldseraph zu sehen.
Die Männer aber? — wehrtens nicht,
Und ließen ihre Weiber gehen.
Die Häßlichen und Schönen,
Die ältesten und jüngsten Frauen,
Das arme wie das reiche Weib, —

Kurz jede gieng, sich zu erbauen,
Und jede fand erwünschten Zeitvertreib.

„Was? Zeitvertreib, wo man erbauen will?
„Was soll der Widerspruch bedeuten?
Ein Widerspruch? Das wäre viel!
„Er sprach ja sonst von lauter Seligkeiten! —
O! davon sprach er noch, nur mit dem Unterscheide:
Mit Alten sprach er stets von Tod und Eitelkeit,
Mit Armen von des Himmels Freude,
Mit Häßlichen von Ehrbarkeit,
Nur mit den Schönen allezeit,
Vom ersten jeder Christentriebe.
Was ist das? Wer mich fragt, kann der ein Christ wohl seyn?
Denn jeder Christ kömmt damit überein,
Es sey die liebe Liebe.

Der Eremit war jung; das hab' ich schon gesagt.
Doch schön? Wer nach der Schönheit fragt,
Der mag ihn hier besehn.
Genug, den Weibern war er schön.
Ein starker, frischer, junger Kerl,
Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl —
„Nun, nun, aus seiner Kost ist jenes leicht zu schließen.
Doch sollte man auch wissen,
Daß Gott dem, den er liebt,
Zu Steinen wohl Gedeihen giebt;
Und das ist doch kein fett Gerichte!

Ein bräunlich männliches Gesichte,
Nicht allzu klein, nicht allzu groß,
Das sich im dichten Barte schloß;
Die Blicke wild, doch sonder Anmuth nicht;
Die Nase lang, wie man die Kaisernasen dicht't.
Das ungebundne Haar floß straubicht um das Haupt;
Und wesentlichre Schönheitsstücke
Hat der zerrißne Rock dem Blicke
Nicht ganz entdeckt, nicht ganz geraubt.
Der Waden nur noch zu gedenken:
Sie waren groß, und hart wie Stein.
Das sollen, wie man sagt, nicht schlimme Zeichen seyn;
Allein den Grund wird man mir schenken.

Nun wahrlich, so ein Kerl kann Weiber lüstern machen.
Ich sag' es nicht für mich; es sind geschehne Sachen.
„Geschehne Sachen? was?
„So ist man gar zur That gekommen?
Mein lieber Simpler, fragt sich das?
Weswegen hätt' er denn die Predigt unternommen?
Die süße Lehre süßer Triebe?
Die Liebe heischet Gegenliebe,
Und wer ihr Priester ist, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du doch so manche Sünde decken!
Zwar die Moral ist hier zu scharf,
Weil mancher Mensch sich nicht bespiegeln darf,
Aus Furcht, er möchte vor sich selbst erschrecken.

Drum

Drum will ich nur mit meinen Lehren,
Ganz still nach Hause wieder kehren.
Kömmt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will für mich so gnädig seyn;
Mich in groß Quart in Druck zu nehmen:
So könnt' ich mich vielleicht bequemen,
Mit hundert englischen Moralen,
Die ich im Laden sah, zu prahlen,
Exempelschätze, Sittenrichter,
Die alten und die neuen Dichter
Mit witz'gen Fingern nachzuschlagen,
Und was die sagen, und nicht sagen,
In einer Note abzuschreiben.
Bringt, sag' ich noch einmal, man mich gedruckt an Tag;
Denn in der Handschrift laß ichs bleiben,
Weil ich mich nicht belügen mag.

Ich fahr' in der Erzählung fort —
Doch möcht' ich in der That gestehn,
Ich hätte manchmal mögen sehn,
Was die und die, die an den Wallfahrtsort
Mit heiligen Gedanken kam,
Für fremde Mienen an sich nahm,
Wenn der verwegne Eremit,
Fein listig, Schritt vor Schritt,
Vom Geist aufs Fleisch zu reden kam.
Ich zweifle nicht, daß die verletzte Scham
Den Zorn nicht ins Gesicht getrieben,
Daß Mund und Hand nicht in Bewegung kam,
Weil beide die Bewegung lieben;
Allein, daß die Versöhnung ausgeblieben,

Glaub' ich, und wer die Weiber kennt,
Nicht eher, als kein Stroh mehr brennt.
Denn wird doch wohl ein Löwe zahm.
Und eine Frau ist ohnedem ein Lamm.
„Ein Lamm? du magst die Weiber kennen."
Je nun, man kann sie doch in so weit Lämmer nennen,
Als sie von selbst ins Feuer rennen.
„Fährst du in der Erzählung fort?
„Und bleibst mit deinem Kritisiren,
„Doch ewig an demselben Ort?
So kann das Nützliche den Dichter auch verführen.
Nun gut, ich fahre fort,
Und sag, um wirklich fort zu fahren,
Daß nach fünf Vierteljahren,
Die Schelmereien ruchbar waren.
„Erst nach fünf Vierteljahren? Nu;
„Der Eremit hat wacker ausgehalten.
„So viel trau ich mir doch nicht zu;
„Ich möchte nicht sein Amt ein Vierteljahr verwalten.
„Allein, wie ward es ewig kund?
„Hat es ein schlauer Mann erfahren?
„Verrieth es einer Frau waschhafter Mund?
„Wie? oder daß den Hochverrath
„Ein alt neugierig Weib, aus Neid, begangen hat?
O nein; hier muß man besser rathen,
Zwei muntre Mädchen hatten Schuld,
Die voller frommen Ungeduld
Das thaten, was die Mütter thaten;
Und dennoch wollten sich die Mütter nicht bequemen,
Die guten Kinder mit zu nehmen.

„Sie merkten also wohl den Braten? —
Und haben ihn gar dem Papa verrathen.
„Die Töchter sagtens dem Papa?
„Wo blieb die Liebe zur Mama?
O! die kann nichts darunter leiden;
Denn wenn ein Mädchen auch die Mutter liebt,
Daß es der Mutter in der Noth,
Den letzten Bissen Brod
Aus seinem Munde giebt;
So kann das Mädchen doch die Mutter hier beneiden,
Hier, wo so Lieb' als Klugheit spricht:
Ihr Schönen, trotz der Kinderpflicht,
Vergeßt euch selber nicht!
Kurz, durch die Mädchen kams ans Licht,
Daß er, der Eremit, beinah die ganze Stadt,
Zu Schwägern oder Kindern hat.

O! der verfluchte Schelm! Wer hätte das gedacht!
Die ganze Stadt ward aufgebracht,
Und jeder Ehmann schwur, daß in der ersten Nacht,
Er und sein Mitgenoß der Hain,
Des Feuers Beute müsse seyn.
Schon rotteten sich ganze Schaaren,
Die zu der Rache fertig waren.
Doch ein hochweiser Magistrat
Besetzt das Thor, und sperrt die Stadt,
Der Eigenrache vorzukommen,
Und schicket alsobald
Die Schergen in den Wald,
Die ihn vom Kreuze weg, und in Verhaft genommen.

Man redte schon von Galgen und von Rad;
So sehr schien sein Verbrechen häßlich;
Und keine Strafe war so gräßlich,
Die, wie man sagt, er nicht verdienet hat.
Und nur ein Hagestolz, ein schlauer Advokat,
Sprach: o! dem kömmt man nicht ans Leben,
„Der es unzählichen zu geben,
„So rühmlich sich beflissen hat.

Der Eremite, der die Nacht
Im Kerker ungewiß und sorgend durchgewacht,
Ward morgen ins Verhör gebracht.
Der Richter war ein schalkscher Mann,
Der jeden mit Vergnügen schraubte,
Und doch — (wie man sich irren kann!)
Von seiner Frau das beste glaubte.
„Sie ist ein Ausbund aller Frommen,
„Und nur einmal in Wald gekommen,
„Den Pater Eremit zu sehn.
„Einmal! Was kann da viel geschehn?
So denkt der gütige Herr Richter.
Denk' immer so, zu deiner Ruh,
Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter,
Und deine fromme Frau dazu.

Nun tritt der Eremit vor ihn.
„Mein Freund, wollt ihr von selbst die nennen,
„Die — die ihr kennt, und die euch kennen:
„So könnt ihr der Tortur entfliehn.
„Doch — Darum laß ich mich nicht plagen.
„Ich will sie alle sagen.

„Herr Richter, schreib' Er nur! Und wie?
Der Eremit entdecket sie?
Ein Eremite kann nicht schweigen?
Sonst ist das Plaudern nur den Stutzern eigen.
Der Richter schrieb. „Die erste war
„Kamilla — Wer? Kamilla?. Ja fürwahr!
„Die andern sind: Sophia, Laura, Doris,
„Angelika, Korinna, Chloris —
„Der Henker mag sie alle fassen,
„Gemach! und eine nach der andern fein!
„Denn eine nur vorbei zu lassen —
Wird wohl kein großer Schade seyn,
Fiel jeder Rathsherr ihm ins Wort.
„Hört, schrieen sie, erzählt nur fort!
Weil jeder Rathsherr in Gefahr,
Sein eigen Weib zu hören war.
„Ihr Herren, schrie der Richter, nein!
„Die Wahrheit muß am Tage seyn;
„Was können wir sonst für ein Urtheil fassen?
Ihn, schrieen alle, gehn zu lassen.
„Nein, die Gerechtigkeit — und kurz der Deliquent,
Hat jede noch einmal genennt,
Und jeder hieng der Richter dann,
Ein loses Wort für ihren Hahnrei an.
Das Hundert war schon mehr als voll;
Der Eremit, der mehr gestehen soll,
Stockt, weigert sich, scheut sich zu sprechen —
„Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wohl,
„So unvermuthet abzubrechen?
„Das sind sie alle! Seyd ihr toll?

„Ein Held wie ihr! Gestehet nur, gesteht!
„Die letzten waren, wie ihr seht:
„Klara, Pulcheria, Susanne,
„Charlotte, Mariane, Hanne.
„Denkt nach! ich laß euch Zeit dazu!
Das sind sie wirklich alle! Nu —
„Macht, eh wir schärfer in euch dringen!
„Nein keine mehr; ich weiß genau —
„Ha! ha! ich seh, man soll euch zwingen — —
„Nun gut, Herr Richter, — Seine Frau —

* * *

Daß man von der Erzählung nicht,
Als einem Weibermährchen spricht,
So mach' ich sie zum Lehrgedicht,
Durch beigefügten Unterricht:
Wer seines Nächsten Schande sucht,
Wird selber seine Schande finden!
Nicht wahr, so liest man mich mit Frucht?
Und ich erzähle sonder Sünden?

XIII.

Die Brille.

Dem alten Freiherrn von Chrysant,
Wagts Amor, einen Streich zu spielen.
Für einen Hagestolz bekannt,
Fieng, um die Sechzig, er sich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz besondrer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarschaft.
Dieß Bürgermädchen hieß Finette.
Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild stand mit ihm auf, und gieng mit ihm zu Bette.
Da dacht' in seinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
„Sie selbst steh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette.
„Sie werde meine Frau! Es schelte, wer da schilt;
„Gnäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
„Finett' ist meine Frau, und — ihre Dienerin."

Schon so gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kömmt, sich zu erklären,
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und spricht: „Ich, Freiherr von Chrysant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau ersehen,
„Sie wird sich hoffentlich nicht selbst im Lichte stehen.
„Ich habe Guts die Hüll' und Fülle."
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille,
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er sie beschenken wolle;
Welch großen Wittwenschatz sie einmal haben solle.

Dieß alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Puncte sie begierig an.

„Nun, Kind, was ist ihr Wille?
Mit diesen Worten schwieg der Freiherr stille,
Und nahm mit diesen Worten seine Brille —
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und sie ihr schnelles Ja beglücken;
Werd' ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken!) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dieß Zeit sich zu bedenken gab,
Bedachte sich, und sprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie sprechen, gnäd'ger Herr, vom Freien und vom Schenken:
„Ach, gnäd'ger Herr, das alles wär' sehr schön!
„Ich würd' in Sammt und Seide gehn —
„Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
„Ich würde stolz mit Sechsen fahren.
„Mir würden ganze Schaaren
„Von Dienern zu Gebote stehn.
„Ach! wie gesagt, das alles wär' sehr schön,
„Wenn ich — wenn ich — —
Ein Wenn? Ich will doch sehn,
(Hier sahe man den alten Herrn sich blähn,)
Was für ein Wenn mir kann im Wege stehn!

„Wenn ich nur nicht verschworen hätte" — —
Verschworen? was? Finette,
„Verschworen nicht zu frein? —
„O Grille, rief der Freiherr, Grille!
Und griff nach seiner Brille,
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmals in Augenschein,
Und rief beständig: Grille! Grille!
„Verschworen nicht zu frein!"

„Behüte!" sprach Finette,
„Verschworen nur mir keinen Mann zu frein,
„Der so, wie Ihre Gnaden pflegt,
„Die Augen in der Tasche trägt!

XIV.

Nix Bodenstrom.

Nix Bodenstrom, ein Schiffer nahm —
War es in Hamburg oder Amsterdam,
Daran ist wenig oder nichts gelegen —
Ein junges Weib.
„Das ist auch sehr verwegen,
Freund!" sprach ein Kaufherr, den zum Hochzeitschmause
Der Schiffer bat. „Du bist so lang' und oft von Hause;
„Dein Weibchen bleibt indeß allein:

„Und dennoch — willst du mit Gewalt denn Hahnrei seyn?
„Indeß, daß du zur See dein Leben wagst,
„Indeß, daß du in Surinam, am Amazonenflusse,
„Dich bei den Hottentotten, Kannibalen plagst:
„Indeß wird sie — — —
„Mit Eurem schönen Schlusse!"
Versetzte Nix. Indeß, indeß! Ei nun!
Das nämliche kann Euer Weibchen thun —
Denn, Herr, was brauchts dazu für Zeit? —
Indeß ihr auf der Börse seyd.

XV.

Das Geheimniß.

Hanns war zum Pater hingetreten,
Ihm seine Sünden vorzubeten.
Hanns war noch jung, doch ohne Ruhm,
So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört ihn an. Hanns beichtete nicht viel.
Was sollte Hanns auch beichten?
Von Sünden wußt er nichts, und desto mehr vom Spiel.

Spiel ist ein Mittelding, das braucht er nicht zu beichten.

„Nun soll das alles seyn?
„Fällt, sprach der Pater, dir sonst nichts zu beichten ein?
„Ehrwürdger Herr, sonst nichts = =

„Sonst weißt du gar nichts mehr?
„Gar nichts, bei meiner Ehr!
„Sonst weißt du nichts? Das wäre schlecht!
„So wenig Sünden? Hanns besinn dich recht.
„Ach Herr mit seinen scharfen Fragen=?
„Ich wüßte wohl noch was.
„Nu? Nur heraus! = = Ja das,
„Herr Pater, kann ich ihm bei meiner Treu nicht sagen.
„So? weißt du etwa schon, worüber junge Dirnen,
„Wenn man es ihnen thut, und ihnen nicht thut, zürnen?
„Herr ich versteh euch nicht = = Und desto besser, gut.
„Du weißt doch nichts von Dieberei, von Blut=
„Dein Vater hurt doch nicht? = = O meine Mutter sprichts;
„Doch das ist alles nichts.
„Nichts? Nu, was weißt du denn? Gesteh! Du mußt es sagen!
„Und ich versprech es dir,
„Was du gestehest, bleibt bei mir.
„Auf sein Versprechen, Herr, mag es ein anderer wagen;
„Daß ich kein Narre bin!

„Er darfs, Ehrwürdiger Herr, nur einem Jungen sagen,
„So ist mein Glücke hin.
„Verstockter Bösewicht, fuhr ihn der Pater an,
„Weißt du, vor wem du stehst? = = Daß ich dich zwingen kann?
„Geh! dein Gewissen soll dich brennen!
„Kein Heiliger dich kennen!
„Dich kenn Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!"
Hier wär dem armen Bauerjungen
Vor Angst beinah das Herz zersprungen.
Er weint, und sprach voll Reu: Ich weiß = = Das weiß ich schon
„Daß du was weißt; doch was? = = Was sich nicht sagen läßt = =
„Noch zauberst du? = = Ich weiß = = Was denn? Ein Vogelnest.
„Doch wo es ist, fragt nicht; ich fürchte drum zu kommen.
„Vorm Jahre hat mir Matz wohl zehne weggenommen.
„Geh Narr, ein Vogelnest war nicht der Mühe werth,
„Daß du es mir gesagt, und ichs von dir begehrt."

* * *

Ich kenn ein drolligt Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren,
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren;

Hör' auf, leichtgläubige Schaar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf mit Ernst in sie zu dringen!
Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verschließen.
Das Gift der Plauderei ist, nichts zu plaudern wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Mährchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl spricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir gesagt, und ichs von euch begehrt?

XVI.

Die Theilung.

An seiner Braut, Fräulein Christinchens, Seite
Saß Junker Bogislav Dietrich Karl Ferdinand
Von — sein Geschlecht bleibt ungenannt —
Und that, wie alle seine Landesleute,
Die Pommern, ganz abscheulich witzig und galant.

Was schwatzte nicht für zuckersüße Schmeicheleien
Der Junker seinem Fräulein vor!
Was raunte nicht für kühne Schelmereien
Er ihr vertraut in's Ohr!
Mund, Aug' und Nas' und Brust und Hände,

Ein jedes Glied macht ihn entzückt,
Bis er, entzückt auch über Hüft' und Lende,
Den plumpen Arm um Hüft' und Lende drückt.
Das Fräulein war geschnürt (vielleicht zum ersten Male.)
„Ha!" schrie der Junker; „wie geschlank!
Ha, welch ein Leib! verdammt, daß ich nicht male!
Als käm' er von der Drechselbank!
So dünn! — Was braucht es viel zu sprechen?
Ich wette gleich — was wetten wir? wie viel?
Ich will ihn von einander brechen!
Mit den zwei Fingern will ich ihn zerbrechen,
Wie einen Pfeifenstiel!"

„Wie?" rief das Fräulein; „wie? zerbrechen?
Zerbrechen" (rief sie nochmal) „mich?
Sie könnten sich an meinem Latze stechen.
Ich bitte, Sie verschonen sich."

„Bei'm Element! so will ich's wagen,"
Schrie Junker Bogislav: „wohlan!"
Und hatte schon die Hände kreuzweis angeschlagen,
Und packte schon heroisch an;
Als schnell ein: „Bruder! Bruder, halt!"
Vom Ofen her aus einem Winkel schallt.

In diesem Winkel saß, vergessen, nicht verloren,
Des Bräut'gams jüngster Bruder, Fritz.
Fritz saß mit offnem Aug' und Ohren,
Ein Kind voll Mutterwitz.

„Halt!“ schrie er, „Bruder! Auf ein Wort!“
Und zog den Bruder mit sich fort:
„Zerbrichst du sie, die schöne Docke,
So nimm die Oberhälfte Dir!
Die Hälfte mit dem Unterrocke,
Die, lieber Bruder! schenke mir!“

XVII.

Der über uns.

Hans Steffen stieg bei Dämmerung (und kaum
Konnt' er vor Näschigkeit die Dämmerung erwarten)
In seines Edelmannes Garten,
Und plünderte den besten Aepfelbaum.

Johann und Hanne konnten kaum
Vor Liebesgluth die Dämmerung erwarten
Und schlichen sich in eben diesem Garten,
Von ungefähr an eben diesen Aepfelbaum.

Hans Steffen, der im Winkel oben saß,
Und fleißig brach und aß,
Ward mäuschenstill, vor Wartung böser Dinge,
Daß seine Näscherei ihm diesmal schlecht gelinge.
Doch bald vernahm er unten Dinge,
Worüber er der Furcht vergaß,
Und immer sachte weiter aß.

Johann warf Hannen in das Gras.
„O pfui:" rief Hanne; „welcher Spaß!
Nicht doch, Johann! — Ei was?
O, schäme dich! — Ein andermal — o laß —
O, schäme dich! — Hier ist es naß." — —
„Naß, oder nicht, was schadet das?
Es ist ja reines Gras."

Wie dies Gespräche weiter lief,
Das weiß ich nicht. Wer braucht's zu wissen?
Sie stunden wieder auf, und Hanne seufzte tief:
„So, schöner Herr! heißt das blos küssen?
Das Männerherz! Kein einz'ger hat Gewissen!
Sie könnten es uns so versüßen!
Wie grausam aber müssen
Wir armen Mädchen öfters dafür büßen!
Wenn nun auch mir ein Unglück widerfährt —
Ein Kind — ich zittre — Wer ernährt
Mir dann das Kind? Kannst du es mir ernähren?"
„Ich?" sprach Johann; „die Zeit mag's lehren.
Doch wird's auch nicht von mir ernährt,
Der über uns wird's schon ernähren.
Dem über uns vertrau!"

Dem über uns! Dies hörte Steffen.
Was, dacht' er, will das Pack mich äffen?
Der über ihnen? Ei, wie schlau;
„Nein!" schrie er; „laßt Euch andre Hoffnung laben!
Der über Euch ist nicht so toll!

Wenn

Wenn ich ein Bankbein nähren soll:
So will ich es auch selbst gedrechselt haben!"

Wer hier erschrack und aus dem Garten rann,
Das waren Hanne und Johann.
Doch gaben bei dem Edelmann
Sie auch den Apfeldieb wohl an?
Ich glaube nicht, daß sie's gethan.

Fabeln.

Erstes Buch.

I.

Die Erscheinung.

In der einsamsten Tiefe jenes Waldes, wo ich schon manches redende Thier belauscht, lag ich an einem sanften Wasserfalle, und war bemüht, einem meiner Mährchen den leichten poetischen Schmuck zu geben, in welchem am liebsten zu erscheinen, la Fontaine die Fabel fast verwöhnt hat. Ich sann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühte. —— Umsonst, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwillen sprang ich auf; aber sieh! — auf einmal stand sie selbst, die fabelnde Muse, vor mir.

Und sie sprach lächelnd: Schüler, wozu diese undankbare Mühe? die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willst das Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters

ist; der Vortrag sey des ungekünstelten Geschichtschreibers, so wie der Sinn des Weltweisen.

Ich wollte antworten, aber die Muse verschwand. „Sie verschwand?" höre ich einen Leser fragen. „Wenn du uns doch nur wahrscheinlicher „täuschen wolltest! Die seichten Schlüsse, auf die „dein Unvermögen dich führte, der Muse in den „Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —"

Vortrefflich, mein Leser! Mir ist keine Muse erschienen. Ich erzählte Ihne bloße Fabel, aus der du selbst die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erste, und werde nicht der letzte seyn, der seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung macht.

II.

Der Hamster und die Ameise.

Ihr armseligen Ameisen, sagte ein Hamster. Verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so Weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrath sehen solltet! — —

Höre, antwortete eine Ameise, wenn er größer ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgraben, deine Scheuren

ausleeren, und dich deinen räuberischen Geiz mit dem Leben büßen lassen!

III.

Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erwecket. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

IV.

Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen

hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheim erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heisern Hals und den schon seit acht Tagen.

V.

Zevs und das Pferd.

Vater der Thiere und der Menschen, so sprach das Pferd, und nahte sich dem Throne des Zevs, man will, ich sey eins der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch verschiedenes an mir zu bessern seyn?

Und was meynst du denn, daß an dir zu bessern sey? Rede; ich nehme Lehre an: sprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

ausleeren, und dich deinen räuberischen Geiz mit dem Leben büßen lassen!

III.

Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erwecket. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

IV.

Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen

hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheim erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heisern Hals und den schon seit acht Tagen.

V.

Zevs und das Pferd.

Vater der Thiere und der Menschen, so sprach das Pferd, und nahte sich dem Throne des Zevs, man will, ich sey eins der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch verschiedenes an mir zu bessern seyn?

Und was meynst du denn, daß an dir zu bessern sey? Rede; ich nehme Lehre an: sprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, versetzte Zevs; gedulde dich einen Augenblick! Zevs, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zevs; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zevs fort; diesmal sey belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber denn und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf! — Zevs warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel —— und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.

VI.

Der Affe und der Fuchs.

Nenne mir ein so geschicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: Und du nenne mir ein so geringschätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftsteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

VII.

Die Nachtigall und der Pfau.

Eine gesellige Nachtigall fand unter den Sängern des Waldes Neider die Menge, aber keinen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung, dachte sie, und flog vertraulich zu dem Pfaue herab.

Schöner Pfau! ich bewundere dich. — — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall!" — So laß uns Freunde seyn, sprach die Nachtigall weiter; wir werden uns nicht beneiden dürfen; du bist dem Auge so angenehm, als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kneller und Pope waren bessere Freunde, als Pope und Addison.

VIII.

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam, seine Condolenz abzustatten.

Schäfer, sprach er, ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine

ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meister Isegrim, versetzte der Schäfer. Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten selbst leidet.

IX.

Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse flog stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: Schande! von einem Knaben ließ ich mich nicht regieren!

Aber ich, versetzte das Roß: denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

X.

Die Grille und die Nachtigall.

Ich versichere dich, sagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Gesange gar nicht an Bewunderern fehlt. — Nenne mir sie doch, sprach die Nachtigall. — Die arbeitsamen Schnitter, versetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen,

und daß dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst du doch nicht läugnen wollen?

Das will ich nicht läugnen, sagte die Nachtigall: aber deswegen darfst du auf ihren Beifall nicht stolz seyn. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müssen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir also ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauschet.

XI.

Die Nachtigall und der Habicht.

Ein Habicht schoß auf eine singende Nachtigall. Da du so lieblich singst, sprach er, wie vortrefflich wirst du schmecken!

War es höhnische Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht sagte? Ich weiß nicht. Aber gestern hört' ich sagen: dieses Frauenzimmer, das so unvergleichlich dichtet, muß es nicht ein allerliebstes Frauenzimmer seyn! Und das war gewiß Einfalt!

XII.

Der kriegerische Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, das war ein

rechter Held! Wie fürchterlich hat er sich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphirt, und ihre schwarze Seelen in das Reich des Verderbens gesandt. Was Wunder also, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde sich ein Leichenredner ausdrücken, sagte der Fuchs; der trockene Geschichtschreiber aber würde hinzusetzen: die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphirte, waren Schafe und Esel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erste Stier, den er sich anzufallen erkühnte.

XIII.

Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, sich wieder einmal sehen zu lassen. Er erschien, und alle Thiere und Vögel versammelten sich um ihn. Sie gafften, sie staunten, sie bewunderten und brachen in ein entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten die besten und geselligsten ihre Blicke, und seufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er ist der einzige seiner Art!

XIV.

Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu seyn. Sie sonderte sich von ihres gleichen ab, und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdige Ansehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

XV.

Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mästete sich unter einer hohen Eiche, mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verschluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nährest dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten!

Das Schwein hielt einen Augenblick inne, und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke sollten nicht ausbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hättest fallen lassen.

XVI.

Die Wespen.

Fäulniß und Verwesung zerstörten das stolze Gebäude eines kriegerischen Rosses, das unter seinem kühnen Reiter erschossen worden. Die Ruinen des einen braucht die allezeit wirksame Natur zu dem Leben des andern. Und so flog auch ein Schwarm junger Wespen aus dem beschmeißten Aase hervor. O, riefen die Wespen, was für eines göttlichen Ursprungs sind wir! Das prächtigste Roß, der Liebling Neptuns, ist unser Erzeuger!

Diese seltsame Prahlerei hörte der aufmerksame Fabeldichter, und dachte an die heutigen Italiäner, die sich nichts geringers als Abkömmlinge der alten unsterblichen Römer zu seyn einbilden, weil sie auf ihren Gräbern geboren worden.

XVII.

Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze da stand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen.

Allein sie fanden sie alle vermauert. Zu was, schrieen sie, taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!

XVIII.

Der Strauß.

Jetzt will ich fliegen, rief der gigantische Strauß, und das ganze Volk der Vögel stand in ernster Erwartung um ihn versammelt. Jetzt will ich fliegen, rief er nochmals; breitete die gewaltigen Fittige weit aus, und schoß, gleich einem Schiffe mit aufgespannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da ein poetisches Bild jener unpoetischen Köpfe, die in den ersten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit stolzen Schwingen prahlen, sich über Wolken und Sterne zu erheben drohen, und dem Staube doch immer getreu bleiben!

XIX.

Der Sperling und der Strauß.

Sey auf deine Größe, auf deine Stärke so stolz, als du willst, sprach der Sperling zu dem Strauße. Ich bin doch mehr ein Vogel, als du. Denn du kannst nicht fliegen; ich aber fliege, obgleich nicht hoch, obgleich nur ruckweise.

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinklie-

des, eines kleinen verliebten Gesanges, ist mehr ein Genie, als der schwunglose Schreiber einer langen Hermanniade.

XX.

Die Hunde.

Wie ausgeartet ist hier zu Lande unser Geschlecht! sagte ein gereifter Pudel. In dem fernen Welttheile, welchen die Menschen Indien nennen, da giebt es noch rechte Hunde! Hunde, meine Brüder — — ihr werdet es mir nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen gesehen — die auch einen Löwen nicht fürchten und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Pudel ein gesetzter Jagdhund, überwinden sie ihn denn auch, den Löwen?

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht sagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! — —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn sie ihn nicht überwinden, so sind deine gepriesene Hunde in Indien — besser als wir, so viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

XXI.

Der Fuchs und der Storch.

Erzähle mir doch etwas von den fremden Län-

dern, die du alle gesehen hast, sagte der Fuchs zu dem weit gereisten Storche.

Hierauf fieng der Storch an, ihm jede Lache und feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackhaftesten Würmer und die fettesten Frösche geschmauset.

Sie sind lange in Paris gewesen, mein Herr. Wo speiset man da am besten? Was für Weine haben Sie da am meisten nach Ihrem Geschmacke gefunden?

XXII.

Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein sehr unbilliger Mann. Er wagte sich in die Ruinen eines alten Raubschlosses, und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff und verzehrte. Schickt sich das, sprach er, für den philosophischen Liebling Minervens?

Warum nicht? versetzte die Eule. Weil ich stille Betrachtungen liebe, kann ich deswegen von der Luft leben? Ich weiß zwar wohl, daß ihr Menschen es von euren Gelehrten verlangt — —

XXIII.

Die junge Schwalbe.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. Wir sammeln Vorrath auf den Winter, war die geschwinde Antwort.

Das ist klug, sagte die Schwalbe; das will ich auch thun. Und sogleich fieng sie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen.

Aber wozu soll das? fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? Vorrath auf den bösen Winter, „liebe Mutter; sammle doch auch! Die Ameisen „haben mich diese Vorsicht gelehrt."

O laß den irdischen Ameisen diese kleine Klugheit, versetzte die Alte; was sich für sie schickt, schickt sich nicht für bessere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schicksal bestimmt. Wenn der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieser Reise entschlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfnisse rasten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erwecket.

XXIV.

Merops.

Ich muß dich doch etwas fragen, sprach ein jun-

junger Adler zu einem tiefsinnigen grundgelehrten Uhu. Man sagt, es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege. Ist das wahr?

Ei nicht doch! antwortete der Uhu; das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops seyn, weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren.

XXV.

Der Pelikan.

Für wohlgerathene Kinder können Aeltern nicht zu viel thun. Aber wenn sich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft; dann wird Liebe zur Thorheit.

Ein frommer Pelikan, da er seine Jungen schmachten sah, ritzte sich mit scharfem Schnabel die Brust auf, und erquickte sie mit seinem Blute. Ich bewundere deine Zärtlichkeit, rief ihm ein Adler zu, und bejammere deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Guckguck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet hast!

So war es auch wirklich; denn auch ihm hatte der kalte Guckguck seine Eier untergeschoben.

— Waren es undankbare Guckgucke werth, daß ihr Leben so theuer erkauft wurde?

XXVI.

Der Löwe und der Tieger.

Der Löwe und der Hase, beide schlafen mit offenen Augen. Und so schlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einst vor dem Eingange seiner fürchterlichen Höhle.

Da sprang ein Tieger vorbei, und lachte des leichten Schlummers. „Der nichts fürchtende Löwe!" rief er. „Schläft er nicht mit offenen Augen, na„türlich wie der Hase!"

Wie der Hase? brüllte der aufspringende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tieger wälzte sich in seinem Blute, und der beruhigte Sieger legte sich wieder, zu schlafen.

XXVII.

Der Stier und der Hirsch.

Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen.

Hirsch, sagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen sollte, so laß uns für Einen Mann stehen; wir wollen ihn tapfer abweisen. — Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirsch; denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sichrer entlaufen kann?

XXVIII.

Der Esel und der Wolf.

Ein Esel begegnete einem hungrigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, sagte der zitternde Esel; ich bin ein armes krankes Thier; sieh nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe! —

Wahrhaftig, du dauerst mich; versetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewissen verbunden, dich von diesen Schmerzen zu befreien. —

Kaum war das Wort gesagt, so ward der Esel zerrissen.

XXIX.

Der Springer im Schache.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauer, durch ein Merkzeichen dazu.

Ei, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt für Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterei, und sprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienste, die ihr thut?

XXX.

Aesopus und der Esel.

Der Esel sprach zu dem Aesopus: Wenn du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so laß mich etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches sagen.

Dich etwas Sinnreiches! sagte Aesop; wie würde sich das schicken? Würde man nicht sprechen, du seyst der Sittenlehrer, und ich der Esel?

Fabeln.

Zweites Buch.

I.

Die eherne Bildsäule.

Die eherne Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem andern Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus, von der erstern in dem, was sie vorstellte, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid sah es und knirschte. Endlich besann er sich auf einen armseligen Trost: „Der gute Mann würde dieses, noch ganz erträgliche Stück, „auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht „die Materie der alten Bildsäule dabei zu Statten „gekommen wäre."

II.

Herkules.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunten darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich? Ja, ihr selbst, erwiederte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

III.

Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seyd die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmanne ging, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte sterben.

Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie partheiisch eure Geschichtschreiber seyn müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?

Ach, schweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern.

IV.

Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen, und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte

er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Heerde verirret hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen; fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

V.

Der Stier und das Kalb.

Ein starker Stier zersplitterte mit seinen Hörnern, indem er sich durch die niedrige Stallthüre drängte, die obere Pfoste. Sieh einmal, Hirte! schrie ein junges Kalb; solchen Schaden thu' ich dir nicht. Wie lieb wäre mir es, versetzte dieser, wenn du ihn thun könntest!

Die Sprache des Kalbes ist die Sprache der kleinen Philosophen. „Der böse Bayle! wie man„che rechtschaffene Seele hat er mit seinen verwegenen

„Zweifeln geärgert!“ — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern lassen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!

VI.

Die Pfauen und die Krähe.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen, und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu seyn glaubte, unter diese glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt; und schnell fielen die Pfauen mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügerischen Putz auszureißen.

Lasset nach! schrie sie endlich; ihr habt nun alles das Eurige wieder. Doch die Pfauen, welche einige von den eigenen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein seyn! und hackten weiter.

VII.

Der Löwe mit dem Esel.

Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde gieng, rief ihm eine naseweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, ver-

setzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

VIII.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft, und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter, war die Antwort.

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?

IX.

Die blinde Henne.

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu scharren. Was half es der arbeitsamen Narrin? Eine andere sehende Henne, welche ihre zarten Füße schonte, wich nie von ihrer Seite, und genoß, ohne zu scharren, die Frucht des Scharrens. Denn so oft die blinde Henne ein Korn aufgescharret hatte, fraß es die sehende weg.

Der fleißige Deutsche macht die Collectaneen, die der witzige Franzose nutzt.

X.

Die Esel.

Die Esel beklagten sich bei dem Zevs, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. Unser starker Rücken, sagten sie, trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns, durch unbarmherzige Schläge, zu einer Geschwindigkeit nöthigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zevs, so unbillig zu seyn, wenn sich die Menschen anders etwas Böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daß du uns dazu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursache nicht seyn.

Mein Geschöpf, antwortete Zevs ihrem Sprecher, die Bitte ist nicht ungerecht: aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit ist. Und so lange sie dieses glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne, euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Theil seyn; eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten, und den Arm des Treibers ermüden.

Zevs, schrieen die Esel, du bist allezeit weise

und gnädig! — Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

XI.

Das beschützte Lamm.

Hylax, aus dem Geschlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnauze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war, als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, schrie er, was machst du mit diesem Lamme? —

Wolf selbst! versetzte Hylax. (Die Hunde verkannten sich beide.) Geh! oder du sollst es erfahren, daß ich sein Beschützer bin!

Doch Lykodes will das Lamm dem Hylax mit Gewalt nehmen; Hylax will es mit Gewalt behaupten, und das arme Lamm — treffliche Beschützer! — wird darüber zerrissen.

XII.

Jupiter und Apollo.

Jupiter und Apollo stritten, welcher von ihnen der beste Bogenschütze sey. Laß uns die Probe machen! sagte Apollo. Er spannte seinen Bogen, und schoß so mitten in das bemerkte Ziel, daß Jupiter keine Möglichkeit sah, ihn zu übertreffen. Ich sehe, sprach er, daß du wirklich sehr wohl schießest.

Ich werde Mühe haben, es besser zu machen. Doch will ich es ein andermal versuchen. — Er soll es noch versuchen, der kluge Jupiter!

XIII.

Die Wasserschlange.

Zevs hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klotzes, eine gefräßige Wasserschlange.

Willst du unser König seyn, schrieen die Frösche, warum verschlingst du uns? — Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt. —

Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang. — Nicht? sagte die Wasserschlange. Desto schlimmer! So muß ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast.

XIV.

Der Fuchs und die Larve.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauspielers. Welch ein Kopf! sagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn, und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers gewesen seyn?

Dieser Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unschuldigsten unserer Sinne!

XV.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbei schlich, und ihm zurief: Sey mir gesegnet, Vogel des Jupiter! — Für wen siehst du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich ansehe? erwiederte der Fuchs. Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechte des Zevs auf diese Eiche herab kommt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?

Der Rabe erstaunte, und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen, und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf; und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte

sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

XVI.

Der Geizige.

Ich Unglücklicher! klagte ein Geizhals seinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an dessen Stelle gelegt.

Du würdest, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir also ein, der Stein sey dein Schatz; und du bist nichts ärmer.

Wäre ich auch schon nichts ärmer, erwiederte der Geizhals; ist ein anderer nicht um so viel reicher? Ein anderer um so viel reicher! Ich möchte rasend werden.

XVII.

Der Rabe.

Der Fuchs sah, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte, und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bei sich selbst: Ich möchte wohl wis-

sen, ob der Rabe Antheil an den Opfern hat, weil er ein prophetischer Vogel ist; oder ob man ihn für einen prophetischen Vogel hält, weil er frech genug ist, die Opfer mit den Göttern zu theilen.

XVIII.

Zevs und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zevs, und bat, sein Elend zu mindern.

Zevs schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zevs fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt. —

Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirn pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, als der Bock.

Und

Und gleichwohl sprach Zevs, mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere, dir zu schaden, hüten sollen.

Müßt' ich das! seufzte das Schaf. O, so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zevs segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

XIX.

Der Fuchs und der Tieger.

Deine Geschwindigkeit und Stärke, sagte ein Fuchs zu dem Tieger, möchte ich mir wohl wünschen.

Und sonst hätte ich nichts, was dir anstände? fragte der Tieger.

Ich wüßte nichts! —— Auch mein schönes Fell nicht? fuhr der Tieger fort. Es ist so vielfarbig, als dein Gemüth, und das Aeußere würde sich vortrefflich zu dem Innern schicken.

Eben darum, versetzte der Fuchs, danke ich recht sehr dafür. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte!

XX.

Der Mann und der Hund.

Ein Mann ward von einem Hunde gebissen, gerieth darüber in Zorn, und erschlug den Hund. Die Wunde schien gefährlich, und der Arzt mußte zu Rathe gezogen werden.

Hier weiß ich kein besseres Mittel, sagte der Empirikus, als daß man ein Stück Brot in die Wunde tauche, und es dem Hunde zu fressen gebe. Hilft diese sympathetische Kur nicht, so — Hier zuckte der Arzt die Achsel.

Unglücklicher Jachzorn! rief der Mann; sie kann nicht helfen, denn ich habe den Hund erschlagen.

XXI.

Die Traube.

Ich kenne einen Dichter, dem die schreiende Bewunderung seiner kleinen Nachahmer weit mehr geschadet hat, als die neidische Verachtung seiner Kunstrichter.

Sie ist ja doch sauer! sagte der Fuchs von der Traube, nach der er lange genug vergebens gesprungen war. Das hörte ein Sperling, und sprach: Sauer sollte diese Traube seyn? Darnach sieht sie mir doch nicht aus! Er flog hin, und kostete, und fand sie ungemein süß, und rief hundert näschige Brüder herbei. Kostet doch! schrie er; kostet doch!

Diese treffliche Traube schalt der Fuchs sauer. — Sie kosteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube so zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach sprang.

XXII.

Der Fuchs.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!

XXIII.

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeynendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und sprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon gerührte Göttin.

Ich ärmste! so sprach es. Ich habe jetzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang mit des Hirten Gebete der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Thräne geweinet, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

XXIV.

Die Ziegen.

Die Ziegen baten den Zevs, auch ihnen Hörner zu geben; denn Anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

Ueberlegt es wohl, was ihr bittet: sagte Zevs. Es ist mit dem Geschenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch so angenehm nicht seyn möchte.

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zevs sprach: So habt denn Hörner!

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn Anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie schmerzte sie der häßliche Bart! Weit mehr, als sie die stolzen Hörner erfreuten!

XXV.

Der wilde Apfelbaum.

In dem hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig herauf, wenn du es vermagst, und dann erst wird der Mensch dich segnen!

XXVI.

Der Hirsch und der Fuchs.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: Nun wehe uns armen schwächeren Thieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden.

Mit dem Wolfe? sagte der Fuchs. Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllt, der Wolf heult; und so werdet ihr euch noch oft bei Zeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdann, alsdann möchte es um uns alle geschehen seyn, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden.

XXVII.

Der Dornstrauch.

Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch, warum du nach den Kleidern des vorbei gehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen?

Nichts! sagte der Dornstrauch. Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen.

XXVIII.

Die Furien.

Meine Furien, sagte Pluto zu dem Boten der Götter, werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Merkur, und suche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibspersonen dazu aus. Merkur ging. —

Kurz hierauf sagte Juno zu ihrer Dienerin: Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben rühmet. Geh immer, und sieh, wo du sie auftreibst. Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde suchte nicht die Iris! und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein

wieder, und Juno rief ihr entgegen: Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend!

Göttin, sagte Iris, ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen streng und züchtig gewesen, die alle drei nie einer Mannsperson gelächelt, die alle drei den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: aber ich kam leider zu spät. —

Zu spät? sagte Juno. Wie so?

„Eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt."

Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften? —

„Zu Furien."

XXIX.

Tiresias.

Tiresias nahm seinen Stab, und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem Haine, wo drei Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die sich begatteten. Da hub Tiresias seinen Stab auf, und schlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabsank, ward Tiresias zum Weibe.

Nach neun Monden ging das Weib Tiresias wieder durch den heiligen Hain; und an eben dem

Orte, wo die drei Wege einander durchkreuzten, ward sie ein Paar Schlangen gewahr, die mit einander kämpften. Da hub Tiresias abermals ihren Stab auf, und schlug unter die ergrimmten Schlangen, und — o Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen schied, ward das Weib Tiresias wieder zum Manne.

XXX.

Minerva.

Laß sie doch, Freund, laß sie, die kleinen hämischen Neider deines wachsenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergessenheit bestimmte Namen verewigen?

In dem unsinnigen Kriege, welchen die Riesen wider die Götter führten, stellten die Riesen der Minerva einen schrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen, und schleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was so oft großer Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

Fabeln.

Drittes Buch.

I.

Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen; fiel ihm ein. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. — Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zierathen, mein lieber Bogen!“ —

Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

II.

Die Nachtigall und die Lerche.

Was soll man zu den Dichtern sagen, die so gern ihren Flug weit über alle Fassung des größten Theiles ihrer Leser nehmen? Was sonst, als was die Nachtigall einst zu der Lerche sagte: Schwingst du dich, Freundin, nur darum so hoch, um nicht gehört zu werden?

III.

Der Geist des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigener Hand zu pflügen, und mit eigener Hand den reinen Samen in den lockern Schooß der willigen Erde zu streuen.

Auf einmal stand, unter dem breiten Schatten einer Linde, eine göttliche Erscheinung vor ihm da! Der Greis stutzte.

Ich bin Salomo, sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machst du hier, Alter?

Wenn du Salomo bist, versetzte der Alte, wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise: ich sahe ihren Wandel,

und lernte von ihr fleißig seyn und sammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch. —

Du hast deine Lection nur halb gelernt, versetzte der Geist. Geh noch einmal hin zur Ameise, und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen, und des Gesammelten genießen.

IV.

Das Geschenk der Feien.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten seines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feien.

Ich schenke diesem meinem Lieblinge, sagte die eine, den scharfsichtigen Blick des Adlers, dem in seinem weiten Reiche auch die kleinste Mücke nicht entgeht.

Das Geschenk ist schön, unterbrach sie die zweite Feie. Der Prinz wird ein einsichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler besitzt nicht allein Scharfsichtigkeit, die kleinsten Mücken zu bemerken; er besitzt auch eine edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und diese nehme der Prinz von mir zum Geschenk!

Ich danke dir, Schwester, für diese weise Einschränkung, versetzte die erste Feie. Es ist wahr; viele würden weit größere Könige gewesen seyn, wenn sie sich weniger mit ihrem durchdringenden Ver-

stande bis zu den kleinsten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

V.

Das Schaf und die Schwalbe.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Nest auszurupfen. Das Schaf sprang unwillig hin und wieder. Wie bist du denn nur gegen mich so karg? sagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubst du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf, und mir verweigerst du eine kleine Flocke. Woher kömmt das?

Das kömmt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit eben so guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte.

VI.

Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über seinen Eiern brütet. Und daher kömmt es, ohne Zweifel, sprach er, daß die Jungen des Adlers so allsehend und stark werden. Gut! das will ich auch thun.

Und seitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts, als elende Raben ausgebrütet.

VII.

Der Rangstreit der Thiere,

in vier Fabeln.

(1.)

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd, lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unpartheiischer seyn.

Aber hat er auch den Verstand dazu? ließ sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckte Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert! sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzet.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

VIII.

(2.)

Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort,

rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seyd. —

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht seyn, Mensch! Verlaß die Versammlung!

IX.

(3.)

Der Mensch entfernte sich. — Nun, sprach der höhnische Maulwurf, — (und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei) — siehst du, Pferd? der Löwe meynt es auch, daß der Mensch unser Richter nicht seyn kann. Der Löwe denkt, wie wir.

Aber aus bessern Gründen, als ihr, sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

X.

(4.)

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug,

ich kenne mich! — Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tieger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten, oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben, und über die zerrissene Versammlung am meisten murreten, waren — der Affe und der Esel.

XI.

Der Bär und der Elephant.

Die unverständigen Menschen! sagte der Bär zu dem Elephanten. Was fordern sie nicht alles von uns bessern Thieren! Ich muß nach der Musik tanzen; ich, der ernsthafte Bär! Und sie wissen es doch nur allzu wohl, daß sich solche Possen zu meinem ehrwürdigen Wesen nicht schicken; denn warum lachten sie sonst, wenn ich tanze?

Ich tanze auch nach der Musik, versetzte der gelehrige Elephant; und glaube eben so ernsthaft und ehrwürdig zu seyn, als du. Gleichwohl haben die Zuschauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung bloß war auf ihren Gesichtern zu lesen. Glaube mir also, Bär; die Menschen lachen nicht darüber, daß du tanzest, sondern darüber, daß du dich so albern dazu anschickst.

XII.

Der Strauß.

Das pfeilschnelle Rennthier sah den Strauß, und sprach: Das Laufen des Straußes ist so außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er desto besser.

Ein andermal sahe der Adler den Strauß, und sprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.

XIII. XIV.

Die Wohlthaten,

in zwei Fabeln.

(1.)

Hast du wohl einen größern Wohlthäter unter den Thieren, als uns? fragte die Biene den Menschen.

Ja wohl! erwiederte dieser.

„Und wen?"

Das Schaf! Denn seine Wolle ist mir nothwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm.

(2.)

Und willst du noch einen Grund wissen, warum

um ich das Schaf für meinen größern Wohlthäter halte, als dich Biene? Das Schaf schenket mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkest, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

XV.

Die Eiche.

Der rasende Nordwind hatte seine Stärke in einer stürmischen Nacht an einer erhabenen Eiche bewiesen. Nun lag sie gestreckt, und eine Menge niedriger Sträuche lagen unter ihr zerschmettert. Ein Fuchs, der seine Grube nicht weit davon hatte, sahe sie des Morgens darauf. Was für ein Baum! rief er. Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er so groß gewesen wäre!

XVI.

Die Geschichte des alten Wolfs,

in sieben Fabeln.

(1.)

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle die nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennest mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin.

Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.

Wenn du satt bist? Das kann wohl seyn: versetzte der Schäfer. Aber wenn bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

XVII.

(2.)

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben; so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen: sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf „Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan."

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei?"

Nicht ein einziges; fiel endlich der Bescheid.

Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

XVIII.

(3.)

Aller guten Dinge sind drei: dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unsicher macht, als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?

O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch „alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen."

Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kömmst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr, nähren zu können.

XIX.

(4.)

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde verunciniget, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen? —

„Was meyne ich denn sonst? Freilich.“

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu seyn, das halten wir Menschen — —

Ich höre schon, sagte der Wolf; du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!

XX.

(5.)

Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber ich muß mich, leider, in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigstens kenne ich, versetzte der Schäfer.

„Meines gleichen? Daran zweifle ich sehr. „Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner „und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin."

Und wie sonderbar bist du denn?

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und „fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. „Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Ist „das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß „ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfin„den, und nachfragen darf, ob dir nicht" —

Spare die Worte! sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht seyn sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung, und geh!

XXI.

(6.)

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen: dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? sagte der Schäfer. Laß sehen!

Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.

„Nun so höre, Schäfer; ich bin alt, und „werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich „zu Tode; und ich vermache dir meinen Pelz."

Ei sieh doch, sagte der Schäfer. Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gieb mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

XXII.

(7.)

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf, und gerieth in die äußerste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!

XXIII.

Die Maus.

Eine philosophische Maus pries die gütige Natur, daß sie die Mäuse zu einem so vorzüglichen Gegenstande ihrer Erhaltung gemacht habe. Denn eine Hälfte von uns, sprach sie, erhielt von ihr Flügel, daß, wenn wir hier unten auch alle von den Katzen ausgerottet würden, sie doch mit leichter Mühe aus den Fledermäusen unser ausgerottetes Geschlecht wieder herstellen könnte.

Die gute Maus wußte nicht, daß es auch geflügelte Katzen giebt. Und so beruhet unser Stolz meistens auf unserer Unwissenheit!

XXIV.

Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde; die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennet da ihren wahren Werth nicht, und ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen.

In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein eben so tonreicher, melodischer Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen, und da von niemand, als dem fleißigen Landmanne und der unschuldigen Schäferin gehört und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin, und zog in die Stadt. — Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

XXV.

Der Adler.

Man fragte den Adler: warum erzieheſt du deine Jungen ſo hoch in der Luft?

Der Adler antwortete: Würden ſie ſich, erwachſen, ſo nahe zur Sonne wagen, wenn ich ſie tief an der Erde erzöge?

XXVI.

Der junge und der alte Hirſch.

Ein Hirſch, den die gütige Natur Jahrhunderte leben laſſen, ſagte einſt zu einem ſeiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch ſehr wohl erinnern, da der Menſch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte.

Welche glückliche Zeit muß das für unſer Geſchlecht geweſen ſeyn! ſeufzete der Enkel.

Du ſchließeſt zu geſchwind! ſagte der alte Hirſch. Die Zeit war anders, aber nicht beſſer. Der Menſch hatte da, anſtatt des Feuerrohres, Pfeile und Bogen; und wir waren eben ſo ſchlimm daran, als jetzt.

XXVII.

Der Pfau und der Hahn.

Einſt ſprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher

her tritt! Und doch sagen die Menschen nicht: der stolze Hahn; sondern nur immer: der stolze Pfau.

Das macht, sagte die Henne, weil der Mensch einen gegründeten Stolz übersieht. Der Hahn ist auf seine Wachsamkeit, auf seine Mannheit stolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

XXVIII.

Der Hirsch.

Die Natur hatte einen Hirsch von mehr als gewöhnlicher Größe gebildet, und an dem Halse hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirsch bei sich selbst: Du könntest dich ja wohl für ein Elend ansehen lassen. Und was that der Eitele, ein Elend zu scheinen? Er hing den Kopf traurig zur Erde, und stellte sich, sehr oft das böse Wesen zu haben.

So glaubt nicht selten ein witziger Geck, daß man ihn für keinen schönen Geist halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder klage.

XXIX.

Der Adler und der Fuchs.

Sey auf deinen Flug nicht so stolz! sagte der Fuchs zu dem Adler. Du steigst doch nur deswegen so hoch in die Luft, um dich desto weiter nach einem Aase umsehen zu können.

So kenne ich Männer, die tiefsinnige Weltweise geworden sind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

XXX.

Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürnest, Liebling der Musen, über die laute Menge des parnassischen Geschmeißes? — O, höre von mir, was einst die Nachtigall hören mußte.

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der schweigenden Sängerin, an einem lieblichen Frühlingsabende, zu.

Ach! sagte die Nachtigall; die Frösche machen sich so laut, daß ich alle Lust zum Singen verliere. Höreſt du sie nicht?

Ich höre sie freilich, versetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen ist Schuld, daß ich sie höre.

Anhang.

Lessing's Vorrede zu vorstehenden Fabeln.*)

Ich warf vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergessen, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht so viel Böses davon gesagt habe, als man wohl sagen könnte, und beschloß, in dem ersten Unwillen, sie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieses Entschlusses gewiß nicht gekostet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, sie gegen irgend jemanden zu vertheidigen; so ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzu elende Angriff dieser und jener würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich jetzt meine jugend-

*) Im 18. Theil der frühern Sammlung.

liche Vergehungen durch beſſere Dinge gut machen, und endlich wohl gar in Vergeſſenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir ſo viele freundſchaftliche Leſer ein. — Soll ich ſelbſt Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verſchwendet zu haben? Ihre nachſichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet, und ſie verdient, daß ich mich beſtrebe, ſie, wenigſtens nach der Hand, Recht haben zu laſſen; daß ich ſo viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften ſo glücklich hineinlege, daß ſie es in voraus darin bemerkt zu haben ſcheinen können. — Und ſo nahm ich mir vor, was ich erſt verwerfen wollte, lieber ſo viel als möglich zu verbeſſern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet, als bei der Fabel. Es gefiel mir auf dieſem gemeinſchaftlichen Raine der Poeſie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabuliſten ſo ziemlich alle, und die beſten von ihnen mehr als einmal geleſen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aeſopus, von den Neuern, für die blumenreichern Abwege der ſchwatzhaften Gabe zu erzählen, ſo ſehr verlaſſen werde. Ich hatte eine Menge Verſuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in dieſem Fache ſo reich, daß ich, fürs erſte meinen Fabeln, mit leichter Mühe eine neue Geſtalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie sehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirret hatte, das weiß ich selbst am besten. Anmerkungen, die man während des Studirens macht, und nur aus Mißtrauen in sein Gedächtniß auf das Papier wirft: Gedanken, die man sich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präcision zu geben; Versuchen, die man nur zu seiner Uebung wagt, — — fehlet noch sehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eins daraus geworden; — hier ist es!

Man wird nicht mehr als sechse von meinen alten Fabeln darin finden; die sechs prosaischen nämlich, die mir der Erhaltung am wenigsten unwerth schienen. Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu sonderbar gelassen hätte, so würde ich sie in Prosa aufgelöset haben.

Ohne übrigens eigentlich den Gesichtspunct, aus welchem ich am liebsten betrachtet zu seyn wünschte, vorzuschreiben, ersuche ich bloß meinen Leser, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder diese jenen, noch jene diesen zum Besten geschrieben habe; so entlehnen doch beide, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entsprangen, allzuviel von einander, als daß sie einzeln und abgesondert noch eben dieselben bleiben könnten. Sollte er auch schon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen: was ist es mehr? Er weiß von selbst, daß das Genie seinen

Eigensinn hat; daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget; und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar beschneiden, aber nicht hemmen sollen. Er prüfe also in den Fabeln seinen Geschmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens, mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften, nach und nach, auf gleiche Weise zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu ersetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieses Aber gehöret in keine Vorrede; und das Publikum dankt es selten einem Schriftsteller, wenn er es auch in solchen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuose Anschläge faßt, Ideen sammelt, wählet, ordnet, in Plane vertheilt: so lange genießt er die sich selbst belohnenden Wollüste der Empfängniß. Aber so bald er einen Schritt weiter gehet, und Hand anlegt, seine Schöpfung auch außer sich darzustellen: sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten ohne alle Aufmunterung unterzieht. —

Eine Vorrede sollte nichts enthalten, als die Geschichte des Buches. Die Geschichte des meinigen war bald erzählt, und ich müßte hier schließen. Allein, da ich die Gelegenheit, mit meinen Lesern zu sprechen, so selten ergreife, so erlaube man mir, sie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen, mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Dusch hat mich durch seine bevollmächtigten Freunde, seit geraumer Zeit, auf eine

sehr nichtswürdige Art mißhandeln lassen. Ich meyne mich, den Menschen; denn daß es seiner siegreichen Kritik gefallen hat, mich, den Schriftsteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Ursache seiner Erbitterung sind verschiedene Kritiken, die man in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, und in den Briefen die neueste Literatur betreffend, über seine Werke gemacht hat, und Er auf meine Rechnung schreibt. Ich habe ihn schon öffentlich von dem Gegentheile versichern lassen; die Verfasser der Bibliothek sind auch nunmehr genugsam bekannt; und wenn diese, wie er selbst behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind: so kann ich gar nicht begreifen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann, wie Er, wenn es ihn nicht tödten soll, sich seiner Galle gegen einen Unschuldigen entladen; und in diesem Falle stehe ich seiner Kunstrichterei, und dem Aberwitze seiner Freunde und seiner Freundinnen, gar gern noch ferner zu Diensten, und widerrufe meine Klage.

Gotth. Ephr. Leſſings

ſämmtliche Werke.

v. 2.

Poeſie und Kunſt.

Zweiter Theil.

Poeſie und Poetik.

Mit Großherzoglich Badiſchem gnädigſten Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutſchen Claſſiker.
1824.

Inhalt.

	Seite
I. Ueber das Epigramm	3
II. Catull	57
III. Martial	72
IV. Priapeia	134
V. Griechische Anthologie	140
Abhandlungen über die Fabeln.	
I. Von dem Wesen der Fabel	168
II. Von dem Gebrauch der Thiere in der Fabel	215
III. Von der Eintheilung der Fabeln	229
IV. Von dem Vortrage der Fabeln	248
V. Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen	263
Zur Geschichte der Aesopischen Fabel	270
Anhang	309

Poesie und Poetik.

Zweiter Theil.

Mit Grosh. Badisch. gnäd. Privilegio.

CARLSRUHE,
im Bureau der deutschen Classiker.
1824.

Zerſtreute Anmerkungen

über

das Epigramm,

und einige

der vornehmſten Epigrammatiſten.

I.

Ueber das Epigramm.

(1)

Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersetzt: durch Ueberschrift, Aufschrift, Inschrift, Sinnschrift, Sinngedicht u. s. m. Ueberschrift und Sinngedicht sind, dieses durch den Gebrauch des Logau, und jenes durch den Gebrauch des Wernike, das gewöhnlichste geworden: aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberschrift verdrängen.

Aufschrift und Inschrift müssen sich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in seinem Ursprunge war: das, woraus die so genannte Dichtungsart nach und nach entstanden ist.

Wenn Theseus, in der Landenge von Korinth, eine Säule errichten, und auf die eine Seite derselben schreiben ließ: Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Attika; so wie auf die entgegenstehende: Hier ist Peloponnesus, und nicht Attika: so waren diese Worte das Epigramm, die Aufschrift der Säule. Aber wie weit scheinet ein solches Epigramm von dem entfernt zu seyn, was wir bei dem Martial also nennen! Wie wenig scheinet eine solche Aufschrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Ursache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke, der sinnreichsten Kleinigkeit, anheim gefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, sich um diese Ursache zu bekümmern.

Für das eine, wie für das andere erklärte sich Vavassor.*) Es deuchte ihm sehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort seiner Ableitung nach bedeute, und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von selbst sehe, daß es jetzt dieses

*) De epigrammate cap. 5. Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

nicht mehr bedeute. Das Wort sey geblieben: aber die Bedeutung des Wortes habe sich verändert.

Gleichwohl ist gewiß, daß der Sprachgebrauch nur selten ganz ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, führet ohnstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfunden war.

Und was ist dieses hier? Was hat das witzigste Sinngedicht eines Martial mit der trockensten Aufschrift eines alten Denkmahls gemein, so daß beide bei einem Volke, dessen Sprache wohl am wenigsten unter allen Sprachen dem Zufalle überlassen war, einerlei Namen führen konnten?

Diese Frage ist nicht die nämliche, welche Skaliger, zu Anfange seines Hauptstücks über das Epigramm, aufwirft. *) Skaliger fragt: „warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen „genennt?" — Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterschied diesen Namen füh-

*) Poetices lib. III. cap. 126. — Quam ob causam Epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus, pro elogiis inscribebantur, ea primo veroque significatu Epigrammata sunt appelata?

ren können, und daß er nicht bloß einer besondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Skaliger befriedigen, die er, aber auch nur fragweise, darauf ertheilet. Etwa sagt er, eben darum, weil sie klein, weil sie kaum mehr, als die bloße Aufschrift sind? Oder etwa darum, weil wirklich die ersten kleinen Gedichte auf Denkmähler gesetzet wurden, und also im eigentlichen Verstande Aufschriften waren?

Jenes, wie gesagt, setzt etwas Falsches voraus, und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüssig. Denn wenn es wahr ist, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verse ein Epigramm sind: so gilt der kaustische Einfall jenes Spaniers, von dem Epigramme vornämlich: „wer ist so dumm, daß er nicht ein „Epigramm machen könnte; aber wer ist so ein „Narr, daß er sich die Mühe nehmen sollte, deren „zwei zu machen?“

Dieses aber sagt im Grunde nichts mehr, als was ich bei meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die ersten kleinen Gedichte, welche auf Denkmähler gesetzt wurden, Epigrammen hießen: aber darin liegt noch kein Grund, warum jetzt auch solche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmähler gesetzt zu werden, weder bestimmt noch geschickt sind. Oder höchstens würde wiederum aller Grund auf die, beiden gemeinschaftliche, Kürze hinaus laufen.

Ich finde nicht, daß die neueren Lehrer der Dichtkunst, bei ihren Erklärungen des Epigramms, auf meine Frage mehr Rücksicht genommen hätten. Wenigstens nicht Boileau, von dem freilich ohnedies keine schulgerechte Definition an dem Orte*) zu verlangen war, wo er sagt, daß das Epigramm oft weiter nichts sey, als ein guter Einfall mit ein Paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen interessanten Gedanken beschreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort sehe ich die geringste Ursache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener interessanter Gedanke, eben eine Aufschrift ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bei ihnen beiden damit begnügen müssen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke, wenig und kurz genug sind, um auf einem Denkmahle Platz zu finden, wenn sie sonst anders Platz darauf finden können.

Gewiß ist es, daß es nicht die Materie seyn kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtiget, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längst aufgehöret, in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Ursprunge und der Bestimmung irgend eines Denkmahls eingeschränkt zu seyn; und es fehlt

*) L'art poetiq. Chant. II. v. 105.
L'Epigramme — — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

nicht viel, so erstreckt es sich nun über alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form seyn, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu suchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieser Theile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen solche und so geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen; — in diesen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberschrift, oder Aufschrift heißen kann, ob sie schon eigentlich nur selten dafür zu brauchen stehet. —

Die eigentliche Aufschrift ist ohne das, worauf sie steht, oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entstehet, den wir der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsere Neugierde reizet: und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsere Neugierde befriediget.

Wem nun aber, der auch einen noch so kleinen, oder noch so großen Vorrath von Sinngedichten in seinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht sogleich ein, daß ähnliche zwei Theile sich fast in jedem derselben und gerade in denjenigen am deutlichsten unterscheiden lassen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächsten zu kommen scheinen werden? Diese zerlegen sich alle von selbst in zwei Stücke; in deren einem unsere Aufmerksam-

Zeit auf irgend einen besondern Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenstande gereizt wird; und in deren anderm unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.

Auf diesen einzigen Umstand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob sich nach meiner Erklärung sowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterscheiden, als auch aus ihr jede der Eigenschaften herleiten läßt, welche Geschmack und Kritik an ihm fordern.

Ich sage nämlich: das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen.

Wenn ich sage „nach Art der eigentlichen Aufschrift:" so will ich, wie schon berührt, das Denkmahl zugleich mit verstanden wissen, welches die Aufschrift führet; und welches dem ersten Theile des Sinngedichts entspricht. Ich halte es aber für nöthig, diese Erinnerung ausdrücklich zu wiederholen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwickelung meiner Erklärung fortgehe.

(2.)

Unbemerkt sind die zwei Stücke, die ich zu

dem Wesen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunst geblieben. Aber alle haben sie von ihrem Ursprunge gehörig abzuleiten, vernachlässiget, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Skaliger ließ sich bloß durch sie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen.*) Da er sie nämlich in der eigentlichen Aufschrift nicht erkannte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Person oder Handlung sahe: so hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewissen Vorausschickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem also die Vorausschickungen, und das was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verschiedene Theile sich nicht leicht verkennen lassen, für völlig von jenem unterschieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufschrift, zu der Wirkung desselben das beschriebene Werk selbst das Seine mit beitrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausschickungen nennet, dem beschriebenen Werke, so wie das, was aus diesen Vorausschickungen hergeleitet wird, der Aufschrift selbst entspreche.

*) Epigramma igitur est poëma breve cum simplici cujuspiam rei, vel personae, vel facti indicatione: aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem: ne quis damnet prolixitatem. L. c.

Der wortreiche Bavaſſor hat ein langes Kapitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der Verſtändigung und des Schluſſes, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht.*) Aber auch er iſt weit entfernt, dieſe Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennt, welche ſie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenſchaften, noch für die individuelle Verſchiedenheit des Epigramms das geringſte zu folgern verſtanden hat.

Batteux ſagt ausdrücklich: „Das Epi„gramm hat nothwendiger Weiſe zwei Theile: der „erſte iſt der Vortrag des Subjekts, der Sache, die „den Gedanken hervorgebracht oder veranlaſſet hat; „und der andere der Gedanke ſelbſt, welchen man „die Spitze nennt, oder dasjenige, was den Leſer „reizt, was ihn intereſſiret.“ Gleichwohl läßt er unter ſeinen Exempeln auch ſolche mit unterlaufen, die dieſe zwei Theile ſchlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedies in ſeinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibet. Folgende vier Zeilen des Peliſſon z. E.

*) Cap. 13, de partibus epigrammatis. Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, exposito rei, et conclusio epigrammatis — In illo genere primo quod statuimus simplicis et unimsmodi epigrammatis. —

Grandeur savoir, renomme,
Amitié, plaisir, et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien.

mögen ihm immerhin einen noch so interessanten Gedanken enthalten. Aber wo ist die Veranlassung dieses Gedankens? Wo ist der einzelne besondere Fall, — denn ein solcher muß die Veranlassung seyn — bei welchem der Dichter darauf gekommen ist, und seine Leser darauf führet? Hier ist nichts als der bloße interessante Gedanke, bloß der Eine Theil: und wenn, nach ihm selbst, das Epigramm nothwendiger Weise zwei Theile haben muß, so können diese, so wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück ist es nicht bloß ein übel gewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache; sondern das Schlimmste ist, daß aus diesem Exempel zugleich das Fehlerhafte seiner Erklärung des Epigramms erhellet, „nach welcher es ein interessanter Gedanke „seyn soll, der glücklich und in wenig Worten vor„getragen worden." Denn, wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Veranlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beispiele, wenn es schon kein Epigramm ist, dennoch ergibt: so wird wenigstens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux selbst für nothwendig erkläret, weder in seiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weise daraus herzuleiten seyn. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denk-

mahl auflöst, so vermenget sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmahls gerathen, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmahle genugsam genähert haben, und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet, und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedicht bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es, in der Sprache seiner Erfinder, den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms, behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erwecket? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen, und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.

Am schicklichsten werden sich also auch die Theile des Epigramms, Erwartung und Aufschluß nennen lassen; und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte aufsuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und

welche Klassifikation unter ihnen eigentlich einzuführen seyn dürfte.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufschlüsse giebt, ohne unsere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornämlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre oder Bemerkung, wenn sie aus einem einzelnen Falle, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Theil eines Sinngedichts sehr wohl abgeben: aber an und für sich selbst, sie sey auch noch so witzig vorgetragen, sie sey in ihrem Schlusse auch noch so spitzig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet:*)

*) Lib. I. ep. 9.

Quod magni Tharseae, consummatique Catonis
Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis;
Pectore nec nudo strictos incurris in enses
Quod fecisse velim te, Deciane facis.
Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam:
Hunc volo, laudari qui sine morte potest.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedank zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde es aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig seyn, dessen er hier ist, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm eben so viel Ueberzeugung mittheilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder wenn unser Wernike, zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit, geschrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen:

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber

wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb?*)

Du liebst zwar Geld und Gut; doch so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du fliehst die Armuth, nicht die Armen.

Der Unterschied ist klein; und doch ist jenes, bei vollkommen eben derselben Wendung, nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch, und dieses ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl ist eben dieser Wernike, so wie auch der ältere Logau, nur allzu reich an sogenannten Ueberschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon beide, besonders aber Wernike, an Vortheilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzustutzen, die einzelnen Begriffe derselben so vortheilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entstehet: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betrügen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer solchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem Menschen

*) Erstes Buch S. 14 der Schweizerischen Ausgabe von 1763.

schen von solchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieset, oft nicht anders zu Muthe, als einem, der sich mit einem feinen Weltmanne und einem steifen Pedanten zugleich in Gesellschaft findet: wenn jener Erfahrungen spricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten; so spricht dieser Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieser Welt wohl gar noch erst sollen gemacht werden.

Bei keinem Epigrammatisten aber ist, mir wenigstens, die ähnliche Abwechselung von Empfindungen lästiger geworden, als bei dem Owen. Nur daß bei diesem der Pedant sich unzählig öfter hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung; und daß der Pedant mit aller Gewalt noch oben drein witzig seyn will. Ich halte den, in allem Ernste, für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owen in einem Zuge lesen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar, und habe immer dieses für die einzige Ursache gehalten, weil eine so große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter sich keine Verbindung haben, in so kurzer Zeit auf einander folgen: die Einbildung möchte jeden gern, in eben der Geschwindigkeit, in ein individuelles Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der vergebnen Bemühung.

Hingegen ist das Moralisiren gerade zu, des Martial Sache gar nicht. Ob schon die meisten seiner Gegenstände sittliche Gegenstände sind: so wüßte ich doch von allen lateinischen Dichtern

keinen, aus dem sich wenigere Sittensprüche wörtlich ausziehen ließen, als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art, wie das angeführte an den Decianus, welche sich mit einer allgemeinen Moral schlössen; seine Moral ist ganz in Handlung verwebt, und er moralisirt mehr durch Beispiele, als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreizehnte seines zwölften Buchs ist,

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat;

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verschweigung des Vorfalls, von dem er sie abgezogen, oder der sich daraus erklären lassen: von dieser Art, sage ich, müßte ich, außer den gegenwärtigen, nicht noch drei bei ihm aufzufinden. Und auch bei den wenigen scheinet es, daß er den veranlassenden Vorfall mehr aus gewissen Bedenklichkeiten mit Fleiß verschweigen wollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt. Auctus mochte den Reichen wohl kennen, der so listig eine Ursache vom Zaune gebrochen, sich über ihn, oder über den Dichter zu ergürnen, um sich irgend ein kleines Geschenk zu ersparen, das er ihnen sonst machen müssen. Wenigstens hat Martial dergleichen bloße sittliche Bemerkungen doch immer an eine gewisse Person gerichtet, welche anscheinende Kleinigkeit Logau und Wernike nicht hätten übersehen oder vernachlässigen sollen. Denn es ist gewiß, daß sie die Rede um ein großes mehr belebt; und wenn wir schon die angeredete Person, und die Ursache,

warum nur diese, und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wissen: so setzt uns doch die bloße Anrede geschwinder in Bewegung, unter unserm eignen Zirkel umzuschauen, ob da sich nicht jemand finde, ob da sich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden sey.

as if one should meet with an inscription detached from the monument to which it belongs

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittensprüche, sie mögen nun mit der Einfalt eines vermeynten Cato, oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius, oder mit dem Scharfsinne eines Wernike vorgetragen seyn, die Wirkung nicht haben, die sie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn also ein Verinus und Pibrak, oder wie sonst die ehrlichen Männer heißen, die schöne erbauliche Disticha geschrieben haben, aus dem Register der Epigrammatisten wegfallen: so werden diejenigen noch weniger darin aufzunehmen seyn, welche andere scientifische Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen versucht haben. Ihre Verse mögen gute Hülfsmittel des Gedächtnisses abgeben; aber Sinngedichte sind sie gewiß nicht, wenn ihnen schon nach der Erklärung des Batteux diese Benennung nur schwer abzustreiten seyn dürfte. Denn sind z. E. die medicinischen Vorschriften der Schule von Salerno nicht eines sehr interessanten Inhalts? und könnten sie nicht gar wohl mit eben so vieler Präcision und Zierlichkeit vorgetragen seyn, als sie es mit weniger sind? Und dennoch, wenn sie auch Lukrez selbst abgefaßt hätte, würden sie nichts als ein Beispiel mehr seyn, daß die Erklärung des Bateux viel

zu weitläuftig ist, und gerade das vornehmste Kennzeichen darin fehlet, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterscheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufschluß darüber zu gewähren. Dergleichen sind vornämlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes seltsames Faktum enthalten, ohne im geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen; die uns also weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geschehen ist, was eben nicht alle Tage zu geschehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiser des Ausonius, die ganze Geschichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zusammenfassen, und deren unter den Titeln, Icones, Heroes u. s. m. so unzählige geschrieben worden. Denn diese möchte man schon deswegen nicht für Sinngedichte wollen gelten lassen, weil ihnen die Einheit fehlet, die nicht in der Einheit der nämlichen Person, sondern in der Einheit der nämlichen Handlung bestehen muß, wenn sie der Einheit des Gegenstandes in der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll. Aber auch alsdann, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, ist es noch kein Sinngedicht, falls man uns nicht etwas daraus schließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derselben tiefer eindringen läßt.

Wenn zum Exempel Martial sich begnügt

hätte, die bekannte Geschichte des Mucius Skäwola in folgende vier Verse zu fassen: *)

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
Et raptum flammis jussit abire virum.

würden wir wohl sagen können, daß er ein Sinngedicht auf diese Geschichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eins, wenn er bloß hinzugesetzt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne.
Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das ist noch nicht vielmehr als Geschichte; und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, sind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptae fama est, et gloria dextrae;
Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erst wissen wir, warum der Dichter unsere Aufmerksamkeit mit jener Begebenheit beschäftigen wollen; und das Vergnügen über eine so feine Betrachtung, „daß oft der Irrthum uns geschwinder und sichrer unsre Absicht erreichen hilft, als „der wohl überlegte, kühnste Anschlag," verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das gesammte Vergnügen des Sinngedichts.

*) Lib. I. cp. 22.

Ohnstreitig hingegen müssen wir uns nur mit der Hälfte dieses Vergnügens bei einigen Stücken der griechischen Anthologie, und bei noch mehrern verschiedner neuern Dichter behelfen, die sich eingebildet, daß sie nur das erste das beste abgeschmackte Histörchen zusammen reimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beispiel aus der Anthologie sey dieses: *)

Κοινῃ παρ κλισιῃ ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ
Κειμενοι, ἀλληλων νεσον ἀπεσκεδασαν.
Ἐξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενεος.
Πληγαι δ' ἀμφοτεροις ἐγενοντ' ἀκος· αἰς ὁ μὲν υἀτων
Ἐγρετο, τον δ' ὑπνε πελυς ἐριψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafsüchtiger lagen „beisammen auf Einem Bette, und einer wurde „des andern Arzt. Denn in der Wuth sprang jener auf, und prügelte diesen, der im tiefsten „Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die „Schläge halfen beiden; dieser erwachte, und jener „schlief vor Müdigkeit ein." Das Ding ist schnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht

*) Lib. I. cap. 45.

war es auch nicht einmal wahr, daß beide kuriret wurden. Denn der Schlafsüchtige schläft nicht immer, sondern will nur immer schlafen; und so schlief er wohl auch hier bald wiederum ein: der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einschlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch gesetzt auch, sie wären wirklich beide durch einander kuriret worden: auch alsdann sind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Histörchen, welches ich nirgends in meinen Nutzen verwenden zu können sehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, ist herzlich schwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle. Es gehöret wohl zu der griechischen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe: aber daß es ihm an einem nothwendigen Theil fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der witzige Schluß, den ich vermisse: sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Faktums nicht hinlänglich ist. Ich gestehe, daß ich, aus eben diesem Grunde, ein anderes sehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte. Nämlich das, über das Schicksal eines Hermaphroditen.

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
Quid pareret, fertur consuluisse Deos.
Mars est, Phoebus ait: Mars, femina: Junoque neutrum.

Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum? Dea sic ait; occidet armis:
Mars cruce: Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
Femina, vir, neutrum, flumina, tela crucem.

Die Erfindung dieses kleinen Gedichts ist so künstlich; der Ausdruck so pünktlich und doch so elegant, daß noch jetzt sehr gelehrte Kritiker sich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters sey. Denn ob de la Monnoye schon erwiesen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handschriften zugeschrieben wird, kein Alter ist, wofür ihn Politian und Skaliger und so viele andere gehalten haben; sondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeynet sey: so möchte Herr Burmann, der jüngere, doch lieber vermuthen, daß dieser Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein so bewundertes Werk wohl aus einer alten Handschrift abgeschrieben und sich zugeeignet haben könne; da man ihn ohnedies als einen besondern Dichter weiter nicht kenne. *) Ich habe hierwider nichts; nur

*) Anth. lat. Lib. III. cap. 77.

für ein Muster eines vollkommenen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden lassen; es mag nun alt oder neu seyn. Einem so unfruchtbaren schielenden Mährchen fehlet zum Sinngedichte nichts geringeres, als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorsehung der Götter damit mehr verspottet, oder mehr angepriesen werden soll. Sollen wir uns wundern, daß von so verschiednen Göttern ein jeder doch noch immer so viel von der Zukunft wußte? oder sollen wir uns wundern, daß sie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß sie vollständiger und bestimmter nicht antworten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele gewesen, welche den Erfolg so zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errather hier aufgeführt werden: wie viel sinnreicher und lehrreicher ist sodann jenes Histörchen, — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwei Brüdern und Weinkostern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Räthseln, auch in den schönsten Versen, gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von solchen, zu aller moralischen Anwendung ungeschickten, kleinen Erzählungen sind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es nur Ueberfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen Worten hin-

zuzufügen. Von dieser Art ist folgende, bei dem Ausonius: *)

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terrae abdiderat, non reppererit aurum,
Quem laqueum invenit, nexuit et periit.

wovon das griechische Original in der Anthologie zu finden: oder aus eben dieser Anthologie, die von mehrern Dichtern daselbst vorgetragene Geschichte von Lahmen und Blinden: **)

Ἄνερα τις λιπιγυιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
Ἤγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

Wer ist so blödsinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen diese Erzählungen Beispiele sind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum sollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit Besseres heißen kann? Mit einem Worte: es ist ein

*) Epig. 21.

**) Lib. I. cap. 4.

Apolog, eine wahre äsopische Fabel; denn die gedrungene Kürze, mit welcher sie vorgetragen ist, kann ihr Wesen nicht verändern, sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherlei Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, außer den zwei angeführten, in der Anthologie noch verschiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen äsopischen Sammlungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beigefügt zu werden verdienet hätten. Alle sind mit der äußersten Präcision erzählt, und die weitläuftigste, welche aus zwölf Zeilen bestehet,*) hat nichts von der Geschwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also zwar ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter seine Fabeln aufnahm:**) nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe; daran hätte er ohne Zweifel ein wenig besser thun können. —

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruhet aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zusammen fallen, und daher nur in der Abstraktion Theile sind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man

*) Lib. I. cap. 22. ep. 9.

**) Die 16te des ersten Theils.

ihn nicht ausgehöret haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist: sie macht einen einzigen Eindruck, und ist keiner Folge verschiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält sich eben darum entweder überhaupt solcher einzelnen Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anschauend zu erkennen; oder läßt doch diese Wahrheit bei Seite liegen, und ziehet unsere Aufmerksamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entstehet Erwartung, die dieses Namens wenig werth ist, wo wir das, was wir zu erwarten haben, schon völlig voraussehen.

Wenn denn aber so nach, weder Begebenheit ohne allen Nachsatz und Aufschluß, noch auch solche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenschaften des Sinngedichts haben: so folget darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzähler zu seyn scheinet. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieser Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben stehet. So fand unser Kleist das heroische Beispiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in seiner genauesten historischen Wahrheit, mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben.

Als Pätus auf Befehl des Kaisers sterben sollte,
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte:

Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Dolch dem Mann, und sprach: Es
schmerzet nicht.

Martial hingegen glaubte, daß das Erhabene „Es schmerzet nicht" noch einer Verschönerung fähig sey; und ohne lange diese Verschönerung auf seine eigne Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund: *)

Casto suo gladium cum traderet Arria Paeto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis,
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit:
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet" zu mannhaft, zu rauh vorkommen; und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden: da ich ohnedies damit nur ein Beispiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten aussehen müssen, denen zum Sinngedichte nichts, als eine glückliche Versifikation fehlet, und wie sehr auch in diesen der erfindsame Geist des Dichters noch geschäftig seyn kann, ohne die historische Wahrheit zu verfälschen. —

(3.)

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung

*) Lib. I. ep. 14.

das Sinngedicht sich von mehr als Einer Art kleiner Gedichte zuverlässiger unterscheiden läßt, als nach den sonst gewöhnlichen Erklärungen geschehen kann: es lassen sich auch aus eben dieser Erklärung die Eigenschaften besser herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommnen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erste Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmahle entsprechen soll, welches die Aufschrift führet: so ist unstreitig, daß er um so viel vollkommner seyn wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit besonders vorzüglichen Denkmahle entspricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich seyn: wir müssen ihn mit einem Blicke übersehen können: unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzeln Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, so wie er es seiner Absicht am gemäßesten erkennet. Er kann ihn eben so wohl aus fünf sechs Worten, als aus eben so vielen und noch mehrern Zeilen bestehen lassen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius:*)

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixisse anima redeunte renatum
Mutato fama est corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti caelo generatus
Asylae

*) Oper. p. 199. Patav. 1718. 4to.

Vivat, ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est;
Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus:
Sed, veteri abstrictus religione, silet.

sind die ersten sechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umschreibung des Subjekts. Aber was hier sechs Zeilen füllet, wird in dem griechischen Originale, welches sich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten gesagt: *)

Αὐτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὀν μετὰ φωνης
Εἰδες ἀν, εἰγε λαλειν ἠθελε Πυθαγορης.

„Da steht er, der wahre Pythagoras! Auch die „Stimme würde ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte sprechen wollen." Dieses übersetzte Faustus Sabäus so:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
Verum Pythagoram conticuisse juvat.

und wir könnten es durch die einzige Zeile übersetzen:

„Warum dies Bild nicht spricht? Es ist Pythagoras"

wenn die einzeiligen Sinngedichte in unsrer Spra-

*) Anthol. lib. IV. cap. 33.

che eben so gewöhnlich und angenehm wären, als sie es in der griechischen und lateinischen sind.

Das wahre Maaß der Erwartung scheinet indeß, in dem gegenwärtigen Beispiele, weder Naugerius noch dieser Grieche getroffen zu haben: sondern ein andrer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte, und diesen bescheidenen Raum, nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, sondern zur Berichtigung des Einfalls selbst anwendete. Denn sollte man aus dem Naugerius, und dem angeführten griechischen Originale, nicht schließen, daß Pythagoras immer geschwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichsam eine Vorübung in seiner Schule war. Wie viel schöner und genauer also Julianus so!*)

Οὐ τον ἀναπτυσσοντα φυσιν πολυμητιν ἀριθμων
Ἠθελεν ὁ πλαςης Πυθαγορην τελεσαι,
Αλλα τον ἐν σιγῃ πινυτοφρονι καὶ ταχα φωνῃ
Ενθεν ἀποκρυπτει, καὶ τοδ' ἐχων ἐπαφαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur „der Zahlen erkläret, hat der Künstler darstellen „wollen: sondern den Pythagoras in seinem wei„sen „Still-

*) Anth. l. c.

„Stillschweigen. Daher verbarg er die Stimme, „die er vernehmlich zu machen sonst gar wohl „verstand.“

Die Hauptregel also, die man, in Ansehung des Umfanges der Erwartung, zu beobachten hat, ist diese, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere! daß man nicht bloß erweitere, um ein Paar Verse mehr gemacht zu haben: sondern daß man sich nach dem zweiten Theile, nach dem Aufschlusse richte, und urtheile, ob und wie viel dieser durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf diese Ausführlichkeit alles ankömmt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufschluß sich auf einen relativen Begriff beziehet; z. E. solche, in welchen ein Ding als ganz besonders groß, oder ganz besonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maßstab dieser Größe oder Kleinheit vorausschicken müssen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freilich schon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund so viel als nichts schenkte, auch nur diese Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launigter und beißender wird dieſes Epigramm durch die eingeſchalteten noch kleinern Maße, als ein Gärtchen vor einem Fenſter iſt. Und wie ſehr wächſt unſer Vergnügen, indem der Dichter den Abſtand von dieſem bis zu einem Mund voll Eſſen, durch noch ſo viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß.*)

Donaste, Lupe, rus sub urbe, nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est;
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum;
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tota possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere, aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Caledonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce, mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo
Vix implet cochleam peracta messis,

*) Lib. XI. ep. 19.

Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una;
Nam quo tempore peaedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperbolische Sinngedichte, wie man sie nach der darin herrschenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur müssen sie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen; so wie dieses griechische: *)

Ἄγρον Μηνοφανης ὠνησατο, και δια λιμον
Ἐκ δρυος ἀλλοτριας ὠυτον ἀπηγχονισεν.
Γην δ' ἀυτῳ τεθνεωτι βαλειν ἐκ ἐσχον ἀνωθεν,
Ἀλλ' ἑταφη μισθῳ προς τινα των ὁμορων.
Εἰ δ' ἐγνω τον ἀγρον τον Μηνοφανες Επικυρος,
Παντα γεμειν ἀγρων ἐιπεν ἀν, ἐκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger „mußte er sich an einer fremden Eiche hängen. So „viel Erde hatte er nicht, daß sein Leichnam damit „bedeckt werden konnte; man mußte ihm seine Grab„stelle auf benachbartem Grunde kaufen. Hätte

*) Anth. lib. II. c. 7. ep. 3.

„Epikurus das Feld des Menophanes gesehen, so „würde er gesagt haben, daß alles voller Felder „wäre; nicht, voller Atomen.“ Denn ein solches Sinngedicht bestehet offenbar aus nichts als Erwartung: anstatt des Aufschlusses wird uns das äußerste Glied der Hyperbel untergeschoben, und alle unsere Erwartung soll sich mit der Unmöglichkeit, etwas Größeres oder Kleineres abzusehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechische Anthologie ist davon voll; da sie hingegen bei dem Martial sehr sparsam vorkommen, als der fast immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgehet, die mehr hinter sich hat. Man lese das drei und dreißigste Sinngedicht seines achten Buches, um ein sehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
Mittis, et hoc phialae nomen habere jubes
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
Pallida quam rubri diluit unda croci?
An magis astuti derasa est ungue ministri
Bractea, de fulcro, quod reor esse; tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem,
Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae,
Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani cariota Calendis,
Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.

Lenta minus gracili crescunt colocasia filo:
Plena magis nimio lilia sole cadunt;
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela;
Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae:
Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos,
Et mutat Latias spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo:
Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses:
Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses:
Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperbolischen Vergleichungen, die der Dichter hier anstellet, stehen nicht bloß um ihrer selbst willen da; sondern mehr, um endlich gewissen Leuten, welche sich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Kosten erwerben möchten, zu verstehen zu geben, wie viel besser sie thun würden, wenn sie lieber gar nichts, als so unbeträchtliche Kleinigkeiten schenkten. Denn es ist nicht Freigebigkeit, es ist Geiz, sich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth ist.

Wie aber der fertige Versifikator, in Erweiterung des ersten Theiles, oft zu viel thut, so thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht selten zu wenig; wenn er nämlich

den ganzen ersten Theil in den Titel des Sinngedichts bringen, und sich den bloßen Aufschluß zu versificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es ist sonderbar, daß es sogar Kenner gegeben hat, die dieses zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben.*) Aber sie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, so viel es an Kürze dadurch gewinnt, von einer andern Seite hinwiederum verlieret, indem es zu einem Ganzen von so heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleist,

---

*) Morhofius de discipl. Arg. Sect. III. cap. 5. Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive Inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

„Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
„Ut reparet puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma est: In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat. Illa si Epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

An zwei sehr schöne aber einäugige Geschwister.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn,
„Blind wirst du dann Kupido, die Schwester Venus seyn."

und das lateinische des Hieronimus Amaltheus, aus welchem jenes genommen ist,

Lumine Acon dextro, capta est Lecuilla sinistro.
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae:
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

für gleich schön halten. Dieses kann den ganzen Titel entbehren, und jenes ist ohne Titel auch nicht einmal verständlich. Das schöne Sinngedicht ist in der Uebersetzung zur bloßen Aufschrift geworden; und verhält sich in seinem Eindrucke zu jenem so, wie eine kahle Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beifügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrifft, oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen,

sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber, daher sie auch in der einen Ausgabe so, und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms nothwendig gehöret, ist bei ihm in dem Epigramme selbst enthalten; und wenn wir jetzt einen solchen ja darin zu vermissen glauben, so können wir nur gewiß versichert seyn, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Theil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmahle erblicken: so dürfen wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze seyn muß, um daraus zu schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde seyn müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedies schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind, oder seyn sollten, denen Denkmähler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweitens, weil die Denkmähler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können. Eben so sollte man bei einer Sammlung von Sinnschrif-

ten vornämlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind, und doch nicht leer abgefertigt seyn: für das letzte aber halten sie sich allezeit, wenn man sie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indeß, bei allen Arten der Epigrammatisten, wohl die seltensten. Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht, als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist; ein Werkzeug, welches eben so gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann, als eins.

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am ersten hier fehlerhaft werden kann; und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er, jenseits diesem, noch einen andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entwischen lassen. Mir deucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren: *)

*) Lib. III. ep. 44.

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod, quacunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurino, solitudo:
Quid sit scire cupis? nimis poeta es.

Wer kann leugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind? Nur mochte dem Dichter, ohne Zweifel, das Nimis poeta es ein wenig zu räthselhaft vorkommen; und weil er jenseits der Umschreibung desselben, die schon an und für sich selbst sehr gefallen konnte, einen neuen Aufschluß voraus sahe: so wagte er es, das schon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszusetzen; oder, wenn man will, nach dem nämlichen, das er sich selbst nur weiter gesteckt hatte. Also fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio; sonas ad aurem.
Piscinam peto: non licet natare.
Ad coenam propero, tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis, quantum facies mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter unge-

halten zu seyn, der uns, statt Eines Epigramms, in Einem zwei geben will? Besonders, wenn sie sich so gut, wie hier, in einander fügen; auch das eine durch das andere im geringsten nicht geschändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchsen eine Regel der Schönheit machen zu wollen: das ist zu arg. Gleichwohl that es Skaliger; und nach seinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenste seyn, das aus eben so viel andern kleinen Epigrammen besteht, als es Districha enthält. Doch sein eigenes Exempel von einem solchen Epigrammate differto, wie er es nennet, giebt die Sache näher; und wenn dieses wirklich vier Epigrammen in sich schließt, so sind sie auch alle viere darnach. Es ist auf einen Podagristen, dem man die Hungerkur vorgeschrieben hat; und lautet so: *)

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam; o incommoda commoda: lux nox!
Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

*) Poetices Lib. III. cap. 126. Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, so bald sie aus ihren eigenen Beispielen etwas abstrahiren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigrammen enthalten; und es ist zur höchsten Noth kaum eins: nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile, wie eine Wasserblase, mehr und mehr aufschwillt, bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebet.

Eher war unser Wernike der Mann, der zu dieser vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Skaliger; indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leser fast in „jeder Zeile etwas nachzudenken findet, wo er un„vermerkt, und zuweilen ehe er es verlangt, zu dem „Schlusse geführet wird," den andern weit vorzieht, „in welchen der Leser nur durch weitläuftige „und nichts bedeutende Umstände von dem allein „klingenden Ende aufgehalten wird." Wernike hat allerdings recht, wenn es wirklich, in allem Verstande, nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltende Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: so ist es schon genug; und das Ganze, welches daraus entstehet, bekömmt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

Das eigene Beispiel des Wernike ebenfalls, welches er von jener vorzüglichen Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätiget vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe. *)

Auf Mutius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch seine Tugend,
„So wie das Laster für die Tugend
„Den Schreiber für den König nahm,
„Und nach vollbrachter That erst zur Erkenntniß kam,
„Da wußt' er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
„Und durch die Schande nicht verzagt,
„Das was das Laster ihm versagt,
„Der Tugend selber abzudringen:
„Er machte, daß der Haß sich in Verwunderung wandt,
„Verbrennt, entwaffnete sein' und des Feindes Hand;
„Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
„Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend selber abzudringen," aufhören sollen; wenigstens mit dem Gedanken, den sie enthält. Denn alles was folgt, ist nur schleppende Umschrei-

*) Seite 38.

bung dieses Gedankens; mit einer Antithese beschlossen, die weder wahr ist, noch, wenn sie auch wahr wäre, hierher gehöret. Sie ist nicht wahr; denn Skävola erreichte seinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, sondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, sondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hieher, wenn sie von Seiten der Wahrheit auch schon noch zu rechtfertigen wäre: denn sie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verschiedenen Gesichtspunkte, als wir sie vier Zeilen vorher sehen; dort wird sie uns als eine außerordentliche Anstrengung von Tugend angepriesen: hier bewundern wir sie als Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Gesichtspunkt aber ist in der Poesie kein geringerer Fehler, als in der Perspektiv.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmahle und der Aufschrift zugleich, entsprechen sollen: so wird auch das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen: so wie ich bei Erblickung eines Denkmahls zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmahle errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmahl, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt: eben so muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen; so daß mir am Ende kein widriger Kontrast

zwischen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des Martial auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe ging. *)

In Poetum.

Puella senibus dulcior mihi cygnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum;
Quod succinorum rapta de manu gleba;
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis sciurus, et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fotorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Nostros amores, gaudiumque, lususque.
Et esse tristem me meus vetar Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Dessere non te vernulae pŭder mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.

*). Lib. V. ep. 38.

Quid esse nostro fortius potest Pacto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieſes Sinngedicht fängt mit ſo ſanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der ſich um ein kleines unſchuldiges Ding ſo ſehr betrübt, ſo herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie ſo ſehr geſtimmet, daß ich mich nach ganz etwas anderm, als einem hämiſchen Zuge gegen einen guten Bekannten, ſehne. Betrübniß macht ſonſt ſo gutdenkend; und boshafter Witz verſtummet ſonſt ſo leicht bei einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Kontraſten nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein ſolcher Sprung kann allerdings angenehm ſeyn, und wenigſtens den Mund in Falten ziehen; wenn nur unſere Empfindung nicht beſondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieſer beim Scarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!

Vieux Palais ruinés Chef d'oeuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnient tablature!

Par

Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plûpart vous êtes demolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un mechant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Die Posse thut ihre Wirkung. Gleichwohl ist auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompösen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn ansetzen: und mag er doch gerathen wie er will; wir sollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieses skarronschen Sinngedichts, oder Sonnets, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu seyn scheine, welches Barth zuerst bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr ist, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obscöne das Lächerliche vermehre. Denn anstatt der durchgestoßnen Weste — Doch wer Lust hat, kann es bei dem Barth selbst nachsehen.*) Es ist vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leser seine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuscht, als erfüllet sieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

*) Advers. Lib. XXXVI. c. II.

(4.)

Einige Leser dürften bei allem, was ich bisher von dem Sinngedichte gesagt habe, noch immer das Beste vermissen. Sie kennen es als das sinnreichste von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch ist des Witzes von mir noch kaum gedacht worden; geschweige, daß ich die verschiedenen Quellen des Sinnreichen anzugeben gesucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung, und in die Befriedigung dieser Erwartung gesetzt; ohne mich weiter einzulassen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen solche Befriedigung am besten geschehe. Was die lateinischen Kunstrichter acumina, und die französischen pointes nennen, habe ich weder erfodert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter diesen Worten nichts anders verstanden werden soll, als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicher Weise nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, stehen muß, und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann; so ist es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe schlechterdings nicht seyn kann. Es bleibt vielmehr dieses acumen das wahre allgemeine Kennzeichen desselben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu versagen; wenn sie auch sonst noch so viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum zugleich streitig macht.

Wenn hingegen unter acumen, oder pointe, man etwas meynet, was bloß das Werk des Witzes ist; mehr ein Gedankenspiel, als einen Gedanken; einen Einfall, dessen Anziehendes größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entstehet, in welchen er ausgedrückt ist; oder von dem wohl gar nichts gesundes übrig bleibt, sobald man diese Worte ändert, oder versetzt: so ist die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müsse? der Frage vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter, oder in falscher Münze zu bezahlen?

Denn so wie es nur der Mangel an guter Münze ist, welcher falsche Münze zu prägen verleitet: eben so ist es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Aufschlusse zu befriedigen, — nur diese Schwierigkeit, sag' ich, ist es, welche nach Mitteln umzuschauen verführet, durch die wir jene Befriedigung geleistet zu haben, wenigstens scheinen können.

Glücklich, wenn man unter diesen Mitteln nur noch die erträglichsten zu wählen verstehet! Denn es giebt in der That auch hier paduanische Münzen, die zwar falsche, aber doch von so schönem, und dem wahren so nahe kommendem Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer ist, als der echten; so

daß der Münzer wenig mehr als den Schlagesatz dabei gewinnen konnte.

Besonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz ächten Münzen, die, wenn sie schon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer schöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommnen zu gehören, doch von jeher, auch unter Leuten von Geschmack, ihre Liebhaber gefunden haben, und so noch ferner finden werden. Unter der ersten Gattung verstehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen: und unter der andern die, deren Aufschluß in einer Zweideutigkeit bestehet. — Von jeder ein Wort.

1) Das Neue ist, eben weil es neu ist, dasjenige, was am meisten überrascht. Ob nun gleich dieses Ueberraschende nicht das einzige seyn muß, wodurch das Neue gefällt, so ist es doch unstreitig, daß schon die bloße Ueberraschung angenehm ist. Wenn es denn aber nur selten in des Dichters Vermögen steht, seinen Leser mit einem wirklich neuen Aufschlusse zu überraschen: wer kann es ihm verdenken, wenn er seinem gemeinen Einfalle eine solche Wendung zu geben sucht, daß er wenigstens diese Eigenschaft des Neuen, das Ueberraschende, dadurch erhält? Und dieses kann nicht anders geschehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leser nichts geben kann, was dieser auf keine Weise voraussehen könnte, so verführt er ihn, etwas ganz anders voraus zu sehen, als er ihm

endlich giebt. Er hebt z. E. von solchen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er scheinet loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er scheinet tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt sich in ein feines Lob. Doch so ganz einander entgegen gesetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu seyn: genug wenn der Blick des Lesers auch nur gerade vorbei schießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial sey statt aller.*)

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
Rictam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit;
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
Et utramque coxam leporis, et duos armos:
Nec erubescit pejerare de turdo,
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatae pellis indecens vulvae,
Et lippa sicus, debilisquae boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos in sinu condit,
Et devorato capite turturem truncum,
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,

*) Lib. VII. ep. 19.

Seque obserata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanktra als einen leckern Fresser, der nie genug hat: auf einmal wendet sich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Fresser ein armer Teufel ist, der nicht darum die schmuzigsten Brocken so gierig zusammen raffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, sondern um sie zu verkaufen, und sich andere Bedürfnisse des Lebens dafür anzuschaffen. Denn daß dieses schon gewissermaßen in dem Worte miserius des ersten Verses stecke, das hatten wir längst wieder vergessen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatisten, aller Zeiten und Völker, aus dieser Quelle geschöpft haben, darf ich nicht erst sagen. Ich will sie aber darum doch nicht mit meinen, sondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen:*). Scitis esse notissimum ridiculi genus, cum aliud exspectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.

2) Cicero setzt hinzu: Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit falsius. Und das wäre die zweite Gattung. Denn es ist allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweideutigen, daß es so wenig als möglich vorher gesehen werde. Was aber die Zweideutigkeit überhaupt sey, brauche ich nicht

*) de Oratore lib. II. cp. 63.

zu erklären: eben so wenig, als ich nöthig habe Beispiele davon anzuführen. Aber gut ist es, gewisse allzu ekle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß sie uns doch lieber das Lachen nicht so schwer und selten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen schon zu viel zugegeben; die Zweideutigkeit ist nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum: sie kann sehr oft die Seele des feinsten Scherzes seyn, und dem Ernste selbst Anmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, sagte ebenfalls Cicero, vel argutissima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur. Denn wenn die Zweideutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortspiel ist, so ist von dem doppelten Sinne, den sie hat, der eine wenigstens wahr, und der andere, wenn er falsch ist, diente bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unserer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir lassen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt sich hiervon sagen, was nicht schon hundertmal gesagt wäre? —

Ich schließe also diese allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm; und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, so schließe ich sie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen statt eines Passes bei denjenigen Lesern dienen kann, welche dergleichen Untersuchungen über Werke des Witzes insgesammt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen absprechen, weil sie einen insbesondere nicht haben

können.*) Ego in his praeceptis hanc vim, et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, dicerimus.

*) L. c. cap. 57.

II.

Catull.

(1.)

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catull allerdings verschiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle seine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er selbst diesen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen, ohne Unterschied, eine besondere Gattung des Epigramms zu abstrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, ob diese catullische, wie man sie nennet, feinere Gattung, der martialischen spitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sey; das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.

Die allermeisten von den kürzern Gedichten

des Catull haben schlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein, als die Kürze. Es sind kleine giftige oder obscöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Absicht auf eine besondere Dichtungsart ausgearbeitet sind. Wer z. E. ein Salve, nec minimo puella naso,*) ein Disertissime Romuli nepotum,**) ein Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa,***) für Sinngedichte halten kann: der muß Lust haben, selbst auf die wohlfeilste Art ein epigrammatischer Dichter werden zu wollen. So gar sind die nie genug gepriesenen kleinen Stücke, dergleichen ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae, und andere, die so unzähligmal nachgeahmet und übersetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß sie etwas Besseres sind: und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling seiner Lesbia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Uebersetzung und durch eine eben so glückliche Nachahmung, in aller Munde ist, ein Epigramm heißen müßte; da es die schönste Naenia ihrer Art ist, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben.

Wenn aber dem ohngeachtet sich Martial nach dem Catull soll gebildet haben; wenn er selbst, ihn

*) Carmen 44.
**) Carmen 50.
***) Carmen 59.

für seinen einzigen Meister erkennet:*) so ist dieses entweder nur von dem naiven Ausdrucke, und andern allgemeinen Eigenschaften des Dichters, oder doch nur von der geringsten Anzahl der kleinern catullischen Gedichte zu verstehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial sein Ideal des Sinngedichts abstrahirt haben konnte. Von solchen, zum Exempel:**)

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male, nec taset nunquam
De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat.
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
Assidue; verum dispeream, nisi amo.

Ad Calvum de Quintila.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
Accidere nostro, Calve, dolore potest,
Quo disiderio veteres renovamus amores,
Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

---

*) Lib. X. ep. 78.

Sic inter veteres legar Poetas,
Nec multos mihi praeferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo.

**) Carmen 92. 95 et 105.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

Denn wer erkennet in dieſen nicht die völlige Einrichtung des Martial? Und nur auf dieſe, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematiſche Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann: nicht aber auf die bloße Spitze des Schluſſes, die bald mehr bald weniger zugeſchliffen ſeyn kann, ſo wie ſie es auch wirklich bei dem Martial ſelbſt iſt.

(2.)

Ich getraue mir, wegen dieſes Urtheils über die kleinern Gedichte des Catull, mit einem Naugerius ſelbſt fertig zu werden.

Denn ſo ein großer Verehrer des Catull Naugerius auch immer mag geweſen ſeyn: ſo iſt doch gewiß, daß er den Martial eben ſo wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts, jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toskanus lieber bereden: aber wen hätte Naugerius ſodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieſes hingegen kann darum nicht ſeyn, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catull; welches bereits Vavaſſor,

und noch ein Gelehrter, *) ob schon nur an dem einzigen auf die Bildsäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum diese Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie gesagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewisse Einfalt, die sich mit dem zugespitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher schon erhellet, weil er, nach dem Riccius, **) die Priapeia allen andern Epigrammen dieser Art weit vorgezogen. Sondern er sahe lediglich auf die Sprache, die sich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des ciceronischen Zeitalters entferne. Wir wissen, was für ein Eiferer für die Sprache dieses Zeitalters er war, er, dem Politian und Erasmus viel zu barbarisch schrieben. Wenn er also ja die zugespitzten Schlußfälle des Martial zugleich mit verwarf, so geschahe es doch gewiß nur in so weit, als eben sie es sind, die von jener Lauterkeit sich zu entfernen, und jenem reichen Flusse von Worten zu entsagen, am ersten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, so bald sie nur einer altrömischen Diction fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man sehe das zwölfte, das siebzehnte, [illegible] zwei und vierzigste seiner Gedichte,

*) Remarques sur les Reflexions du P. Rapin, p. 699. Op. Vavassoris. — Observationes miscellaneae in Auctores v. et w. Vol. II. T. II. p. 208.

**) Barthol. Riccius de Imitatione lib. 1.

in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere ist auf sein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harnisch angelegt hatte, und schließt:

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriae quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geschmacke des Martial seyn, als dieser Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zusammen gepresset, und anstatt in vier Zeilen, nur in zweien würde gesagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag so gut seyn, als es will, ist doch wahrlich sehr prosaisch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr seyn, daß Naugerius ein so besonderer Verehrer des Catull gewesen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewissen den Musen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das ist, verbrannt habe. Aber es ist, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zusatz des Famianus Strada, daß diese Verbrennung dem Catull zu Ehren geschehen sey. Naugerius zeigt sich, in seinen Gedichten selbst, auch nur als einen sehr entfernten Nachahmer des Catull; er ist bei weitem kein Cotta, der, um eben diese Zeit, seinen Landsmann mit allen den offenbarsten Fehlern nachahmte, und besonders in der Rauhigkeit des catullischen Pentameters eine

Schönheit suchte, die nur für ganz eigene Ohren seyn kann. Zwar wenn Cotta dieses in dem Geiste that, in welchem es schon zu der Zeit des jüngern Plinius geschah: so habe ich nichts dagegen. Denn schon damals bediente man sich zu Rom der Schreibart des Catull, so wie jetzt französische Dichter sich der Schreibart ihres Marot dann und wann bedienen. Nicht als ob diese Schreibart noch jetzt die reinste und richtigste, und beste wäre: sondern bloß, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger sind, überhaupt aber Nachlässigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weise wagen dürfte. Facit versus, schreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus,*) quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam: et hoc, quasi Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es ist kein Wunder, daß uns von diesen Versen des Saturninus nichts übrig geblieben: wer sich nicht in der Sprache seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getrauet, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn sie auch nur die Muster in jeder Gattung aufheben soll; und es ist nichts mehr als Verdienst, daß der originale Martial, vor dem vollkommensten Nachahmer des Catull, auf uns gekommen ist; wenn es auch schon

*) Ep. 16. lib. 1.

wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sey.

(3.)

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wiederauffinder des Catull gemacht zu haben glaubte; und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht so völlig überzeugt bin, daß ich sie nicht wenigstens für geschickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es ist nicht eigentlich bekannt, wer es gewesen, der, bei allmähliger Herstellung der schönen Wissenschaften in dem funfzehnten Jahrhunderte, unsern Dichter wieder zuerst an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbarischem Lateine, und eben so räthselhaften Ausdrücken, das bestimmt gewesen, uns das Andenken dieses Mannes, und die nähern Umstände seines glücklichen Fundes, aufzubehalten. Dasselbe stehet vor mehr als einer der neuern Handschriften des Catull, die von dem ersten wieder aufgefundenen Manuscripte genommen zu seyn scheinen. Der jüngere Skaliger machte es, zu Anfange seines Kommentars über den Dichter, bekannt; wo es so lautet:

Ad patriam redeo longis a sinibus exul.
Causa mei reditus compatriota fuit.
Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen:
Quique notat cursum praetereuntis iter.

Quo

Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,
Quovis sub modio clausa papyrus erat.

So viel versteht man gleich, daß das Buch selbst, oder vielmehr der Dichter selbst, redend eingeführt wird, um uns zu sagen, durch wen, und von wannen, er aus d. Elende wieder in sein Vaterland zurückgekommen sey. Auch dieses ergiebt sich sogleich, daß solches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneser also, und aus einer sehr entfernten Gegend geschehen sey. Wenn nun Skaliger bloß hätte vermuthen wollen, daß diese entfernte Gegend vielleicht Frankreich gewesen sey: so möchte es hingehen. Allein er behauptet gerade zu, daß sie es wirklich gewesen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme selbst stehe. In Galliis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est. Gleichwohl ist es offenbar, daß die ersten zwei Zeilen dieses nicht besagen, und daß unter dem longis a finibus eben so wohl Deutschland, und jedes andere Land, verstanden werden kann, als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht; aber im geringsten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen; sondern bloß, um aus der Sprache dieses Landes ein Merkmahl anzugeben, aus welchem wir den Namen dieses Finders errathen sollen. Denn die Worte Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen, können unmöglich etwas anders heißen, als daß der

Name dieses Finders, dieses Kompatrioten des Catull, dieses Veroneſers also, auf welchen nur allein das cui sich beziehen kann, in der französischen Sprache a calamis hergenommen sey. Folgt aber hieraus, daß er sich darum nothwendig auch auf französischem Grunde und Boden müsse befunden haben, als er seinen Fund that. Möglich kann es seyn: nur aus diesen Worten fließt es nicht schlechterdings.

Es war sonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal seine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien sey diesem Lande bei Wiederherstellung der schönen Literatur sehr vieles schuldig, nicht zu verdenken, daß er, unter andern, auch dem Skaliger die in Frankreich geschehene Wiederentdeckung des Catull durchaus nicht einräumen wollte. *) Er merkte an, daß das nämliche Epigramm sich bereits auf einer alten gedruckten Ausgabe des Catull befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er sagt nicht, welchem Guarinus; und giebt auch diese alte Ausgabe selbst nicht näher an. Woher es also Herr Hamberger hat, daß Baptista Guarinus zu verstehen sey, kann ich nicht wissen. Nur so viel weiß ich, daß sich Herr Hamberger irret, wenn er diesen Baptista Guarinus selbst zu dem Wiederauffinder des Catull macht. **) Die-

*) Symbolarum epistolicarum XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo.

**) Zuverlässige Nachrichten Th. 1. S. 470.

ses hat Pignorius auch gar nicht sagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus sey; nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handele. Vielmehr unterscheidet er den Verfasser des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Kompatrioten und Erretter des Catull; und der Fehler, den er dabei begeht, ist nur dieser, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Skaliger zu viel sahe, er seines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nämlich, daß die Worte, a Calamis tribuit cui Francia nomen, weiter nichts sagen sollten, als daß der Wiederauffinder Franciskus geheißen habe. Und das ist augenscheinlich falsch: denn er soll ja nicht seinen Namen von Francia haben, sondern Francia ihm seinen Namen a Calamis beigelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlassen, zur Entschuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpungirt gelesen, als Skaliger. Nämlich so:

Scilicet a Calamis; tribuit Francia cui nomen.*)

„Was noch vorhanden ist (vom Catull nämlich) „hat Baptista Guarinus, aus Verona, in Frank„reich zuerst gefunden.

*) Zwar steht bei ihm selbst das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler.

Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui
Francia nomen,

Und so hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Bestimmung des longis a fluibus in der ersten Zeile gehalten; wonach die Worte: tribuit cui Francia nomen, für sich allein genommen, freilich nichts mehr sagen können, als er sie sagen läßt. Allein was wäre denn unter diesem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verstehen? Ich wüßte nicht; und sicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja sonst der ganze Streit zwischen ihm und dem Skaliger auf einmal entschieden wäre.

Ueberhaupt sieht man wohl, daß weder Skaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer solchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen; denn sonst hätte es ihnen ja wohl nicht schwer seyn können, die wahre Meynung zu erkennen, und einen Geschlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Französischen sich wirklich a calamis ableiten lasse. Angenommen nämlich, daß a calamis so viel heißen soll, als von Schreibfedern, welches es ohnstreitig heißen kann, und man nun sich erinnert, daß Schreibfedern auf Französisch Plumes heißen: was ist leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen solchen Geschlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß sie die Entdecker des

---

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) Codicem Catulli.

Catull gewesen wären? Allerdings; und wenigstens lebte um eben diese Zeit, das ist, in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medikus, Namens Bernardinus Plumatius: und was das Sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein gebornet Veroneser.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Popadopoli,*) und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen: eben so wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung, daß er es wohl selbst seyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medikus; sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte: so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen seyn. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr

*) Historia Gymnasii Patavini. T. II. p. 184.

merkwürdig, daß an einem von diesem Geschlechte beide Merkmale zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls Compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beigelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich dem ohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermuthung, gleich Eingangs, vor dem völligen Beifall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die: weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuscripte des Catull, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich, anstatt a calamis, deutlich und ungezweifelt a talamis, das ist, thalamis. Und da läge sie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn diese Lesart ihre Richtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen andern sein Glück versuchen lassen, und nur noch anmerken, daß besagtes Manuscript, auch sonst einiges nicht völlig so lesen läßt, als Skaliger gelesen hatte. In der vierten Zeile:

Quique notat cursum praetereuntis iter.

welche beim Skaliger keinen Verstand hat, stehet, anstatt cursum, turbae: und so scheinet doch einigermaßen ein Verstand von weitem herleuchten zu wollen. Doch diese bessere Lesart giebt auch schon

Fabricius,*) ohne zu sagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er sie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzusetzen für nöthig erachtete. Vielleicht also, daß Fabricius die alte Ausgabe selbst vor sich gehabt, auf die sich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunktion der dritten Zeile, welche dieser doch auch daher genommen zu haben scheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieset die dritte Zeile vollkommen wie Skaliger, und wie ich sie auch in dem wolfenbüttelschen Manuscripte finde. — Endlich hat dieses auch noch in der fünften Zeile, anstatt revocate, celebrate; und in der sechsten, anstatt clausa, causa. Wenn denn nur aber in den Zeilen selbst das geringste dadurch mehr aufgeklaret würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Distichon mir völlig unverständlich ist. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden: denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr; und wo sind die Scheffel anders, als in den Scheuren? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts Besseres zu sagen.

*) Biblioth. lat. T. 1. p. 53.

III.

Martial.

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bei den Griechen sowohl als bei den Römern gegeben, welche Epigrammen gemacht, aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen: daß er der erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgesondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verschiedenheit sind, als daß man sie noch alle hätte klassificiren können, oder wollen. Der Name selbst ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterschied beigelegt: Epigrammata, Idyllia, Eclogae, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere Plinius stellte es frei, wel-

che von diesen Benennungen man seinen poetischen Kleinigkeiten beilegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinschaftlichen Sylbenmaße überschrieben hatte. *)

Martial, wie gesagt, war der erste, der sich eine deutliche, feste Idee von dem Epigramme machte, und dieser Idee beständig treu blieb. So verschieden seine Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle seyn mögen: so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer innern Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste, haben ohne Ausnahme das Merkmahl, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nämlichen Klasse auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist.

Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten, der Zeit nach, gehöret: so ist er auch, noch bis jetzt, der erste, dem Werthe nach, geblieben. Nur wenige haben so viele Sinngedichte gemacht, als er, und niemand unter so vielen so viel gute; und so viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächsten kömmt, ist unser Wernike. Beider Reichthum ist fast gleich groß; nur daß man dem Reichthume

*) Lib. IV. ep. 14. Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto.

des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen: Wernike förderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schoße der Erde zu Tage. Wernike besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen: und dem Martial ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man schweige doch nur von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anders: seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläset er aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und poliren, ob es ein ächter oder unächter Stein ist; sie geben sich mit dem einen eben so viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feierlicher, gleich ehrlicher Miene bieten sie den unächten eben so theuer als den ächten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bei einem solchen eben so ernst, eben so würdig, eben so groß seyn: und nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes,

dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in diesem Punkte wäre nicht besser zu führen, als durch Gegenstellung neuerer Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nämlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben; wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martial — wer kennt es nicht? — ist dieses: *)

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
Et subtracta sibi quaereret arma dolor:
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit, et ardentes avido bibit ore favillas:
I nunc, et ferrum, turba molesta, nega.

Vortrefflich! ob schon nichts, als das historische Faktum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch berichtet, daß nämlich Porcia, nachdem sie die brennenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte." Freilich hat sie nichts weiter gesprochen, und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt

*) Lib. I. ep. 48.

uns denn, die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martial giebt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen; wie z. E. Raberus:*) dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnet hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine; und die Worte, I nunc et ferrum, turba molesta, nega! sind die Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bei der Handlung selbst gegenwärtig zu seyn, und ganz in dem Geiste der Porcia, der vereitelten Aufsicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bei dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für todt niederfiel, wäre es ein anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht, und hätte also selbst ein solches I nunc zu der lästigen Schaar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können; wie sie denn auch wirklich so etwas sagte.**) Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martial unmöglich einfallen. Und nun, nach-

*) Bei dem diese letzte Zeile Insultantis et irridentis Porciae victricis vox heißt.

**) Plinius ep. 16. lib. III. Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negafletis.

dem ich ihn von diesem angeschmitzten Flecke gereiniget, höre man seine Nacheiferer.

Der erste sey Markus Antonius Casanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen Epigrammatisten den allerersten, und zugleich den nächsten Platz nach dem Martial zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken! *)

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
An dux ad mortem non satis unus erat?
Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile so nachlässig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leser schon die ganze That der Porcia bekannt seyn muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaßen verstehen soll: sondern ich will bloß fragen, was wir bei dieser letzten Zeile, außer der dunkeln Andeutung der That, überhaupt denken sollen? Oder was hätte Porcia wohl selbst gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritischen Augenblicke solche Worte entfahren wären? Wie kam sie darauf, sich einem

*) Deliciae Poet. Ital. P. 1. p. 707.

Hause zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verstande heißen, in welchem es hier gebraucht seyn muß? — Doch diese Armseligkeit ist so vieles Ernstes nicht werth.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Casanova, versuchte auch Fauftus Sabäus sein Heil? und so: *)

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compescere luctum:
Igne exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe sich, unter allen möglichen Todesarten, gerade diese mit vielem Bedachte ausgesonnen? sie habe mit allem Fleiße die Wasser ihrer Betrübniß, nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, sondern lieber mit Feuer auftrocknen wollen? sie habe — Doch was ist leichter, als über so etwas zu spotten?

Ich eile zu einem dritten, dem Nikolaus Grudius: dem Bruder des zärtlichen Johannes Sekundus; leider nur einem leiblichen Bruder, und keinem Bruder in Apollo. — Aber sein Epigramm ist so lang — ich glaube, ich werde mit dem bloßen Schlusse davon kommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Versen betheuern, wie gern und wie unfehlbar sie

*) Deliciae Poet. Ital. P. II. p. 565.

ihm unverzüglich folgen wolle; und setzt endlich hinzu: *)

Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla,
Quae potius flagrans tela ministret amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von seinen eignen Pfeilen; besonders, wenn ihm von jenen vertauschten noch einer übrig ist. Oder, wenn es ja Feuer seyn mußte, warum nicht lieber seine eigene Fackel?

Es folget endlich Wernike; und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen lassen. Er hat zwei Sinngedichte auf die Porcia; beide ungleich besser als die Sinngedichte des Casanova, des Sabäus, des Grudius; aber beide doch noch unendlich unter dem Muster des Martial.

1. **)

„Man hört nicht Porcia vergebens sich beklagen,
„Noch daß dies edle Weib in Ohnmacht weibisch sinkt;
„Sie kann, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
„Und isset Feur, weil er aus Lethe Wasser trinkt.

*) Poemata trium fratrum Belgarum, p. 69.

**) Zweites Buch, S. 45.

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geschicke beugt,
„Die mit dem Tode weiß, wie Cato selbst, zu scherzen:
„Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
„Was für ein Feur in ihrem Herzen.

Ich hätte große Lust, nach dem Beispiele des Plutarch, elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen, und hinzuzusetzen: Wunder, wenn unter allen diesen frostigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloschen wären, und Porcia, anstatt Feuer, nichts als Staub hinunter geschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein Scurra de trivio war. Denn bei alle dem hat Muretus in seinen Epigrammen den Martial doch sehr oft nachgeahmt, und immer sehr unglücklich. Das einzige, worin er den alten Possenreißer übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des Muretus Gedichte heißen Juvenilia: und das kritische Urtheil fällte er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen; und sage über den poetischen Werth des Martial überhaupt nur noch das. Wenn Aelius Verus, welcher den Martial seinen Virgil nannte, weiter nichts damit sagen wollen, als daß Martial in seiner kleinen Dichtungsart eben das sey, wofür Virgil in seiner größern gelte; wie sich verschiedene Gelehrte die-

ses eingebildet: so hat sich niemand zu schämen, ebenfalls von so vornehmen Geschmacke zu seyn. Aber ohnstreitig wollte dieser Cäsar damit mehr sagen; und es hat nie an Leuten seines Ranges gefehlt, die eine lustige schmutzige Kleinigkeit in allem Ernste dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend eine Anstrengung, ihm nach zu empfinden, fordert. Sie überschätzen, was ihnen gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihnen gefallen sollte.

Höchstens ist eine dergleichen Ueberschätzung nur dem Verfasser selbst zu vergeben. Martial selbst mochte immer glauben, daß seine Epigrammen eben so viel werth wären, als anderer ihre Heldenlieder und Trauerspiele: *) denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man sich diese Sache selbst nicht geringfügig denkt. Man muß sie vielmehr unablässig als eine der ersten in der Welt betrachten: oder es ist kein Enthusiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Besonderes auszurichten stehet. Nur wehe dem Leser, der sich von diesem den Verfassern so nützlichen Selbstbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er selbst nicht wissen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig ist; und damit aufhören, daß er alles verachtet.

---

*) Lib. IV. ep. 49.

(2.)

Nichts hat dem Ruhme des Martial in den neuern Zeiten mehr geschadet, als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen, daß etwas ästhetisch schön seyn könne, wenn es nicht auch moralisch gut ist. Aber es ist doch auch so gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieses Gute nicht zugleich erkennet.

Diejenigen meynten es daher noch immer sehr treu mit ihm, die lieber alle seine juckenden, kranken, ansteckenden Theile ausschneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unschuldiger und mit einer zartern Stirne begabter Leser verbannet wissen wollten. Ramires de Prado mußte nicht klug im Kopfe seyn, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer so guten Absicht so übel mitspielen konnte. Ein anderes wäre es gewesen, wenn das Ausgeschnittene zugleich vernichtet worden; oder wenn noch jetzt leicht zu besorgen stünde, das was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entschuldigung des Martial über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meynen, daß nichts dawider einzuwenden sey, sie noch nicht einmal so weit ausgedehnet, als sie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich ist, daß ein reines Le-

ben bei so unreinen Gedichten bestehen könne; noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen soll. — Nicht so wohl um ihrer Meynung überhaupt beizutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verständnisse des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein Paar Anmerkungen niederschreiben.

1. Wenn man von je her, so wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, also auch denen, welche sich der Besserung des sittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen, und sich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlstand, außer dieser Absicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Gesichtspunkte eines der letztern zu betrachten. Augenscheinlich wenigstens ist es, daß er die Absicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüsten anzupreisen, deren bloße Benennungen bei ihm uns schon so viel Abscheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geschieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavassor im geringsten nicht gedacht haben, der ein gewisses Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martial gerade am meisten zu finden glaube, so ansieht, als ob sich der Dichter selbst dadurch das Urtheil gesprochen. Es ist das drei und vierzigste des zwölften Buchs, an einen nicht ganz schlechten Poeten, dessen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus:
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae, figurae;
Quales perditus audeat fututor;
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavassor erkennet in diesen Versen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen sie am muthwilligsten unter die Füße getreten werde. Wenn sich unter dem Sabellus, sagt er, Martial nicht selbst meynet: so prallet doch der Pfeil, den er gegen dieses sein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.*) — Ich kann mich dessen schwerlich bereden. Denn auch der unbesonnenste Schriftsteller nimmt sich vor dergleichen Selbstverdammungen wohl in Acht. Viel-

*) Cap. XI. — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se, et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. Facundos mihi de libidinosis etc. Est hoc Epigramma Martialis scriptum in Sabellum

mehr muß Martial von seinem freiesten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu seyn geglaubt haben; und ich meyne, er hätte diesen abführen können, wenn er sich der Retorsion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?" hätte Martial sagen können; „ich mit dir, Sabellus, in gleicher „Schuld? Ich, der ich nichts sage, als was täglich um und neben mir geschieht; der ich es höchstens nur eben so ohne Scham sage, als es geschieht; der ich es aber auch so ohne Scham sagen „muß, wenn es ein Brandmahl für den werden „soll, von dem ich es sage: was habe ich mit dir „gemein, der du zu den Lüsten, die ich durch das „Lächerliche so gut zu bestreiten suche, als sich etwas Strafbares durch das Lächerliche bestreiten „läßt, der du zu diesen Lüsten mit aller möglichen „verführerischen Beredsamkeit anreizest. Dieses „anreizen, diese Erweckung der Begierden ist es, „was ich eigentlich an dir verdamme, und mich auf „keine Weise trifft: nicht die nackten schamlosen „Worte, die ich freilich eben so gut brauche, als „du; aber zu einer andern Absicht, als du. So „gar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieser „Worte weit mäßiger, weit bescheidener bist, als „ich. Aber, guter Freund, im Grunde ist das desto schlimmer. Es zeigt, daß du dein Handwerk „recht wohl verstehest, welches eins von denen ist,

---

nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant, atque in caput jacientis recidant.

„die einen Menschen um so viel schlechter machen,
„je vollkommner er darin wird. Du magst es bald
„weggehabt haben, daß sich die Begierden bei dem
„Verfeinten, Versteckten, welches mehr errathen
„läßt, als ausdrückt, weit besser befinden, als bei
„dem plumpen Geradezu. Darum allein vermeidest
„du dieses, und verschwendest an jenes so viel Witz
„und Blumen. Bei Leibe nicht, daß du jemanden
„Röthe in das Gesicht jagen solltest! Röthe ist
„Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit ist nie ohne
„Unwillen oder Furchtsamkeit. Wie taugten diese
„in deinen Kram? Lieber umgehest du diese Vor-
„posten der Zucht so weit, so leise, als nur mög-
„lich. Du schonest der Schamhaftigkeit deiner Le-
„ser, um sie unmerklich gänzlich darum zu bringen.
„Ich beleidige sie dann und wann; aber es ge-
„schieht, um sie thätig und aufmerksam zu erhal-
„ten. Immer nenne mich einen ungeschliffenen,
„groben Spötter; einen ekeln Possenreißer, wenn
„du willst. Wer wird nicht lieber ein Spötter seyn
„wollen, als ein Verführer? nicht lieber ein Pos-
„senreißer, als eine listige, gleißende, maulspitzende
„Hure? Frage bei dem Didymus nach, wessen
„Gedichte seine Mädchen am liebsten lesen? ob mei-
„ne, oder deine? welche von beiden sie ihren zau-
„dernden oder entkräfteten Buhlern vorsingen? mit
„welchen von beiden er sie selbst in dem Geschmacke
„ihres Berufs erhält? Dich allein kennen sie; du
„allein liegst auf ihren schmuzigen Nachttischen.
„Ganz natürlich! Denn ich schlage, und du kitzelst.
„Zwar, höre ich, soll es auch eine menschliche Gat-
„tung von Waldeseln geben, deren dicke Haut mei-
„ne Schläge selbst zu Kitzel macht. Aber wer fragt

„nach der? An der ist nichts zu bessern, und nichts „zu verderben; und wenn es meine Schläge nicht „sind, welche ihr juckendes Fell krauen, so ist es „der erste der beste Eckstein ꝛc.“

Man wird leicht sehen, warum ich in dieser Rede, welche ich dem Martial in den Mund lege, den Sabellus weit weniger strafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedichte erscheinet. Denn es versteht sich von selbst, wenn Martial gegen den allerfeinsten Sabellus, gegen jeden Sänger der unschuldigern Wollust, sich auf diese Weise vertheidigen kann, so wird er seine Sache, aus eben den Gründen, um so viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehischen Sabellus gewinnen müssen. Es kömmt unter beiden Theilen, wie gesagt, nicht auf die bloße schamlose Erwähnung unzähliger Gegenstände an, durch welche meistens nur eine Anständigkeit beleidiget wird, die sich mehr von gesellschaftlichen Verabredungen, als unmittelbar aus der Natur des Menschen herschreibet: sondern es kömmt auf die anlockenden Sophistereien an, mit welchen man solche Gegenstände ausrüstet; auf die Anreizung zu Lüsten, zu welchen ohnedies schon so vieles in der Welt anreizet; auf die Erweckung solcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigstens ist der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht sehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martial keiner weitern Ausflucht

bedürfte. Und doch bedarf es einer noch sehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Last fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und spottet, sondern von sich selbst redet, für sich selbst wünschet und fodert. Was sich für diese sagen ließe, wenn es darauf abgesehen wäre, den Martial von dem Verderbnisse seiner Zeit so wenig als möglich angesteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht Folgendes.

Es ist falsch, daß der epigrammatische Dichter alles, was er in der ersten Person sagt, von seiner eigenen Person verstanden wissen will. Kürze und Rundung, welches so nothwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nöthigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz noch sein Verstand Theil nimmt. Daß dieses auch dem Martial begegnet sey, daß auch Martial hieraus sich kein Bedenken gemacht habe, ist sehr glaublich; und ein unwidersprechliches Beispiel haben wir an dem sechsten Epigramme des ersten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das Epigrammata nobis:
Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer ist hier die erste Person? der Dichter? Nichts weniger: der Dichter ist vielmehr gerade der, mit welchem jene erste Person spricht. Der Kaiser Domitianus selbst ist es, welchen Martial so redend einführet, ohne uns weder in dem Gedichte noch in der Aufschrift den geringsten Wink davon zu geben.

Was er also hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfter unterlassen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen, nicht Martial selbst, sondern ein Freund und Bekannter desselben, sprechen?

Martial bekennt ohnedies, daß er nicht immer aus eigener Willkühr gedichtet. Er ließ sich auch wohl den Gegenstand zu einem Epigramme aufgeben; denn er beklagt sich gegen einen gewissen Cäcilian, daß er ihm so ungeschickte Gegenstände vorlege, über die es ihm nicht möglich sey, einen gescheidten Einfall zu haben *)

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi, vel Hymettia nasci,
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn so ein Cäcilian über den und jenen, über dieß und das, ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiste desselben gemacht haben? Wird er es ihm also auch nicht selbst in den Mund gelegt haben?

Allerdings ist durch diese Wendung gewissermaßen von dem moralischen Charakter des Martial nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig seyn könnte. Aber wenn der Dichter so schlimm nicht war, als sein Buch: wird denn darum auch das

*) Libr. XI. ep. 48.

Buch im geringsten besser? Gewiß nicht. — Doch dieses, gegen Tugend und Wohlstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu seyn scheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von sich selbst versichert, desto wahrscheinlicher zu machen. Es verlohnet sich also der Mühe, sie, ohne Rücksicht auf diesen Punkt, durch einige Beispiele mehr zu erhärten; und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, sondern Domitianus spricht, aber doch mit dem Dichter spricht. Aus diesem Umstande, dürfte man meynen, verstünde es sich von selbst, daß die erste Person darin nicht der Dichter seyn könne; aber eben dieser Umstand müsse sich dann auch bei den andern Beispielen zeigen, von welchen sich das nämliche verstehen solle. Das ist: man dürfte die Anmerkung, nach Maßgebung dieses Musters, nur von solchen Epigrammen wollen gelten lassen, die der Dichter an sich selbst überschrieben.

Was ich nun hierüber zu sagen habe, wird zusammen auf nichts Schlechteres hinauslaufen, als auf eine Untersuchung über — die Frau des Martial. Hat Martial, während seines vier und dreißigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte

war sie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt: sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiser das Jus trium liberorum erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren, so machte er an seine Frau folgendes Epigramm:*)

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau verstehet Spaß, und weiß wohl, daß man so was derjenigen gerade am ersten sagt, die man am ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernst aufgenommen. Sie sind nur unter sich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich verstanden habe. Ob er bloß damit sagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?" Oder ob er ihr die völlige Ehescheidung damit ankündiget? Oder ob er ihr gar damit den Tod ge-

*) Lib. II. ep. 92.

wünscht,*) wenn sie nicht selbst schon so klug gewesen, sich dazu zu entschließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor überhaupt nur heißen sollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu soll mir nun eine Frau?" Mich dünkt, die Worte leiden diesen Sinn: und beweisen zu können glaube ich, daß das Jus trium liberorum auch wirklich unverehlichten ertheilet worden.

Aber freilich, Martial gedenkt seiner Frau noch weiter. Er sagt von ihr, was man nun freilich von seiner Frau eben nicht einem jeden auf die Nase bindet: **)

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau, und der häßliche Mann! Was konnte sie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch sonst eine so gesetzte, so ehrbare, und in dem Ehebette selbst so keusche Matro-

---

*) Funcciusde imminenti latinae linguae senectute p. 212. Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

**) Lib. III. ep. 92.

ne! Sie war ihm nur zu keuſch, worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt.*)

Uxor vade foras, aut moribus utere nostris!
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. —
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo ſcheinet ſie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial ſelbſt von ihr verlangte.**) Aber doch nur alles aus aufrichtiger, inbrünſtiger Liebe gegen ihren Mann; ne vagus a thalamis conjugis erret amor: ſo daß es kaum zuſammen zu reimen ſtehet, wie eine, ihrer Gemüthsart nach ſo ſittſame, und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann ſo nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne ſelbſt hat verlangen können?

Ich bin unbeſorgt, daß die, welchen Martial ſchlechterdings zu Rom ſoll verheirathet geweſen ſeyn, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der erſten Perſon bei ihm die Rede iſt, ſeine eigene darunter verſtehen, nicht auch noch weit widerſprechendere Nachrichten von ihr ſollten zu vergleichen wiſſen. Aber begierig wäre ich zu hören, was ſie zu denjenigen Epigrammen ſagen, in welchen ſich Martial mit eben ſo klaren Worten für

*) Lib. XI. ep. 105.

**) Lib. XI. ep. 44.

unverheirathet ausgiebt? Denn dieſes thut er do wohl, wenn er z. E. jene güldene Heirathsregel ertheilet? *)

Uxorem quare locupletem ducere nolim,
Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
Non aliter fuerint foeminae virque pares.

Oder wenn er die Urſache angiebt, warum er die Theleſina nicht heirathe, und warum er ſie dennoch wohl heirathen möchte? **)

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
Moecha est — — — — — —

Wollen ſie wohl ſagen, daß man die Zeiten unterſcheiden müſſe, und daß Martial damals wohl könne Witwer geweſen ſeyn? oder wollen ſie lieber ſagen, daß hier Martial in eines andern Namen ſpreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigſtens eins von beiden, hier oder dort: warum nicht überhaupt an mehrern Orten? — Und das war es nur, worauf ich ſie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich ſonach weder für, noch wider die Frau des Martial aus den angeführten Epigrammen etwas zu ſchließen: ſo iſt es doch wahrſcheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, ſon-

*) Lib. VIII. epigr. 12.

**) Lib. II. epig. 49.

dern daß er sich erst in Spanien verheirathet, als ihn Verdruß und Mangel in seinem Alter wieder dahin zurück brachten. Hier erst fand er eine liebenswürdige Person, die es sich gefallen ließ, noch so spät sein Glück zu machen. Dieser erwähnt er daher auch erst in dem zwölften Buche, welches er in Spanien schrieb; und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit so individuellen Umständen, daß man wohl sieht, da allein sey es ihm Ernst gewesen, von seiner wirklichen Frau zu sprechen.*) Er sagt von ihr unter andern auch, daß sie nie in Rom gewesen: und also hatte er sie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er dem ohngeachtet mit ihr schon verheirathet gewesen, und die ganzen vier und dreißig Jahre, die er dort zubrachte, sie in Spanien allein sitzen lassen, das hieße ja wohl etwas sehr Unwahrscheinliches annehmen, um etwas sehr Wahrscheinliches zu leugnen.

(4.)

In eine ähnliche Untersuchung anderer Lebensumstände des Dichters, will ich mich nicht einlassen. Ich möchte nach dem Masson, dessen Schrift mir eben nicht bei der Hand ist, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu sind das wahre Leben eines Dichters, seine Gedichte. Das was von diesen zu sagen ist, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben: und die wichtigsten Nachrichten von einem alten Verfasser sind nur in so weit wich-

*) L. XII. ep. 21. 53.

tig, als sie seinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig ist, brauche ich nicht zu sagen. Wenn einiges, was seinen Namen jetzt führet, nicht von ihm seyn sollte: so vermissen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verstehe unter diesem vornämlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Existenz ich nicht sehe, warum Nik. Antonio*) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch so ausdrücklich in dem hundert und vierzehnten Epigramme des ersten Buchs.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
Male collocare si bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weise die noch vorhandenen Epigramme, oder irgend ein einzelnes Buch derselben, gemeynt seyn. Denn ob der Dichter auch schon von diesen, an mehr als einem Orte, eine sehr bescheidene Meynung äußert: so konnte er sie doch so weit nicht herunter setzen, noch weniger das für unreife Früchte seiner poetischen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren so ernstlich beschäftiget finden.

Der

*) Bibl. Hisp. vetus, p. 65.

Der Quinktus Pollius Valerianus, von dem Martial sagt, daß er den gänzlichen Untergang dieser verworfnen Kleinigkeiten noch hindere, war also derjenige, welcher sie zum Verkauf abschrieb, oder für seine Rechnung abschreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus ist es schon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede seyn kann; denn der Buchhändler, welcher diese verkaufte, hieß Atrektus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unsers Martial so geflissentlich hier gedenke, ist eigentlich dieses die Ursache: weil ich einen Einfall über sie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht schon mehrere gehabt haben. Ich glaube nämlich, daß sie nicht so ganz untergegangen, sondern verschiedene derselben noch übrig sind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiast des Juvenal führt eine Stelle aus dem Martial an, die sich jetzt bei ihm nirgends findet. Allerdings haben wir sonach den Martial nicht ganz, aber darum auch seine Epigrammen nicht ganz, wie Skriver argwohnet?*) Warum könnte diese Stelle nicht eben in den Jugendgedichten gestanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu seyn glauben? Doch wenn gerade nur diese davon übrig wäre: so wäre es freilich so viel als gar nichts.

---

*) Animad. in Spectac. p. 28.

Das Mehrere, worauf ich ziele, sind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius seine Ausgabe des Martial vermehrte. Er fand sie in einer Handschrift der bodlejanischen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß sie in dieser Handschrift an eben den Orten eingeschaltet waren, an welchen sie in seiner Ausgabe vorkommen.*) Es giebt nur wenig spätere Herausgeber des Martial, die sich diese Einschiebsel so völlig gefallen lassen. Am ungestümmsten aber stieß sie Skriver wieder aus; und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schlusse seiner Ausgabe den Platz vergönnte, ne aliquis ex fungino genere ea desideret. Es ist eine Lust, ihn schimpfen zu hören: Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo Musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.

Wer giebt auf solche kritische Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er sich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geschmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geschehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Nase des

*) Nämlich IV. 78. VII. 99. 100. 101. XII. 79. 101. 102. 103.

Skriver eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß sie Schweine und Hunde recht gut zu unterscheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen sie in den streitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Nase, als Nase, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Nase mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Nase empfinden kann? Wer hieß Skriver, mit der sinnlichen Empfindung sogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial durchaus nicht lassen will, gar nicht sehr witzig sind, daß sie auch nicht immer in einer so guten Sprache geschrieben sind, als man von Schriftstellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß sie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfasser in seiner Jugend, in seiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken seines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich sieht? So lange man noch unter sich selbst ist, ist man um so viel mehr auch unter seiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpossen des Martial, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: sonst wüßte ich gar nicht, warum er sich ihrer sollte geschämt haben? Verhält sich dieses aber so: warum sollte es nicht möglich seyn, daß ein Liebhaber einige derselben, die ihm noch am besten gefallen, in sein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum sollte es nicht glaublich seyn, daß eben da-

her Ein Manuscript Zusätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß ist es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuscripts immer glaubwürdiger in solchen Dingen ist, als der kahle Machtspruch eines Kritikus, der sich auf nichts als auf seine Nase beruft.

Damit ich jedoch nicht scheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen: so will ich anführen, daß es vor und nach Skriver auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilet haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel auser opes.

elegans et poeta dignum. Und Barth*) sagt von einem andern:

*) Advers. lib. XXIII. cap. 6.

De Milone.

Milo domi non est; peregre Milone profecto
Arva vacant: uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam:
Quo fodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es schon selbst für kein Werk des Martial erkennet, erudita tamen hujus Epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse etc. Wenigstens, wo ist das Mönchmäßige in diesen zwei Proben? Und was haben sie, das schlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte geflossen seyn, welcher noch keine Verse machen kann, sondern sich erst im Versemachen übet? Eben das gilt von den übrigen sechsen; sogar das allerschlechteste In Ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindische Versuch eines Epigrammatisten, auch aus einer Zeit seyn kann, in der der mittelmäßigste Dichter eine weit bessere Sprache hatte. Denn, wie ich schon erwähnt, der übende Schüler ist weder seinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbesondere ähnlich, wozu er selbst mit den Jahren gelangte.

Keinesweges aber will ich in dieses gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeschlossen wissen, mit welchen Skriver selbst die Zusätze des Junius vermehrte. Denn in diesen herrscht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römischer Knabe, von noch so wenig Erziehung, haben konnte. Dazu sehe ich auch nicht, daß Skriver sie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter

dem Namen des Martial angeführt gefunden. Er sagt bloß, daß es Epigrammen sind, die er aus alten Pergamenen, besonders aus alten Glossariis, zusammengeschrieben habe: und dieses hätten die neuern Herausgeber des Martial nicht aus der Acht lassen sollen, welche sowohl jene authentischeren Zusätze des Junius, als diese weit verfänglicheren des Skriver, ohne Unterschied Martiali afficta genannt, und ihrem Autor beigefüget haben.

Weit eher könnte ich jetzt selbst jene bessern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer sehr alten Handschrift genommen ist, die eine große Anzahl meistens noch ungedruckter Epigrammen verschiedner lateinischer Dichter enthält. Ich meyne das bekannte Manuscript, welches Salmasius vom Joh. Lakurnäus bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahret wird. Von einem Theile desselben hat Gudius eine Abschrift genommen, die sich unter seinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet; und in dieser sehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es sonst schon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
Sed medium vitae temperet illa gradum,
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieses, meyne ich, könnte sich gar wohl aus seinen Jugendgedichten herschreiben, da es nichts

als eine feine moralische Gesinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß sie zu einem Epigramme hinlänglich sey.

Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedies schon aus den Jugendgedichten des Verfassers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden; und dieses in so frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn sie nach und nach in alle Handschriften gekommen. Wenigstens, wenn Martial zu Ende seines ersten Buchs sagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieses erste Buch aber jetzt nicht hundert, sondern hundert und neunzehn Epigramme enthält: so ist es so gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob sich wirklich neunzehn fremde mit eingeschlichen. Dem letztern Falle zu Folge dürfte ein Archetypon,*) oder eine von dem Dichter selbst durchgesehene und verbesserte Abschrift, der strengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebt, welches wider seinen Willen mit verschiedenen sehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr zuvorgekommen war.

*) Lib. VII. ep. 10.

(5.)

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martial zu verkaufen hatte, Quinktus Pollius Valerianus hieß; daß aber die Epigrammen nicht bei eben demselben, sondern bei einem andern, Namens Atrektus, zu finden waren, wie der Dichter selbst zum Schlusse des ersten Buches anzeigt.*) Wenn ich nun hinzusetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon, (der nämliche, durch den Quinktilian sein Werk ausgehen ließ) besonders die Xenia und Apphoreta desselben gehabt zu haben scheinet:**) so sollte man fast vermuthen, daß auch schon damals jeder Buchhändler seine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, besessen, und nicht die ersten die besten abschreiben lassen, die ihm vor die Faust gekommen, und auf die sich ein anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewissenhafter unter sich gewesen seyn, als manche ihrer theuern Nachfolger jetziger Zeit zu seyn pflegen. So gar hat es das Ansehen, daß sie bei einem Buche, welches starken Abgang hatte, sich über die verschiedenen Formate von Abschrift verglichen; so daß der eine die großen Abschriften für die Bibliotheken, und ein anderer die kleinen portativen Abschriften besorgte. Ich glaube dieses deutlich in einem Epigramme zu sehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einzi-

*) Ep. 118.

**) Lib. XIII. ep. 3.

ger Ausleger gehörig verstanden hat. Es ist das dritte des ersten Buchs.

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
Et comites longae quaeris habere viae;
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis, et erres
Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieses Epigramm setzen, Ubi libri venales, erschöpft den Sinn desselben bei weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo seine Sinngedichte überhaupt zu kaufen; sondern wo eine besondere Art von Abschrift derselben zu bekommen: nämlich eine solche, die sich bequem auf der Reise mitführen läßt; eine Ausgabe in Taschenformate: dieses erhellet aus den ersten zwei Zeilen unwidersprechlich. Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis ist der Gegensatz von magnis; welches letztere nicht von jedem großen Werke, sondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verstehen, die aufgerollt wurde: da hingegen das erstere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerschnittenen, oder bloß über einander gefalzten Blättern bestand; nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieser gab sich der Freigelassene des Sekun-

dus Lucensis ab: denn, wie gesagt, die größere Ausgabe besorgte Atrektus, und vielleicht auch außer ihm Tryphon,*) weil einer allein ohne Zweifel sie nicht bestreiten konnte.

Daß alle diese Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martial sehr gut fuhren, ist begreiflich, da er in Rom und außer Rom so allgemein gelesen ward. Sie ließen sich die Exemplare auch theuer genug bezahlen; und ich finde, daß der Dichter selbst dem Tryphon darüber einen Stich giebt.**)

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Constabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für sein Theil von dem Gewinnste etwas abbekommen, will ich dem zu untersuchen überlassen, welcher Lust hat, die Alterthümer der Autorschaft umständlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der sich durch diese Arbeit unsterblich machen will, daß er sich vom Skriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martial weis machen läßt;***) nämlich den Pompejus Auktus, von welchem das funfzigste Epigramm des siebenten Bu-

*) Lib. IV. ep. 72.

**) Lib. XIII. ep. 3.

***) Animadvers. in Epigr. lib. I. p. 37.

ches redet. Es ist klar, daß dieser Auktus ein Rechtsgelehrter war, und ganz andere Geschäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martial auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun; und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichsten auswendig, so daß ihm keine Sylbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, sie den Leuten vorzusagen.

Sic tenet absentis nostros, cantatque libellos;
Ut pereat chartis litera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Skriver einkommen können, einen solchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

(6.)

Der Stellen sind ziemlich viele, wo nach meiner wenigen Einsicht die Ausleger den Martial insgesammt mißdeuten. Am gewöhnlichsten geschieht es da, wo von Werken der Kunst die Rede ist, oder gewisse kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die sie mit ein wenig Scharfsinn aus dem Dichter selbst hätten errathen können, deren Erläuterung sie aber lieber in andern Schriftstellern, eben so mühsam als vergeblich, aufsuchen wollten. Damit ich dieses nicht ganz ohne Beweis gesagt habe: so will ich nur ein Paar Beispiele anführen.

1. Eins von der letztern Art sey das zwölfte Epigramm des ersten Buches, welches He-

raldus unter die allerdunkelsten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Jam defecisset portantes calda ministros,
Si non potares, Sextiliane, merum.

Die ältesten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege sumptutaria verstehen wollen, die einem jeden Römer nach seinem Stande vorschrieb, wie viel er höchstens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe: doch das ist längst widerlegt. Denn daß sich Sextilian keiner Unmäßigkeit in seinem Hause, an seinem eigenen Tische, sondern im Theater schuldig machte, erhellet aus dem zweiten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog: *)

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque
Solus: aqua toties ebrius esse potes.
Nec concessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis,
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis.
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
Egerit et nigros Massica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

*) Lib. I. ep. 27.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie gesagt, war es also, wo Sertilian fünfmal mehr des kostbarsten Weines in sich goß, als für ihn allein, und einen seines gleichen, bestimmt war. Wie nun das? Es ist bekannt, sagen die Ausleger, daß die Kaiser auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen; welche Sportulae entweder in wirklichen Erfrischungen bestanden, oder in Gelde gegeben wurden, wofür sich jeder bei denen, welche Erfrischungen im Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geschehen, meynen sie einmüthig, sey klar: denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen; nämlich quinque numismata. Nur darüber sind sie nicht völlig einig, was diese quinque numismata nach andern Münzsorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher sie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, ist bei dem Skriver schlecht weggekommen, welcher ihm über diese manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem trefflich den Text lieset, und augenscheinlich darthut, daß sie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, sondern hundert und sechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten soll, nicht eben so wohl ein Denarius oder Viktoriatus darunter verstanden werden könne: sondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque

numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sexilian deren eins oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von andern verlangen? und wer wäre so ein Thor gewesen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen besser anwenden können, wenn er es schon nicht selbst vertrinken wollen, oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieses ist gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigsten bekümmert: nur daß einige die Missilia in der Angst herbei ziehen, damit sie wenigstens nicht ganz verstummen dürfen. Doch ich will mich bei einzeln Widerlegungen nicht aufhalten, sondern kurz sagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es ist falsch, daß die fünf Numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldstücke waren; es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die sie bei dem Eingange, oder vorher, erhielten, und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolget ward. Mit einem Worte, es waren Tesserae; und so wie es Tesserae frumentariae, olearіae, coenariae, nummariae gab,*) warum sollte es nicht auch Tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß;

*) Torentius ad Suet. Aug. c. 41.

die quinque numismata waren quinque tesserae vinariae, und dieses ist der einzige wahre Schlüssel zu beiden Epigrammen. Solche Tesserae galten außer ihrer Bestimmung nichts; und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen sollte, besaß an ihnen auch weiter nichts. Dieses allein macht es begreiflich, wie man im Theater so freigebig damit seyn konnte. Warum sollte man einen andern nicht darauf genießen lassen, was man selbst nicht genießen mochte? Hätte sich Sextilian nur seiner Unmäßigkeit nicht zu schämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von seinen Bekannten ohne Scham fordern können. Zu mehrerer Bestärkung dieser meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldstücke gebraucht wird, und daß das Wort tesserae nach keiner Abänderung in das elegische Sylbenmaß geht, wodurch allein schon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweiten Beispiele wähle ich das ein und funfzigste Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunstwerke die Rede ist: nämlich von einem kostbaren Trinkgeschirre, welches der Dichter von dem Rufus geschenkt bekam, und das er daselbst folgendermaßen beschreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
Mentoris haec manus est, an, Polyclete, tua?

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo,
Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus; sic alligat orbem,
Plurima cum toto lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
Palladius tenero lotos ab ore sonat.
Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
Non grege de domini sed tua, Ceste, manus. —

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeschirr benennet habe, war eigentlich eine Schale mit einem ganz runden Boden, so daß sie auf diesen Boden nicht stehen konnte, sondern auf den Rand umgestürzet werden mußte, wenn sie ruhig liegen sollte. Das ist die Beschreibung wenigstens, die uns Athenaeus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionysius Thrax von einer Phiala macht:*) κατα τον πυθμενα μη δυναμενη τιθε-
σθαι.

*) Lib. XI. p. 501. edit. Dalech.

σθαι και ἐρειδεσθαι, ἀλλα κατα το ϛομα. Es war also ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen; ein Becher, der gleichsam selbst berauscht ist, und auf seinem Fuße nicht stehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeschirres ist mir es jetzt zu thun, sondern lediglich um die Materie desselben. Ich frage: woraus bestand es? Die Ausleger, so viel ich deren nachgesehen, — das ist, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf, wie aus Einem Munde, daß sie von Gold gewesen sey, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheißen. Doch dieser Uebereinstimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meynung, ob ich gleich gern gestehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den ersten Anblick, die wahrscheinlichere zu seyn scheinet, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn sie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieser Worte und Ausdrücke ist es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längst nicht mehr vorhandenes Geschirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es sonst sehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder wer weiß was? gewesen.

Ich sage also, die Trinkschale unsers Dichters war nicht von Gold, sondern aus einem kostbaren Steine geschnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vor erst zu erweisen, daß es wirklich Trinkschalen aus kostbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmasius zwar, sollte ich es fast nöthig haben. Denn dieser hielt sich, zum-

lich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaßen von Silber gewesen, für berechtiget, in dem Lampridikus eine Stelle zu ändern,*) in der außer ihm wohl sonst kein Mensch etwas zu ändern hätte finden sollen, und Phialas senas in eben so viel Maulesellinnen zu verwandeln. Doch bei dem allen leugnet er es selbst nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile für Zeile erwogen.

Die ersten zwei, in welchen der Dichter den Meister seiner schönen Schale errathen will oder zu wissen verlangt, sollen mich dadurch nicht irre machen, daß sich von dem Mys, den Myron, und dem Mentor nur Werke in Erz oder Silber angeführet finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erz gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigstens finden sich, eben so wohl Werke in Stein als in Erz, bei alten Schriftstellern genannt. Wenn also schon diese Zeilen nichts für mich beweisen, so bin ich doch auch ganz ruhig, daß sie im Grunde nichts gegen mich beweisen können. Vielmehr ist es billig, daß sie sich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweite und dritte nun:

Livescit nulla caligine fusca, nec odit.
Exploratores nubila massa focos;

*) Cap. 4. vitae Alex. Sev.

wie ist es doch immer möglich, daß man die vom Golde verstehen kann? Wie kann Gold nubila massa heißen? Wie kann man vom Golde sagen, daß es nulla caligine fuscum sey. Wie kann man sagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu scheuen habe? Nubila massa kann schlechterdings nur von einer Masse gesagt werden, die weder ganz undurchsichtig noch ganz durchsichtig ist; nur von einer Masse, durch die wir die Gegenstände gleichsam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornsteine in ihren klaren Stellen sind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch so unscheinbar aus der Kapelle kömmt, so ist es doch gar bald poliret, und Farb und Glanz werden an einer Stelle, wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er sein Gefäß nicht am längsten will gehabt haben? Hat man denn sonst kein Mittel zu erforschen, ob das Gold lauter und rein, oder mit Zusatz verfälscht sey? So wenig alle diese Ausdrücke aber auf das Gold passen, so vollkommen passen sie hingegen auf eine schöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es fast ganz undurchsichtig ist. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß sie die Probe des Feuers nicht zu scheuen hat. Denn es ist gewiß, daß eine wahre edle Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann, als irgend eine Komposition. Und dessen, daß die Masse der Schale keine Komposition, sondern ächter natürlicher Stein sey, konnte

der Besitzer auch höchstens nur versichert zu seyn verlangen; wie auch sich wirklich versichern, wenn er sie mit der gehörigen Behutsamkeit einem Feuer ausstellte, dem keine Komposition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerstand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführerischste:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt sich: was sind hier die vera Electra? Ist das eigentlich sogenannte Erdpech, der Bernstein, das Succinum, und wie es sonst heißt, damit gemeynet? oder sollen wir die Art Goldes verstehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechischen Namen des eben so blaßgelben Bernsteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, sagen sie, auch von diesem Electrum gab es zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen sich deshalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden ist.*) Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieser zweiten nachgemachten Sorte, meynen sie, sey die Schale gewesen; und Martial habe in den Worten, Vera minus flavo radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß sie demohngeachtet an der er-

*) Nat. Hist. lib. XXXIII. c. 4.

Forderlichen Farbe dem natürlichen Electrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen gewesen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl ist es so viel wie nichts. Denn man sage mir doch nur, wie es möglich ist, dem Golde, welches ein Fünftheil Zusatz von Silber hat, es anzusehen, daß es diesen Zusatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunst ertheilet worden? Man sage mir doch nur, woher zwischen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringste Unterschied kommen könne? Feines Gold ist feines Gold; und ein Fünftheil Silber ist in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger, als in den Händen der Kunst. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die eine inniger vermischen könne, als die andere; da sich die Natur selbst keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunst von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Electrum, dem Golde, welches die Natur selbst mit einem Fünftheil Silber vermischt hat, eine Eigenschaft zuschreibt, die er dem künstlichen Electrum sonach abspricht, weil er sie namentlich nur jenem beileget. Quod est nativum, sagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht sehr wahrscheinlich seyn, wenn sie auch schon nicht, durch die ungereimte Unterscheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterscheiden ist, noch unwahrscheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth sind: denn kurz, vera electra sind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernstein, wahres Electrum; und nicht jene bloß sogenannte Mischung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bern-

der Besitzer auch höchstens nur versichert zu seyn verlangen; wie auch sich wirklich versichern, wenn er sie mit der gehörigen Behutsamkeit einem Feuer ausstellte, dem keine Komposition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerstand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführerischste:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt sich: was sind hier die vera Electra? Ist das eigentlich sogenannte Erdpech, der Bernstein, das Succinum, und wie es sonst heißt, damit gemeynet? oder sollen wir die Art Goldes verstehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechischen Namen des eben so blaßgelben Bernsteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, sagen sie, auch von diesem Electrum gab es zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen sich deshalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden ist.*) Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieser zweiten nachgemachten Sorte, meynen sie, sey die Schale gewesen; und Martial habe in den Worten, Vera minus flavo radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß sie demohngeachtet an der er-

*) Nat. Hist. lib. XXXIII. c. 4.

Forderlichen Farbe dem natürlichen Electrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen gewesen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl ist es so viel wie nichts. Denn man sage mir doch nur, wie es möglich ist, dem Golde, welches ein Fünftheil Zusatz von Silber hat, es anzusehen, daß es diesen Zusatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunst ertheilet worden? Man sage mir doch nur, woher zwischen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringste Unterschied kommen könne? Feines Gold ist feines Gold; und ein Fünftheil Silber ist in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger, als in den Händen der Kunst. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die eine inniger vermischen könne, als die andere; da sich die Natur selbst keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunst von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Electrum, dem Golde, welches die Natur selbst mit einem Fünftheil Silber vermischt hat, eine Eigenschaft zuschreibt, die er dem künstlichen Electrum sonach abspricht, weil er sie namentlich nur jenem beileget. Quod est nativum, sagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht sehr wahrscheinlich seyn, wenn sie auch schon nicht, durch die ungereimte Unterscheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterscheiden ist, noch unwahrscheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth sind: denn kurz, vera electra sind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernstein, wahres Electrum; und nicht jene bloß sogenannte Mischung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bern-

steine sagt, flavit radiat metallo, das hat freilich alle diejenigen verwirren müssen, welche nicht wußten, oder sich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort Metallum nicht bloß von denjenigen mineralischen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, sondern mehrere kostbare Massen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennet Martial selbst, den lakonischen Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall: *)

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieses und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unserer Stelle das flavo metallo nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verstanden werden? Und wenn Martial in diesem Verstande sogar von der gelblichen Wolle der spanischen Schafe sagen durfte: **)

Vellere nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des kostbarsten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernsteine sagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernstein Bernstein zu seyn aufhören müßte?

---

*) Lib. VI. ep. 42.

**) Lib. XI. ep. 69.

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweideutiges Wort vorkömmt, dessen falsche Auslegung den Irrthum bestärken müsse.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert; eine Blatter, eine Maser und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter oder Maser, über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meynung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schale verstanden würden. Andere aber ziehen das argentum pustulatum hieher; ohne uns jedoch zu sagen, was es hier soll. Soll die Schale selbst von diesem feinsten Silber gewesen seyn: wie war sie denn auch zugleich von Electrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen seyn: wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Bock beschreibt? Eben dadurch werden denn auch die erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertroffen: wie können sie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung: der wahre Verstand ist dieser. Pustula schließt nicht nothwendig den Begriff der Erhöhung in sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck; weiter nichts als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bei dem Plinius auch verrucae heißen; und so wie

Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschiedenheit derselben verschiedene Namen bekämen; so nennt er auch ähnliche Flecken oder Makeln, besonders in den künstlichen Steinen, ausdrücklich pustulas,*) als die in solchen von einem verfangenen Luftbläschen entstanden zu seyn scheinen. Und was kann nun deutlicher seyn, als daß der Dichter sagen wollen, der kostbare gelbliche Stein, aus welchem die Schale geschnitten, habe einen sehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Fast erweckt es Mitleiden, wenn man höret, was die Ausleger darauf antworten. Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet. Nicht doch! diese pustula hieß glücklich, weil die Ausleger so glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben sollten.

Ernstlich von der Sache zu sprechen, glaube ich, das Glückliche dieses Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem,
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

*) Nat. Hist. lib. XXXVII. c. 12. Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis — — mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. Et cap. 13. Factitiis pustulae in profundo apparent.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O, das wissen uns die Ausleger auf so vielerlei Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinste ist? daß die Schale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — Ich muß seine eigenen lateinischen Worte herschreiben; denn ich weiß sie wahrlich nicht zu übersetzen — An potius claudit (luna) orbem phialae circulo elegantique emblemate? an implet et circinat? — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateinisch schreiben; denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobei kein Mensch etwas denken kann. Man urtheile, ob sich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meyne nämlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schale geschnitten gewesen: und daß der Künstler eben jenen weißen Fleck, eben jene felix pustula, zu diesem vollen Monde genutzt hatte; so daß eben durch diese Nutzung, eben durch diesen glücklichen Einfall des Künstlers, den blassen vollen Mond daraus zu schneiden, der Fleck selbst ein glücklicher Fleck genannt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche, oder glücklich genutzte Flecke, es auf alten besonders erhaben geschnittenen Gemmen giebt, ist bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da sich die übrigen Zeilen von selbst erklären.

(7.)

An andern Stellen haben die Ausleger den

Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigstens etwas von einer Eigenschaft erfodert wird, die ihnen leider noch öfter abgeht, als Scharfsinn: ich meyne, feines Gefühl.

Wer sollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit selbst zu seyn scheinet, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erkläret worden. *)

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Aber wie ist das möglich? wird man fragen. Was ist da viel zu erklären? was kann noch mehr darin stecken, als die trockenen Worte besagen, welche die ganze Welt versteht? Martial wünscht, daß der, welcher dieses nicht gern liesest, und ein höhnisches Gesicht darüber ziehet, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie steht es denn mit dem dieses? worauf geht denn das ista? Was ist denn das, was der Dichter, bei einer so hohen Verwünschung, durchaus ohne Mißgunst und Hohn will gelesen wissen? Neunzehn Theile der Ausleger thun, als ob sich das ja wohl von selbst verstünde; und das Eine Zehntheil, welches sich ausdrücklich darüber erklärt, versichert im Namen aller, daß unter dem ista Martial seine eigenen Epigrammen überhaupt verstehe. Denn was wohl sonst? — Wahrlich,

*) Lib. I. ep. 41.

schlimm für den Martial, wenn sich sonst nichts darunter verstehen läßt! Denn sage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter seyn muß, der durchaus verlangt, daß man seine Verse mit Vergnügen lesen soll; der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Miene darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenschlicher Geck er seyn muß, wenn er gar allen, die keinen Geschmack an seinen Versen finden, das Schrecklichste dafür anwünschen kann, was sich nur denken läßt? Gewiß, so ein Geck, so ein bösartiger Geck war Martial nicht: ja, wenn er es auch im Grunde gewesen wäre, glaubt man wohl, daß er sich dafür bloß gegeben habe? Es ist sonderbar, wie er gerade da eine so kleine eitele Rolle spielen muß, wo er ganz von Freundschaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß? Denn mit einem Worte: das ista beziehet sich einzig und allein auf den Inhalt des nächst vorhergehenden Epigramms, in welchem er seinem Freunde dem Decianus ein so seltenes Lob ertheilet, daß er, nicht seine eigenen Verse, sondern dieses Lob gleich darauf gegen den Neid sichern zu müssen, selbst für nöthig erachtete. Man lese nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
Quales prisca fides, famaque novit anus:
Si quis Cecropiae madidus Latiaeque Minervae
Articus, et vera simplicitate bonus:
Si quis erit recti custos, imitator honesti,
Et nihil arcano qui roget ore deos:

Si quis erit magnae subnixus robore mentis,
Dispeream, si non hic Decianus erit.

Und nun verbinde man hiermit so fort das folgende; und urtheile selbst.

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Sollten Leser, die sich nicht sehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenscheinliche Verbindung dieser zwei Epigrammen unter sich, schlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären stehet, das ist uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber auf mein Wort: von dem, was sich in ihnen bloß durch Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das so oft nachgeahmt, so oft übersetzet worden. *)

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diauluse
Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

Denn wenn man es hier auch schon empfunden hätte, daß, nach der gewöhnlichen und einzigen Aus-

*) Lib. I, ep. 48.

legung, dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch sehr vieles abgehe: so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen; da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem Vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freilich auch schon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, ob schon der eine in einem ganz andern Verstande, als der andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die Vespillones nicht bloße Todtengräber gewesen; daß sie dabei noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehülfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um so vieles richtiger, als beissender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen; und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem Lakurnäischen Manuscripte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Gudius hier mittheilen will. Es ist auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte, und lautet so:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugniß ist klar und deutlich; und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem

wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die Vespillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern schwerlich hätte begegnen können, und daher immer sehr fremd geschienen.

(8.)

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martial. Die vom Farnabius, und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die beste Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Koleſſo, zum Gebrauche des Dauphin, 1680 besorgt hat.

Wenn man alles so ziemlich beisammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man, außer der Ausgabe des Raderus, noch die Pariser von 1617 bei Mich. Sonnius in Folio, und die Skriverſche von 1619 in Duodez, zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiednen Gelehrten enthalten. Es ist nur Schade, daß mir das Beste, was in ihnen zerstreuet ist, nicht in einem vollständigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen; und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuscripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nöthig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte: so

zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besitzet, wovon drei auf Pergamen sind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlicherm Alter: denn die andern beiden sind aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und scheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und der nämlichen dritten, abgeschrieben zu seyn; so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine dieser gleichlautenden Exemplare ist deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von seinem Freunde dem Aurispa geschenkt bekommen, wie am Ende desselben durch die Worte Antoni Panhormitae liber: Aurispae donum angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: Scriptum Ferrariae per manus Theodorici Nicolai Werken de Abbenbroek, Anno domini nostri Jesu Christi 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drei Handschriften auf Pergamen, so wie auch von der vierten auf Papier, nicht viel Rühmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr dünne gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neun und dreißigsten Epigramme des neunten Buchs; auf einen geschickten Balancirer (Ventilator), welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf, und es jedesmal mit verschiednen Theilen seines Körpers in der

Balance wieder auffing. Von diesem sagt Martial, in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula, ludas,
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem sequitur — — — — — — — —

Mir ist von jeher das pericula ludas verdächtig vorgekommen. Denn pericula ludere mag nun heißen sollen, so viel als cum periculo ludere, oder so viel als contemnere pericula, et perinde ludere parma, ac si nullum esset casus periculum; wie es uns die allzugütigen Ausleger freistellen: so streitet doch, das eine sowohl als das andere, ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen eben so witzigen als dem Künstler schmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunst bei dem Spiele sey, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, nolentem sequitur, und sonach mehr Kunst dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu lassen, als es zu fangen. Nun lesen drei von unsern Manuscripten, anstatt pericula ludas, deutlich und klar pericula laudes: und ich bin völlig versichert, daß diese Lesart die richtigere und wahre ist. Ich verstehe das pericula laudes nämlich so, daß dergleichen Künstler, wie sie es noch thun, mündlich die äußerste Schwierigkeit ihrer Kunststücke anzupreisen pflegten; und würde daher die ganze Stelle übersetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel

„Ge-

„Gefahrniß bei deiner Kunst sey! Es steht ja doch „nicht in deiner Macht, das Schild fallen zu las„sen; es verfolgt dich wider Willen, u. s. w.

Auch besitzt die Bibliothek ein Exemplar der gruterschen Ausgabe des Martial, zu welcher Salmasius einiges an den Rand geschrieben. Und obschon Salmasius selbst das Beste davon hin und wieder in seinen Werken, besonders in den Exercit. Plin. angewendet hat, woraus es hernach Schrevel in seine Ausgabe übertragen: so dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachlese zu halten seyn.

(9.)

Ich schließe diese Rhapsodie über den Martial mit einer literarischen Anmerkung über ein Paar Uebersetzer desselben; in Meynung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersetzt zu werden. Nicht zwar ganz; auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Julius Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Kato in ein Griechisches übertrugen, das nun freilich nicht das Griechische des Thucidides, des Xenophon, des Theognis ist. Sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere

erlernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung, als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten: so habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von sehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist unstreitig Joseph Skaliger. Im Bette, bei schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor langer Weile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte: und so entstand das griechische Florilegium Martialis, welches Js. Kasaubonus, zu Paris 1607, zuerst herausgab. Es enthält das dem Martial beigelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreizehnte und vierzehnte Buch fast ganz, und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Kasaubonus rühmte die Zierlichkeit dieser Uebersetzung außer alle Maßen, und sie war ihm ein Werk, quo ne Athenae ipsae magis Atticae. Gleichwohl hat, hundert Jahre nachher, ein Mann, der sich lange nicht weder ein Skaliger noch ein Kasaubonus dünkte, ausführlich gezeigt,*) daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sey, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte

*) Nämlich Monnoye, in seiner Ausgabe der Menagiana, T. I. pag. 325 — 336. Edit. de Paris.

schwer fallen sollen. Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburten des Skaliger der großen Pariser Ausgabe des Martial einverleibet hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären, als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeynte Vermehrung eine bloße Nachlässigkeit desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martial besorget hat. Denn was sich darin an griechischen Uebersetzungen mehr findet, als in dem Florilegio stehet, das gehöret nicht dem Skaliger, sondern dem Fr. Morellus, dessen Namen man zum Unterschiede ein jedesmal beizufügen, nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgesetzten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten und eingeschalteten Ausleger, genannt wird: in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio*) schon manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Uebersetzungen noch vor dem Skaliger gemacht, und sie auf zwei einzeln Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus seiner eigenen Druckerei ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, weitern Irrthum zu verhindern, in der

*) Bibl. Hisp. vet. l. c.

Note *) alle die Epigrammen angeben, die sie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Skaliger in gedachte Ausgabe des Martial gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Dousa, Emanuel Martinus, Menage und andere, martialische Epigrammen in das Griechische übersetzt.

Was die Uebersetzungen in neuere Sprachen anbelangt: so glaube ich, daß die französische die einzige ist, die eine ganz vollständige aufweisen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Prosa und eine in Versen; und diese doppelte noch dazu von einem

*) Es sind folgende: Lib. Spect. (1.) (5) (8.) Ep. Lib. I. (6.) 10. 17. 48. III. (112.) 113. Lib. II. 3. 13. 15. 18. 19. 78. Lib. III. 10. 12. 21. 78. 88. Lib. IV. 9. 47. Lib. V. 41. 44. 54. Lib. VI. 48. 53. 87. Lib. VII. 42. 48. 56. 75. Lib. VIII. 1. 5. 19. 27. 29. 35. 49. 69. 74. Lib. IX. 11. 47. 63. Lib X. 4. 43. 47. 54. Lib. XI. 18. 68. 69. 90. 104. Lib. XII. 10. 47. Lib. XIII. (59) (70) (78). Lib. XIV. 38, Die in Haken eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martial; weil es solche sind, die Skaliger gleichfalls übersetzt hatte, und man sich mit dessen Einer Uebersetzung begnügen wollte. Nur I. 112 und XIII. 76 fehlen dennoch auch, ob sie schon Skaliger nicht übersetzt hatte.

und eben demſelben Manne. Doch da dieſer Mann der Abt Marolles iſt, ſo fällt alle Urſache weg, die Franzoſen darum zu beneiden. Einzelne Stücke ſind die Menge auch in alle andere Sprachen überſetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlet. Daß ſich eine ziemliche Anzahl ſpaniſcher Ueberſetzungen, von einem Emanuel de Salines, in des Lorenzo Gracian Arte de Ingenio finden, merke ich deswegen an, weil ſie ſich der Kenntniß ſowohl des Antonio, und Velazquez, als, welches eben ſo ſehr zu verwundern, unſers mit der ſpaniſchen Literatur ſo genau bekannten Ueberſetzers des letztern, entzogen zu haben ſcheinen.

IV.

Priapeia.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehedem mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal: und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte, oder den Ursachen derselben zu beflecken?

Ich habe ein Paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verschiedene bessere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben sämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel ist, in welchen ich so etwas, auf Nothfall des Gebrauchs, hinwerfen, oder in Entstehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieſer Handſchriften iſt hier in der fürſtlichen Bibliothek, und führet den Titel: Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber. Sie iſt auf Papier, und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerei geſchrieben ſeyn. So offenbar fehlerhaft ſie an vielen Stellen iſt, ſo hat ſie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgehet, nach dem ſich die Scioppii vergebens umgeſehen. Eine Probe ſey das fünf und ſiebzigſte Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me spectatis ocellis?
Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
Quae tamen exanimis nunc est, et inutile lignum:
Utilis haec, aram si dederitis, erit.

Es iſt ſonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen ſollte; und zu ſo einem Behufe; Aram si dederitis. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man arae si dederitis dafür leſen müſſe. Ita lego, ſagt er, quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit. Ja wohl taugt auch das nicht; oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchſtabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man leſe nämlich, anſtatt aram, arram oder arrham, ſo wie das Manuſcript will: und auf einmal iſt Sinn und Witz wiederum da. Priapus nämlich

will eben das sagen, was Martial der alten Phyllis sagte, dessen Epigramm an sie hier der beste Kommentar ist. *)

Blanditias nescis: dabo, dic, tibi millia centum,
Et dabo Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas:
Nil opus est — —.—

Aus eben diesem Manuscripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges, Epigramm ad quendam, quomodo debeat servire Priapo mittheilen, welches sich zwischen dem zwei und dreißigsten und drei und dreißigsten befindet: doch was von dieser Art nicht schon bekannt ist, soll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu ist es so plump!

2. Die zweite Handschrift, mit der ich, vor länger als zehn Jahren, eine leere Stunde verdorben, ist unter den rhedingerschen Manuscripten der Bibliothek des Gymnasiums zu St. Elisabeth in Breslau. Auch diese lieset manche Zeile viel schmeidiger, und dem Verstande gemäßer: wovon ich nur ein Paar Beispiele geben will.

Carmen XV. ad Priapum.
Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis:

*) Lib. XI. ep. 30.

Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat:
Qualia credibile est spatiantem rure paterno
Nausicaam pleno saepe tulisse sinu:
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
Qua lecta, cupido pacta puella viro est:
Taliacumque puer dominus florentis agelli
Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

Hier iſt von ſehr ſchönen Aepfeln die Rede, die mit den ſchönſten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie ſchickt ſich nun zu dieſen das taliacunque, da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bei ſich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt.*) Scioppius ſahe ſich daher auch gedrungen in ſeinen Anmerkungen zu ſagen: το cunque παρελκει. Aber was iſt ſo ein παρελκει anders, als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier erſparen können, wenn wir mit dem rhedingerſchen Manuſcripte leſen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.

Es waren ſolcher ſchönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgeſetzt wurden.

Carmen XX. ad Priapum.

Copia me perdit: tu suffragare rogatus,
Judicio nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
De sacra nulli dixeris esse via.

*) Ad Lib. I. Od. VII.

Gruter, welcher auf Veranlassung seines Freundes, Melissus, die Priapeia dem Martial als das funfzehnte Buch beifügte, sagt in seinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrionides nicht hätten fehlen sollen) über die dritte Zeile dieses Gedichts: Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd. Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma. Wenn es aber sonach nur noch der Beistimmung von Handschriften bedarf, diese bessere Randglosse in den Text aufzunehmen, so kann ich versichern, daß der Text sowohl des rhedingerschen als wolfenbüttelschen Manuscripts vollkommen so lieset. Es ist auch nothwendig, daß man so lesen muß; denn vernacula poma waren es ja wirklich nicht, sondern sollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den sogenannten Anhang des Virgil, mit Jos. Skaliger's und seinen Anmerkungen herausgegeben, ist bekannt. Aber das ist nicht bekannt, daß er eine zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke fast fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er seine Verbesserungen und Vermehrungen eingetragen, in hiesiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darin die Priapeia mit einem Manuscripte verglichen, und mancherlei Lesarten beigeschrieben, deren aber die meisten offenbare Schreibfehler sind; wenigstens ist keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauschen möchte.

Warum sonst spätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den

Text dieser Kleinigkeiten, die vollends des Lesens nicht werth sind, wenn man sich erst den Kopf darüber zerbrechen soll, so correct zu geben, als ihnen möglich war: daran kann nichts als Nachlässigkeit Schuld seyn. Wenn Skaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vier und zwanzigste Epigramm aus dem Griechischen des Leonides in der Anthologie genommen sey: warum hat man demohngeachtet bisher unterlassen, die Interpunction der zwei letzten Zeilen,

Fur habeas poenam, licet indiguere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus.

nach den griechischen Zeilen,

Αλλ' ὡς ἐντεταμαι, φωρ ἐμβλεπε τϛτο δ' ἐρωτας,
Των ὀλιγων λαχανων ἑινεκκ; τωμ ὀλιγων.

zu berichtigen? nach welchen sie nothwendig so aussehen muß:

— — — — — —.— — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und so hat sie auch Salmasius in seinem Exemplare des gruterschen Martials wirklich beigeschrieben.

V.

Griechiſche Anthologie.

(1.)

Ich will hierunter ſowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verſtanden wiſſen. Wenn das letztere eben dieſelbe Anthologie iſt, welche ſeit den Zeiten des Salmaſius ſo oft unter dem Namen der ungedruckten angeführet und genutzet worden: ſo haben wir es dem Herrn D. Reiske zu verdanken, daß ſie dieſes Beiworts zum größten Theil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzuſetze, daß beide Anthologieen dieſem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch ſeines ſcharfſinnigen Fleißes über die planudiſche nicht zu berauben: ſo mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um ſo viel mehr fodert, je mehr ſie gutwillig leiſten. Ich wüßte wenigſtens

nicht, wodurch er seine so großen Verdienste um die gesammte griechische Literatur stolzer krönen könnte, als durch die Erfüllung dieses Wunsches. Und doch muß ich mich gegen ihn schämen, diesen Wunsch gethan zu haben, so lange sein patriotischer Eifer, der leider mehr als uneigennützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unserer Zeit und unsers Vaterlandes, fortfährt, so wenig Unterstützung zu finden.

(2.)

Es ist aber, selbst nach der Bemerkung des Herrn D. Reiske, so gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der leipziger Abschrift herausgegeben, die von dem heidelbergischen, nun vatikanischen Manuscripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie ist. Seine Vermuthungen von dem barbariniſchen Kodex, welchen Holstein und Allatius gebraucht, scheinet sehr gegründet zu seyn:*) und welch ein Glück wäre es, wenn sich in diesem wenigstens nur die unverfälschte Anthologie des Agathias fände, und mit der Zeit an das Licht käme. Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ursprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatischen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen, vielleicht nur verleitet worden.

---

*) Praefat. ad. Anth. Const. Ceph. p. XIX.

(3.)

Denn was stellet sich der größere Theil von Lesern, welcher die Anthologie nur vom Hörensagen, und höchstens aus wenig Beispielen daraus kennet, überhaupt darunter vor? Was sonst als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen, zu ihren besten Zeiten, eigen war? Und diese Manier wofür hält er sie anders, als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martial, welche sich vornämlich durch Witz und boshafte Ueberraschung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieser Vorstellung, wenn man sie auch nur bei dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, sehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir sie gar gegen jene ersten ursprünglichen Sammlungen, oder auch nur, wie gesagt, gegen die erste noch erträgliche Verfälschung und Verstümmelung derselben, halten könnten! In dieser, des Agathias nämlich, war ein eigener Abschnitt satyrischer Sinngedichte; noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauserei gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn diese aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn sich Kephalas, außer den verliebten Abschnitten, in welchen freilich mehr Empfindung als Witz seyn mußte, nur auf die dedicatorischen und sepulkralischen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufschriften eingeschränkt, deren Wirkung aber nicht aus dieser bloßen Simplicität, sondern, zugleich aus dem sinnlichen Eindrucke entsprang, welchen das Denkmahl machte: wie kann man ihn demohngeachtet zum allgemeinen Maßstabe

annehmen, nach welchem es auszumessen, wie viel Witz die Griechen in allen verschiednen Gattungen des Epigramms geliebt und zu brauchen vergönnet haben?

(4.)

Es mag sich nun freilich wohl aus dem satyrischen Abschnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, verschiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was sich denn auch in dieser dahin gehöriges findet, das ist von der Manier des Martial so weit lange nicht entfernt, als man sich einbildet. Ja, es sind nicht wenige Stücke darunter, die Martial selbst nicht geschraubter und spitzer hätte machen können; und die, wenn man sie übersetzte, manchen vermeynten Kenner der griechischen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieser Art habe ich unter meine Sinngedichte gestreuet: aber ich will den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden soll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder übersetzt habe. Es ist nur Thorheit sich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen sollte Witz gewesen seyn: ihnen, die so gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bei denen sich mehr als Ein Schriftsteller bemüht hatte, der Kunst, das Lachen zu erwecken, eine scientifische Form zu geben, wobei doch alles vornämlich auf die Quellen der bei dem Martial so sehr verschrieenen Pointen hinauslaufen mußte.*) Man ist nicht zu fein,

*) Cicero de Orat. lib. II. cap. 63 et 71.

sondern zu stumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellectueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist. Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist; aber von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. Man ist sicherlich weder gesund noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann.

(5.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Martial sogar nach solchen griechischen Stücken gebildet hat, welche seinen so ähnlich sehen. Er kannte den Meleager; und warum sollte er nicht auch die Anthologie desselben gekannt haben, da er sich eins von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches sich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabschrift, welche Meleager einem Antigenes setzte, *)

Παμμητορ γη χαιρε· συ τον παρος ἑ βαρυν εἰς σε
Ανσιγενην, κἀυτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης.

hat er fast wörtlich in den Schluß der Grabschrift auf seine kleine liebe Erotion übergetragen. **)

Mol-

*) Anth. lib. III. cap. 1.

**) Lib. V. ep. 35.

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris, non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martial nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieſes Exempel das einzige in der geſammten Anthologie iſt, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er ſich dann und wann auch mit griechiſchen Einfällen beholfen. Denn ſo viel Aehnlichkeit auch mehrere von ſeinen Epigrammen, mit dem oder jenem griechiſchen zu haben ſcheinen; ſo verſteht es ſich darum nicht gleich von ſelbſt, daß eben er der Nachahmer geweſen. Ich muß von dem Alter des griechiſchen Verfaſſers ſicher überzeugt ſeyn, ehe ich das ſoll auf ihn kommen laſſen. Denn offenbar iſt es bei den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, ſondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert ſich zwiſchen dem Epigramm eines gewiſſen Myrinas:*)

Υ τετρακυσι ἐξιν' ἐχεις δε συ τες ἐνιαυτες
Δις τοσσυς τρυφερη πεντηκορων
Ἑκαβγ.

*) Anth. I. II. cap. 9.

Σισυφε ὠ μαμμη και Λευκαλιονος ἀδελφη,
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασιν
τατα.

und diesem vom Martial,*)

Mammas atque tatas habet Afra: sed ipsa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma potest.

zwar allerdings eine große Verwandtschaft, und schwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern seyn gemacht worden. Denn beide verspotten sie eine eitle Närrin, die gern länger scheinen möchte, als sie ist: nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieser Absicht zu thun nur rathet. Aber welches ist hier das Original, und welches die Kopie? Das Alter des Myrinas ist ungewiß; und Herr D. Reiske giebt es selbst für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieser Myrinas der Rhetor L. Licinius Varra Murena seyn könne.**)

Hingegen ist zwischen folgendem des Martial,***)

Lotus nobiscum est, hilaris coenavit; et idem
Inventus mane est mortuus Andragoras.

*) Lib. II. ep. 101.

**) Notit. Poet. Anthol. p. 248.

***) Lib. VI. ep. 53.

Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
In somnis medicum viderat Hermocratem.

und dieſem des Lucilius,*)

Ερμογενη τον ἰατρον ἰδων Διοφαντος ἐν ὑπνοις,
Οὐκ ἐτ' ἀνηγερθη, και περιαμμ φερων.

die Sache außer Streit; und Rader hätte nicht ſo unbedachtſam mit einem e Graeco hoc est expressum das Original des Martial geradeweg zur Nachahmung erniedrigen ſollen. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das Griechiſche gehört, iſt es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernſten möchte ich dem Martial ſein ſo bekanntes und noch immer ſo oft Anzuwendendes **)

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum

*) Anthol. lib. II. cap. 22.

**) Lib. VI. ep. 19.

Et perjuria Panici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Mutiosque
Magna voce sonas, manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis.

ſtreitig gemacht wiſſen. Gleichwohl ſchreibt Farnabius in ſeinen Anmerkungen, vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol. unde hoc expressum. Das wäre mir ein ſchöner Kommentator, der mich ſo ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer ſetzte! Oder verlohnte es ſich nicht der Mühe, ſo etwas genauer nachzuſehen: was verlohnte ſich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, iſt der nämliche vorgedachte, von dem, wie geſagt, ſo viel gewiß iſt, daß er ſpäter als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht. *) Nun möchte ich zwar unter dieſem nicht, wie Fabricius gethan, **) den ſogenannten Jatroſophiſten verſtehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunter kommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweiten Jahrhunderte gemeynet iſt, welcher Leibarzt bei den Antoninen war: ſo bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod deſſelben machen können, wenigſtens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die

*) Anth. lib. I. cap. 39.

**) Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 719.

Nachahmung des Lucillius selbst, ist nicht schlecht: sie hat sogar Eigenes genug, daß sie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martial, sondern eines dritten Musters seyn könnte; besonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derselben aus einem Sprichworte entlehnet sey,*) und nicht vielmehr das Sprichwort selbst seinen Ursprung daher hätte.

Hierüber aber, daß sich in einer alten griechischen Anthologie mehr Stücke finden sollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als solche, welche Martial daraus nachgeahmet, können sich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfasser derselben nicht recht kennen. Es finden sich darunter nicht nur sehr viel spätere Griechen, denen es üblich war, die lateinische Sprache zu lernen, sondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechisch genug gelernet zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

(6.)

Auch ist, um sich von der gepriesenen Simplicität, selbst der ältesten und besten griechischen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux sehr richtig und dienlich, „daß wir öfters „nur nicht alles wissen, was man wissen müßte, „um richtig davon zu urtheilen, und nichts von so

*) Adagior. Chil. III. cent. I.

„geringen Umständen abhange, als ein witziger „Einfall.“

Es ist z. E. sehr möglich, und sehr glaublich, daß in manchem griechischen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines historischen Umstandes zu sehen glauben, eine sehr feine Anspielung auf ganz etwas anders liegt, und der historische Umstand selbst nichts weniger als nach den Worten zu verstehen ist. Ein Exempel wird meine Meynung deutlicher machen.

Es ist bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnstreitig aus den zuverlässigsten Quellen werden genommen haben, sehr einstimmig von dem Tode des Sophokles melden: nämlich, daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bei einem tragischen Wettstreite mit genauer Noth endlich den Sieg davon getragen; Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit. *) Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieses Dichters. **)

---

*) Val. Max. lib. IX. c. 12. Plin. Nat. Hist. lib. VII. cap. 53.

**) Anth. lib. III. cap. 26.

Εσβεσθησ᾽ γηραιε Σοφοκλεες, ἀνθος ἀοιδων,
Οινωπον Βακχᾳ βοτρυν ἑρεπτομενος.

Nach diesem soll Sophokles an einer Weintraube erstickt seyn. Zwei sehr verschiedene Todesarten, dem ersten Ansehen nach. Vor Freuden sterben, und an einer Beere den Tod finden, davon scheinet eines dem andern ziemlich zu widersprechen; daher uns denn auch die Lebensbeschreiber des Sophokles recht gern die Wahl lassen, ob wir lieber dieses, oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier Statt fände? wenn Simonides, richtig verstanden, gerade eben das sagte, was Plinius und Valerius versichern? wenn er, als ein Dichter, nur unter einem schicklichen und schönen Bilde hätte sagen wollen, was diese, als Geschichtsschreiber, ohne Bild sagen müssen? Denn man erinnere sich nur, unter wessen besonderm Schutze das Theater, und alles was zu dem Theater gehörte, stand. Eben der Gott, welcher die Menschen den Wein gelehret hatte, galt dafür, daß er sie auch, durch die wilden und groben Freuden der Weinlese, zu den feinern und menschlichern Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler dionysische Künstler; und wenn es vergönnt war, das eine seiner Geschenke für das andere zu setzen: so konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine süße Traube heißen, womit er diesen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem solchen Siege

dem Sieger tödtlich: wie konnte dieses in der poetischen Sprache, mit Fortsetzung der nämlichen Metapher, anders lauten, als daß er an einer Beere dieser süßen Traube leider erstickt sey?

Eine dergleichen Auslegung weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden: sondern der Leser, bei dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr seinen Beifall nur darum versagen wollte, weil noch andere alte Schriftsteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides, den Worten nach, zu sagen scheinet, der thäte sehr Unrecht. Denn alle diese andern Schriftsteller sind jünger als Simonides, und haben den poetischen Ausdruck desselben entweder in seinem Geiste nachgebraucht, oder wider seinen Geist verstanden. Jenes kann Sotades gethan haben: dieses hingegen ist von dem kläglichen Zusammenschreiber der *Μακροβιων* sehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann gewesen seyn. Es ist nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchschauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet: aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper selbst gehalten worden, so ist ganz begreiflich, wie sich mehrere hintergehen lassen, und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er schwerlich mehr zu widerlegen stehet.

(7.)

Freilich dürfte, bei dem allen, dieses Exempel sehr einzig in seiner Art scheinen. Ich füge also ein zweites bei, welches diesen Anstoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu seyn.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demostratus, der sich einem schlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet. *)

Πριν σ' ἐναλειψασθαι Δημοστρατε, χαιρ' ἱερον φως,
Εἰπε ταλαν· ἑτως ἐυκοπος ἐζι Διων.
Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικον, ἀλλα δι' ἀυτε
Εικονος ἡς ἐιχεν τα βλεφαρ' ἐξεβαλεν.

Der Dichter giebt in diesen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer in voraus von dem lieben Tageslichte Abschied zu nehmen. Denn, sagt er, dieser Dion ist in seiner Sache so gewiß, daß er einen andern Patienten, welcher ein olympischer Sieger war, nicht allein selbst stockblind gemacht, sondern auch die Bildsäule desselben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildsäule zugleich mit um ihre Augen

*) Anth. lib. II. cap. 22.

gebracht! das ist ja wohl eine sehr frostige Uebertreibung. Hat denn eine Bildsäule Augen, mit welchen sie wirklich sieht? Kann ein unglücklicher Quacksalber sie blinder machen, als sie wirklich ist? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verstehen sind, wie hat er die Bildsäule um diese gebracht? Wirkte die schädliche Salbe durch Sympathie? Oder schlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieses zwar waren die Worte, wenn man sie genau nimmt. Aber warum sollte Dion diese verwüstet haben? Wenn man schon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes sagen kann, daß er der geschworene Feind aller gesunden Augen sey: darf man darunter auch Augen verstehen, die ohnedies so sind, als ob sie aus seinen Händen gekommen wären? Eben so sinnreich würde man ja wohl alsdann auch sagen dürfen, daß er allen Augen so feind sey, daß er selbst die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetschen Vergnügen finde?

Man sieht sich vergebens bei den Auslegern nach etwas um, wodurch dieser schale Witz Geist und Schärfe bekommen könnte. Sie übersetzen die Worte sehr treulich: aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umschreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns sicherlich verwirrter damit, als wir waren. So sagt z. E. Obsopöus: Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit. Man sieht wohl, daß er durch propter imaginem das δι εἰκονος ausdrücken wollen. Aber was soll es heißen? Beneidete der Arzt seinen Pa-

tienten wegen der Ehre, sich im Bilde aufgestellt zu sehen? und war es Neid, warum er diesem Bilde die Augen ausschlug? Das wäre noch der einzige Verstand, den das propter imaginem haben könnte: aber es wäre auch gerade der, welcher am meisten mit der Absicht des Ganzen stritte. — Etwas erträglicher lautet das griechische Scholion, das sich bei diesem Epigramme findet; denn es sagt doch wenigstens keine Ungereimtheit; τυφλὸ γαρ ὀντος ἀυτὸ ἐνδεχεται και την εἰκονα τυφλην εἰναι. Der Scholiast meynet nämlich, der Dichter habe weiter nichts sagen wollen, als dieses: „Da der „Sieger blind geworden, so habe auch die Bildsäule „nicht anders als blind seyn können." Hiemit, könnte man sagen, bezog sich der Scholiast auf das Ikonische der Statuen, welche die olympischen Sieger erhielten; auf das Gesetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieser Statuen nicht idealisch, sondern nach der besten und strengsten Aehnlichkeit gearbeitet seyn mußte. *) Aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieser gelehrtere Umstand dem Scholiasten bekannt war: und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielet, so hat er offenbar eine ganz falsche Anwendung davon gemacht. Denn erstlich galt das Gesetz von Beobachtung der möglichsten Aehnlichkeit nur bei dem dreimaligen Sieger, für welchen man den in der Aufschrift ohne Beweis annehmen müßte: und zweitens mußte sich ja wohl diese Aehnlichkeit auf den Zustand, in welchem er siegte, beziehen, und nicht auf einen nach-

*) Plinius H. N. lib. XXXIV. sect. 9.

herigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bei dieser Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweiter freiwilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz; der wahre, einzige Aufschluß dieses Epigramms ist aus einer Bemerkung an den alten Bildsäulen herzuleiten, welche man bei den alten Schriftstellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erst von den neuesten Alterthumsforschern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieser Art, in ihr völliges Licht gesetzet worden.*) Da nämlich die Bildhauerei nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche sichtbar ist, ausdrücken soll: so kann sie von dem menschlichen Auge weit weniger nachahmen, als die Malerei. Der ganze Augapfel, auf welchem diese so vieles zu unterscheiden findet, ist für sie weiter nichts als eine gründliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für sie verloren gehen würde: so haben es schon sehr alte Meister gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunst, die Malerei hier wiederum einzuholen. Sie machten nämlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzendern Marmor, als die Bildsäule selbst war; oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche,

*) Winkelmann's Anmerkungen über s. Geschichte der Kunst. S. 81.

welches die weiße Hornhaut vorstellte, in der Mitte aber ausgeschnitten war, um einen Stein zu fassen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in dessen Mittelpuncte wiederum ein Edelstein befestigt war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildsäule, von welcher in unserm Epigramme die Rede ist, von solcher Beschaffenheit gewesen, und erinnere sich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten sehr oft gemacht wurde; und ich meyne, wir verstehen den Dichter nunmehr so, wie wir ihn verstehen sollen. Es war aber, was man den alten Aerzten, außer ihrer Unwissenheit und Vermessenheit sonst vorwarf, nichts geringeres als dieses, daß sie nicht immer reine Hände behielten, und aus den Häusern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieses Schlages war jener Arzt in der äsopischen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an schlimmen Augen kuriret hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn, unter dem zweideutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil sie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergestellt wären, mit welchen sie verschiedene Dinge in ihrem Hause nicht mehr sähe, die sie vor den Besuchen des Arztes doch zuverlässig darin gesehen habe. *) Dieses Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzählet: **)

*) Fab. 21.

**) Lib. IX. ep. 93.

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro :
Deprensus dixit, stulte, quid ergo bibis?

Dieses Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt: *)

Φαρμακιῃσι ροδων λεπραν και χοιραδας αἱρει,
Τἀλλα δε παντ' αἱρει και διχα φαρμακιων.

Und, mit einem Worte, eben dieses Schlages war unser Dion. Dergleichen eingesetzte Augen, als ich gesagt habe, waren Dinge von Werth; und diese brach Dion der Bildsäule seines Kranken bei einer guten Gelegenheit aus. Das ist der eigentliche zweite Vorwurf, den ihm der Dichter macht; und der ganze epigrammatische Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieser zwischen der That, deren sich Dion als Dieb schuldig machte, und der That, die er als ein ungeschickter Arzt verübte, zu finden wußte.

(8.)

Außer ihrem poetischen Werthe hat die griechische Anthologie noch einen andern, der, wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bei weitem den Vorzug streitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die sonst nirgends zu finden, und auch lange nicht so ver-

*) Lib. II. cap. 22. ep. 18.

braucht sind, daß nicht noch jetzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht, oder nicht hinlänglich versteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich hiervon nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Musäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte sich mit Aufklärung der geringsten Schwierigkeiten desselben beschäftiget haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zusammengetragen? Und gleichwohl darf ich behaupten, ist ein sehr wesentlicher Umstand, der durch das ganze Gedicht herrschet, von ihnen allen unerörtert geblieben. Ich meyne den Umstand des Orts, an welchem eigentlich der interessanteste Theil der Geschichte vorgeht.

Es heißt nämlich, daß Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Aeltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe. *)

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kömmt es, daß man uns so gar nichts von diesem Thurme sagt? Ich kann nicht glauben, daß schlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit diesem Thurme für eine Bewandniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigstens

*) Vers. 32.

sehr Unrecht gethan, seine Leser für eben so gelehrt, als sich selbst zu halten. Denn wahrlich versteht sich die Sache nicht von selbst. Hero war Priesterin der Venus zu Sestos, der Tempel dieser Göttin, an welchem sie stand, lag in der Stadt, in diesem Tempel in der Stadt ward das Fest gefeiert, bei dem sie Leander zuerst erblickte: wie nun, daß sie gleichwohl nicht in diesem Tempel in der Stadt, sondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in diesem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir selbst auf diese Fragen, über die, wie gesagt, in allem, was Noten über den Musäus heißt, ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe: bis ich endlich auf zwei Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erscheinet Venus als die Beherrscherin des Meeres; in beiden wird eines Hauses und einer Stätte gedacht, welche der Göttin an dem Ufer geheiliget waren. Allem Ansehen nach war also auch die Venus, die zu Sestos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was sie sonst für einen Namen in jener Würde führte: und der Thurm, welchen ihre Priesterin bewohnte, war gleichsam eine zu jenem Tempel gehörige Kapelle, die außer der Stadt an dem Ufer,

zu

zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reisenden, erbauet war.

Das erste dieser Epigrammen gehört einem Antipater, und lautet so:

Δίτος μοι δομος ἑτος, (ἐπει παρα κυματι πηγῳ
Ἱδρυμαι, νοτερης δεσποτις ἡιονος)
Ἀλλα φιλος, ποντῳ γαρ ἐπι πλατυ δεμαινοντι
Χαιρω, και ναυταις εἰς ἐμε σωζομενοις.
Ἱλασκευ την Κυπριν, ἐγω δε σοι ἡ ἐν ἐρωτι
Ὀυριος, ἡ χαρυπῳ πνευσομαι ἐν πελαγει.

„Gering ist dies mein Haus, mir, der schäumenden Wogen Gebieterin, hier am feuchten Ufer errichtet: und doch ist es mir lieb. Denn ich freue „mich, wenn weit und breit das Meer vor mir erschrickt, und der Schiffer mit seine Rettung danket. Versöhnet Kypris! Ich bin es, die in der „Liebe, ich bin es, die auf der stürmenden See „mit günstigem Winde beglücket." — Was Antipater δομος nennet, heißt bei dem Musäus πυργος; und es ist natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See sehen, und vor Ueberschwemmung gesichert seyn sollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So ist

es auf den Münzen und geschnittenen Steinen, auf welchen die Geschichte des Leander abgebildet zu sehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeschrieben wird, ist noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellet, welche einer Priesterin der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κυπριδος ἑτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνα
Διεν ἀπ' ἠπειρω λαμπρον ὁραν πελαγος,
Οφρα φιλον ναυτησι τελη πλοον, ἀμφω δε ποντος
Δειμαινη, λαμπρον δερκομενος ξοανον.

„Der Kypris ist diese Stätte! Ihr gefällt, vom „festen Gestade immer auf ruhige glänzende Fluthen „zu blicken; dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. „Ihr strahlendes Bild erscheinet: die Wogen er„schrecken und fallen." Aus den letzten Worten ist sicher zu schließen, daß, bei entstehenden Stürmen, das Bildniß der Venus zu oberst auf dem Thurme ausgestellet worden, um das tobende Meer durch Erblickung seiner Beherrscherin zu besänftigen. Diese Ausstellung war denn also das Geschäft der Priesterin: und ich irre mich sehr, wenn nicht hieraus auch der streitige Verstand einer besondern Stelle des Musäus außer allem Zweifel gesetzt wird. Musäus nämlich nennet die Leuchte, welche Hero dem

verliebten Schwimmer zum Ziele steckte, ἐρωτος ἀγαλμα: *) und die Ausleger sind äußerst uneinig, wie dieses ἀγαλμα hier zu übersetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, ἀγαλμα soll das ξοανον der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildsäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgesteckte Fackel, mit Anspielung auf die Ausstellung der wirklichen Bildsäule der Göttin der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erste Uebersetzung, durch simulacrum, die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte; so müßte es doch nur in dem Verstande geschehen, in welchem dieses Wort, nicht für ein Zeichen überhaupt, sondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beiwort laetabile, welches Kromayer dabei für nöthig erachtet, wäre eben so überflüssig als falsch.

Auf welchen von solchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieser Epigrammen eigentlich gehe, ist nicht zu bestimmen. Es gab deren an den Küsten von Griechenland und den Inseln des ägeischen Meeres mehr als einen, wie aus verschiedenen Stellen des Pausanias zu ersehen.

(9.)

Nicht minder reich an dergleichen, sonst nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterun-

*) Vers. 8.

gen ist die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieser Art, was für grundgelehrten und wundersinnreichen Muthmaßungen kann sie nicht auf einmal den Garaus spielen. Z. E.

Wer war wohl der Glykon, dessen in den bekannten Zeilen des Horaz,*)

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Ansehen nach, ein berühmter Athlet zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt sich von ihm, aus der Stelle selbst, nicht: aber wie wenig ist das für einen Ausleger, der Gelehrsamkeit zeigen soll! Heinsius, erinnerte sich, bei dem Laertius gelesen zu haben, daß der peripatetische Philosoph Lykon, das dritte Haupt dieser Schule nach dem Aristoteles, ein vorzüglich guter Ringer gewesen sey. Weil nun dieser Lykon, wegen seiner süßen Beredsamkeit auch wohl Glykon genennet worden: so entschied Heinsius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeynet habe. Es ist sonderbar, auf diese Weise einen Philosophen, der zum Vergnügen und der Gesundheit wegen die Gymnastik übet, in einen Ringer von Profession zu verwandeln. Und doch ist diese Meynung des Heinsius noch lange so abentheuerlich nicht, als eine andere,

*) Lib. I. Epist. I. v. 28.

welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nämlich der farnesische Hercules, eine der berühmtesten Bildsäulen, die aus dem Alterthume übrig geblieben, nach Aussage der Aufschrift von einem Künstler, Namens Glykon, gearbeitet worden: so urtheilte Spence, der so gern Anspielungen auf Kunstwerke in den alten Dichtern fand, daß eben diese Bildsäule schon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt gewesen, und daß sie es sey, welche der Dichter, unter dem Namen ihres Meisters, wolle verstanden wissen. *) Er machte

*) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called id, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If tey did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horaces time; he might very well call it, the Glycon, in verse.

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. „You can never come to see sharply as Linceus would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to

alſo aus einen Ringer einen Gott; aus einem Menſchen einen Stein.

Es würde Mühe koſten, einem Heinſius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meynungen ſo deutlich zu zeigen, daß ſie ſelbſt davon abſtehen zu müſſen glaubten. Ein Glück alſo, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieſer Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon, aus den Zeiten des Horaz, kennen lernen, der zuverläſſig kein anderer gewe-

---

run to ruin, and to be crippled with diseases?"

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the antient mythology, than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of invictus too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just sinished the last labour enjoined to him by the ordre of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him as a person not to be conquered by any difficulties.' (Polymetis Dial. IX. p. 115. n. 10.)

ſen, als der, welchen Horaz ſelbſt zum Beiſpiele angezogen.*) Es lautet ſo:

Γλυκον, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
Ὁ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατυς ποδας,
Ὁ καινος Ἄτλας, αἱ ἀνικητοι χερες,
Ἔρρον· τοιονδε προσθεν ἐτ' ἐν Ἰταλοις,
Οὐθ' Ἑλλαδι το πρωτον, ἐτ' ἐν Ἀσιδι
Ὁ παντα νικων Ἀϊδης ἀνετραπεν.

Ich ſage, daß der Glykon, auf deſſen Tod dieſes Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz geweſen. Denn ob ſchon der Verfaſſer deſſelben nicht völlig gewiß iſt, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuſchreiben: ſo haben doch beide, wenn man unter erſterm den Theſſalonier verſtehet, zu den Zeiten des Auguſtus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches ſowohl Horaz, als der griechiſche Dichter dieſem Glykon giebt, ſcheinet die Sache vollends außer Streit zu ſetzen.

*) Anth. Ceph. carmen 785. Edit. Reis. p. 168.

Abhandlungen über die Fabel.

I.

Von dem Wesen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopee, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopee, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Aesopische Fabel. Auch diese ist eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielet.

Man erlaube mir, gleich Anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die sich eine gewisse Eintheilung der Aesopischen Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und

die mir so bekannt nicht scheinet, daß ich sie, auf gut Glück, bei meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern bloß an diese oder jene allgemeine Wahrheit, bei Verfertigung der ihrigen, gedacht. Diese begnügten sich folglich, die allgemeine Wahrheit, durch die erdichtete Geschichte ihrer Fabel, erläutert zu haben; wenn jener noch über dieses die Aehnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen und zeigen mußte, daß aus beiden, sowohl aus der erdichteten Geschichte, als dem wirklichen Vorfalle, sich eben dieselbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entspringt die Eintheilung in einfache und zusammengesetzte Fabeln.

Einfach ist die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derselben bloß irgend eine allgemeine Wahrheit folgern lasse. — „Man machte „der Löwin den Vorwurf, daß sie nur Ein Junges zur Welt brächte. Ja, sprach sie, nur Eins; „aber einen Löwen.“ *) — Die Wahrheit, welche in dieser Fabel liegt, ὁτι το καλον ἐκ ἐν πληθει, ἀλλ' ἀρετῃ, leuchtet sogleich in die Augen; und

*) Fabul. Aesop. 216. Edit. Hauptmannianae.

die Fabel ist einfach, wenn ich es bei dem Ausdrucke dieses allgemeinen Satzes bewenden lasse.

Zusammengesetzt hingegen ist die Fabel, wenn die Wahrheit, die sie uns anschauend zu erkennen giebt, auf einen wirklich geschehenen, oder doch, als wirklich geschehen, angenommenen Fall, weiter angewendet wird. — „Ich mache," sprach ein höhnischer Reimer zu dem Dichter, „in einem Jahre sieben Trauerspiele; aber „du? In sieben Jahren Eins! Recht; nur Eins!" versetzte der Dichter; „aber eine Athalie!" — Man mache dieses zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zusammengesetzt; denn sie besteht nunmehr gleichsam aus zwei Fabeln, aus zwei einzelnen Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit eben desselben Lehrsatzes bestätiget finde.

Diese Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Fabeln selbst; sondern bloß auf der verschiedenen Bearbeitung derselben. Und aus dem Exempel schon hat man es ersehen, daß eben dieselbe Fabel bald einfach, bald zusammengesetzt seyn kann. Bei dem Phädrus ist die Fabel von dem kreißenden Berge eine einfache Fabel

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein jeder, ohne Unterschied, der große und fürchterliche Anstalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht; der sehr weit ausholt, um einen sehr kleinen Sprung

zu thun; jeder Prahler, jeder vielversprechende Thor, von allen möglichen Arten, siehet hier sein Bild! Bei unserm Hagedorn aber wird eben dieselbe Fabel zu einer zusammengesetzten Fabel, indem er einen gebärenden schlechten Poeten zu dem besondern Gegenbilde des kreißenden Berges macht:

Ihr Götter rettet! Menschen flieht!
Ein schwangrer Berg beginnt zu kreißen,
Und wird jetzt, eh' man sich's versieht,
Mit Sand und Schollen um sich schmeißen ꝛc.

— — — — — — —

Suffenus schwitzt und lärmt und schäumt;
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er stampft, er knirscht; warum? er reimt,
Und will jetzt den Homer beschämen ꝛc.

— — — — — —

Allein gebt Acht, was kommt heraus?
Hier ein Sonnet, dort eine Maus.

Diese Eintheilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachten, ungeachtet ihres mannichfaltigen Nutzens in der richtigern Bestimmung verschiedener Regeln: diese Eintheilung, sage ich, vorausgesetzt, will ich mich auf den Weg machen. Es ist kein unbetretener Weg. Ich sehe eine Menge Fußstapfen vor mir, die ich zum Theil untersuchen muß, wenn ich überall sichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieser Absicht will ich sogleich die vornehmsten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.

Dieser Mann, welcher nicht sowohl ein grosses poetisches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der sich an mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre.*)

Als sich der Sohn des stolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr fest gesetzt hatte, schickte er heimlich einen Boten an seinen Vater, und ließ ihn fragen, was er weiter thun solle? Der König, als der Bote zu ihm kam, befand sich eben auf dem Felde, hob seinen Stab auf, schlug den höchsten Mohnstängeln die Häupter ab, und sprach zu dem Boten: Geh, und erzähle meinem Sohne, was ich jetzt gethan habe! Der Sohn verstand den stummen Befehl des Vaters, und ließ die Vornehmsten der Gabier hinrichten.**) — Hier ist eine allegorische Handlung; — hier ist eine unter die Allegorie dieser Handlung versteckte Lehre; aber ist hier eine Fabel? Kann man sagen, daß Tarquinius seine Meynung den Sohn durch eine Fabel habe wissen lassen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der seinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ru-

*) La Fable est une instruction deguisée sous l'allegorie d'une action. Discours sur la Fable.

**) Florus. lib. I. cap. 7.

chen zeigte, das sich nicht anders als stückweise zerbrechen lasse, machte der eine Fabel?*)

Aber wenn eben derselbe Vater seinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, so lange sie einig waren, den Löwen von sich abhielten, und wie bald sie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter sie kam, und jeder sich seine eigene Weide suchte:**) alsdann hätte doch der Vater seinen Söhnen ihr Bestes in einer Fabel gezeigt? Die Sache ist klar.

Folglich ist es eben so klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung seyn kann. Und dieses ist das erste, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit seiner Allegorie? — Ein so fremdes Wort, womit nur wenige einen bestimmten Begriff verbinden, sollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt seyn. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an seiner Stelle stünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an sich selbst allegorisch sey? Und wenn sie es höchstens unter gewissen Umständen nur werden könnte?

Quintilian lehret: Ἀλληγορια, quam

*) Fabul. Aesop. 171.

**) Fab. Aesop. 297.

Inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium.*) Die Allegorie sagt das nicht, was sie nach den Worten zu sagen scheinet, sondern etwas Anderes. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieses etwas Anderes auf etwas anderes Aehnliches einzuschränken sey, weil sonst auch jede Ironie eine Allegorie seyn würde.**) Die letztern Worte des Quintilians, ac etiam interim contrarium, sind ihnen hierin zwar offenbar zuwider; aber es mag seyn.

Die Allegorie sagt also nicht, was sie den Worten nach zu sagen scheint, sondern etwas Aehnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn sie allegorisch seyn soll, muß das auch nicht sagen, was sie zu sagen scheint, sondern nur etwas Aehnliches?

Wir wollen sehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des „Mächtigern." Das ist ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eins immer stärker ist, als das andere;

*) Quinctilianus lib. VIII. cap. 6.

**) Allegoria dicitur, quia ἄλλο μεν ἀγορευει, ἄλλο δε νοει. Et istud ἄλλο restringi debet ad aliud simile; alias etiam omnis Ironia Allegoria esset. Vossius Inst. Orat. lib. III.

die sich also, nach der Folge ihrer verschiedenen Stärke, unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will also auch hier, anstatt dieser Reihe von unbestimmten Dingen, eine Reihe bestimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geschichte eine Reihe von Staaten oder Königen suchen; aber wie viele sind in der Geschichte so bewandert, daß sie, sobald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, sich der Verhältnisse, in welchen sie gegen einander an Größe und Macht gestanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur Wenigen faßlicher gemacht haben; und ich möchte ihn gern Allen so faßlich, als möglich, machen. Ich falle auf die Thiere; und warum sollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen; besonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf. — Wir kennen diese Thiere; wir dürfen sie nur nennen hören, um sogleich zu wissen, welches das stärkere oder das schwächere ist. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn; der Fuchs den Marder; den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also: er fraß. Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn. *)

Was kann ich nun sagen, daß in dieser Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächste; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf der Stärkste. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächsten, der Marder mit dem Schwachen, u. s. w. hier Aehnliches? Aehnliches! Gleichet hier bloß der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärksten? oder ist jener hier der Starke, so wie dieser der Stärkste? Er ist es. — Kurz, es heißt die Worte auf eine kindische Art mißbrauchen, wenn man sagt, daß das Besondere mit seinem Allgemeinen, das Einzelne mit seiner Art, die Art mit ihrem Geschlechte eine Aehnlichkeit habe. Ist dieser Windhund einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt, einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet sich nun aber unter den bestimmten Subjecten der Fabel, und den allgemeinen Subjecten ihres Satzes keine Aehnlichkeit, so kann auch keine Allegorie unter ihnen Statt haben. Und das Nämliche läßt sich auf die nämliche Art von den beiderseitigen Prädicaten erweisen.

Viel-

*) Von Hagedorn; Fabeln und Erzählungen, erstes Buch. S. 77.

Vielleicht aber meynet jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Aehnlichkeit zwischen den bestimmten Subjecten oder Prädicaten der Fabel und den allgemeinen Subjecten oder Prädicaten des Satzes, sondern auf der Aehnlichkeit der Arten, wie ich eben dieselbe Wahrheit, jetzt durch die Bilder der Fabel, und jetzt vermittelst der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das ist so viel, als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anschauenden Erkenntniß, die ich vermittelst der Handlung der Fabel von dieser oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegorisch nennen: so würde in allen Fabeln eben dieselbe Allegorie seyn, welches doch niemand sagen will, der mit diesem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer so klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich fasse daher alles zusammen, und sage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegorisch seyn.

Man erinnere sich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zusammengesetzte werden kann. Wie, wenn sie alsdann allegorisch würde? Und so ist es. Denn in der zusammengesetzten Fabel wird ein Besonderes gegen das andere gehalten; zwischen zwei oder mehr Besonderen, die unter eben demselben Allgemeinen begriffen sind, ist die Aehnlichkeit unwidersprechlich, und die Allegorie kann folglich Statt finden. Nur muß man nicht sagen, daß die

Allegorie zwischen der Fabel und dem moralischen Satze sich befinde. Sie befindet sich zwischen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, in so fern sich aus beiden eben dieselbe Wahrheit ergiebt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das sich von dem Manne den Zaum anlegen ließ, und ihn auf seinen Rücken nahm, damit er ihm nur in seiner Rache, die es an dem Hirsche nehmen wollte, behülflich wäre: diese Fabel, sage ich, ist so fern nicht allegorisch, als ich mit dem Phädrus*) bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius laedi, quam dedi alteri.

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher sie ihr Erfinder Stesichorus erzählte, ward sie es. Er erzählte sie nämlich, als die Himerenser den Phalaris zum obersten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten, und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O, ihr Himerenser," rief er, „die ihr so fest entschlossen seyd, euch an „euren Feinden zu rächen, nehmet euch wohl in „Acht, oder es wird euch wie diesem Pferde erge„hen! Den Zaum habt ihr euch bereits anlegen „lassen, indem ihr den Phalaris zu eurem Heer„führer, mit unumschränkter Gewalt, ernannt. „Wollt ihr ihm nun gar eine Leibwache geben, „wollt ihr ihn aufsitzen lassen, so ist es vollends „um eure Freiheit gethan." **) — Alles wird hier

*) Lib. IV. fab. 3.

**) Aristoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

allegorisch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd hier nicht auf jeden Beleidigten, sondern auf die beleidigten Himerenser; der Hirsch nicht auf jeden Beleidiger, sondern auf die Feinde der Himerenser; der Mann nicht auf jeden listigen Unterdrücker, sondern auf den Phalaris; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden ersten Angriff in die Rechte der Freiheit, sondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumschränkten Heerführer, und das Aufsitzen endlich nicht auf jeden letzten tödtlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, sondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache, gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus alle dem? Dieses: da die Fabel nur alsdann allegorisch wird, wenn ich dem erdichteten einzelnen Falle, den sie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der sich wirklich zugetragen hat, entgegen stelle; da sie es nicht an und für sich selbst ist, in so fern sie eine allgemeine moralische Lehre enthält: so gehöret das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derselben. — Dieses ist das zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müssiges, überflüssiges Wort daraus verdrängen will. Es ist hier, wo es steht, ein höchst schädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge schlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge sich nur, die Fabel in Ansehung des allgemeinen Lehrsatzes bloß allegorisch zu machen; und

man kann ſicher glauben, eine ſchlechte Fabel gemacht zu haben. Iſt aber eine ſchlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht ſetzen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunſt Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der „Mann bläſet in ſeine kalte Hand, um ſeine Hand „zu wärmen; und bläſet in ſeinen heißen Brei, um „ſeinen Brei zu kühlen. Was? ſagt der Satyr; „du bläſeſt aus Einem Munde warm und kalt? „Geh, mit dir mag ich nichts zu thun haben." *) — Dieſe Fabel ſoll lehren, ὁτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὧν ἀμφιβολος ἐϛιν ἡ διαθεσις; die Freundſchaft aller Zweizüngler, aller Doppellaute, aller Falſchen zu fliehen. Lehrt ſie das? Ich bin nicht der erſte, der es läugnet, und die Fabel für ſchlecht ausgiebt. Richer **) ſagt, ſie ſündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral ſey weiter nichts als eine Anſpielung, und gründe ſich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber ſeine Empfindung falſch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht ſowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug iſt, ſondern darin daß es weiter nichts als eine Allegorie iſt. Anſtatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr

*) Fab. Aesop. 126.

**) — contre la justesse de l'allegorie. — Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots équivoque. Fables nouvelles, Preface, p. 10.

so anstößig scheint, unter dem allgemeinen Subjecte des Lehrsatzes wirklich begriffen seyn sollte, ist sie ihm bloß ähnlich. Der Mann sollte sich eines wirklichen Widerspruches schuldig machen; und der Widerspruch ist nur anscheinend. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von eben derselben Sache ja und nein sagen, die eben dasselbe Ding loben und tadeln; und die Fabel zeigt uns einen Mann, der seinen Athem gegen verschiedene Dinge verschieden braucht, der auf ganz etwas Anderes jetzt seinen Athem warm haucht, und auf ganz etwas Anderes ihn jetzt kalt bläset.

Endlich, was läßt sich nicht alles allegorisiren! Man nenne mir das abgeschmackte Mährchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moralischen Sinn sollte legen können! — „Die Mit„knechte des Aesopus gelüstet nach den trefflichen „Feigen ihres Herrn. Sie essen sie auf, und als „es zur Nachfrage kommt, soll es der gute Aesop „gethan haben. Sich zu rechtfertigen, trinket Ae„sop in großer Menge laues Wasser; und seine „Mitknechte müssen ein gleiches thun. Das laue „Wasser hat seine Wirkung, und die Näscher sind „entdeckt." — — Was lehrt uns dieses Histörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Wasser, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel wird. Und doch machte jener Persische Dichter *) einen weit edleren Gebrauch davon.

*) Herbelot. Bibl. Orient. p. 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette

„Wenn man euch," spricht er, „an jenem großen „Tage des Gerichts von diesem warmen und sieden„den Wasser wird zu trinken geben: alsdann wird „alles an den Tag kommen, was ihr mit so vieler „Sorgfalt vor den Augen der Welt verborgen ge„halten; und der Heuchler, den hier seine Verstel„lung zu einem ehrwürdigen Manne gemacht hätte, „wird mit Schande und Verwirrung überhäuft da„stehen!" — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszusetzen. Das Wort Lehre (instruction) ist zu unbestimmt und allgemein. Ist jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine physische Wahrheit anspielt, oder in den ein tiefsinniger Baco wohl gar eine transcendentalische Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der seltsame Holberg erzählt: „Die Mut„ter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, „um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen: Aber „diese machten ihm so viel zu thun, daß er sie mit „aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in der „Zucht halten konnte. Diesfalls sagte er zu seiner „Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter,

---

chaude et brulante, dans la question du jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paroîtra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie et par son deguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

„hier sind eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze „Compagnie Reiter bewachen, als eine einzige Zie„ge." — Hat Holberg eine Fabel erzählet? Wenigstens ist eine Lehre in diesem Dinge. Denn er setzet selbst mit ausdrücklichen Worten dazu: „Diese Fabel zeigt, daß keine Kreatur weniger in „der Zucht zu halten ist, als eine Ziege." *) — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel schändlicher gemißhandelt, als dieser Holberg! — Und es mißhandelt sie jeder, der eine andere als moralische Lehre darin vorzutragen, sich einfallen läßt.

Richer.

Richer ist ein anderer französischer Fabulist, der ein wenig besser erzählt, als de la Motte, in Ansehung der Erfindung aber weit unter ihm stehet. Auch dieser hat uns seine Gedanken über diese Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthalte. **)

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat

*) Moralische Fabeln des Barons von Holbergs, S. 103.

**) La Fable est un petit Poëme, qui contient un precepte caché sous une image allegorique. Fable nouvelles. Preface, p. 9.

er sie gar verbessern wollen. Aber das ist ihm sehr schlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht? (Poëme) — Wenn Richer das Wesen eines Gedichts in die bloße Fiction setzet: so bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennet. Wenn er aber auch die poetische Sprache und ein gewisses Sylbenmaß als nothwendige Eigenschaften eines Gedichtes betrachtet: so kann ich seiner Meynung nicht seyn. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel? (Precepte) — Dieses Wort ist nichts bestimmter, als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künste, alle Wissenschaften haben Regeln, haben Vorschriften. Die Fabel aber stehet einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, ist Regel oder Vorschrift hier sogar noch schlechter, als Lehre, weil man unter Regel und Vorschrift eigentlich nur solche Sätze verstehet, die unmittelbar auf die Bestimmung unsres Thuns und Lassens gehen. Von dieser Art aber sind nicht alle moralische Lehrsätze der Fabel. Ein großer Theil derselben sind Erfahrungssätze, die uns nicht sowohl von dem, was geschehen sollte, als vielmehr von dem, was wirklich geschiehet, unterrichten. Ist die Sentenz:

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes;

eine Regel, eine Vorschrift? und gleichwohl ist sie

das Resultat einer von den schönsten Fabeln des Phädrus. *) Es ist zwar wahr, aus jedem solchen Erfahrungssatze können leicht eigentliche Vorschriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel seyn, in welcher ich den Satz mit allen seinen Folgerungen auf einmal, anschauend erkennen sollte?

Unter einem allegorischen Bilde? — Ueber das Allegorische habe ich mich bereits erkläret. Aber Bild! (Image). Unmöglich kann Richer dieses Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um von de la Motte lieber auf Gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und eben demselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar also wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser durstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeigt, man könne auch bei dem größten Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

---

*) Libri I. Fab. 15.

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird diese Zeilen für eine Fabel erkennen, ob sie schon Phädrus als eine solche unter seinen Fabeln mit unterlaufen läßt?*) Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema, würde eine Fabel seyn, wenn sie nicht eine Mannichfaltigkeit von Bildern, und zwar zu Einem Zwecke übereinstimmenden Bildern; wenn sie, mit Einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich, eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen.

Diese Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, ist der moralische Lehrsatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was sie erzählt, eine Folge von Verän-

*) Lib. V. Fab. 8.

derungen ist, und jede dieser Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzelnen Begriffe, aus welchen der moralische Lehrsatz bestehet, anschauend erkennen zu lassen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen seyn. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander bestehen, und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untrügliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdient, wenn ihre vermeynte Handlung sich ganz malen läßt. Sie enthält alsdann ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemalt. — „Ein „Fischer, indem er sein Netz aus dem Meere zog, „blieb der größern Fische, die sich darin gefangen „hatten, zwar habhaft, die kleinsten aber schlüpften „durch das Netz durch, und gelangten glücklich wie„der ins Wasser." — Diese Erzählung befindet sich unter den Aesopischen Fabeln *) aber sie ist keine Fabel; wenigstens eine sehr mittelmäßige. Sie hat keine Handlung, sie enthält ein bloßes einzelnes Factum, das sich ganz malen läßt; und wenn ich dieses einzelne Factum, dieses Zurückbleiben der grössern und dieses Durchschlüpfen der kleinen Fische auch mit noch so viel andern Umständen erweiterte, so würde doch in ihm allein, und nicht in den

*) Fab. Aesop. 126.

andern Umſtänden zugleich mit, der moraliſche Lehrſatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen iſt; alle dieſe Veränderungen müſſen zuſammen nur einen einzigen anſchauenden Begriff in mir erwecken. Erwekken ſie deren mehrere, liegt mehr als Ein moraliſcher Lehrſatz in der vermeynten Fabel, ſo fehlt der Handlung ihre Einheit, ſo fehlt ihr das, was ſie eigentlich zur Handlung macht, und ſie kann, richtig zu ſprechen, keine Handlung, ſondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis.
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenae dies.
Sed ne ignis noster facinori praeluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deum
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier geleſen? Ein Hiſtörchen; aber keine Fabel. Ein Hiſtörchen trägt ſich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel alſo muß ſich ein Grund angeben laſſen, warum ſie erdichtet worden; da ich den Grund, warum ſich jenes zugetragen, weder zu wiſſen noch anzugeben gehalten bin.

Was wäre nun der Grund, warum diese Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein anderer als dieser seyn: der Dichter habe einen wahrscheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden, erzählen wollen. Aber wäre das eine moralische Absicht, dergleichen der Fabulist doch nothwendig haben soll? Zur Noth könnte zwar dieses einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbotes dienen, daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Bösen in keiner Gemeinschaft stehen soll. Aber was tragen alsdann die übrigen Theile der Erzählung zu diesem Bilde bei? Zu diesem gar nichts; sondern ein jeder ist vielmehr das Bild, der einzelne Fall, einer ganz allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es selbst empfunden, und hat sich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen sollte, nicht besser zu reißen gewußt, als wenn er deren so viele daraus zöge, als sich nur immer ziehen ließen. Denn er schließt:

Quod res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, saepe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deum,
Fatorum dicto sed puniri tempore.

Novissime interdicit, ne cum maleficо
Usum bonus consocіet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge sie enthalte! Wir hätten an Einem genug! — Kaum sollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von diesen großen Meistern in der Einfalt ihrer Plane, uns dieses Histörchen für eine Fabel *) verkaufen können.

Breitinger.

Ich würde von diesem großen Kunstrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel. **) Die eine hat er von dem de la Motte entlehnet; und die andere ist ihm ganz eigen.

Nach jener versteht er unter der Fabel, eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung. — Der klare, übersetzte de la Motte! Und der ein wenig gewässerte, könnte man noch dazu setzen. Denn was sollen die Beiwörter: wohlgerathene Allegorie; ähnliche Handlung? Sie sind höchst überflüssig.

---

*) Phaedrus libr. IV. Fab. 11.

**) Der Kritischen Dichtkunst, ersten Bandes siebenter Abschnitt. S. 194.

Doch ich habe eine andere wichtigere Anmerkung auf ihn verspart. Richer sagt: die Lehre solle unter dem allegorischen Bilde versteckt (caché) seyn. Versteckt! welch ein unschickliches Wort! In manchem Räthsel sind Wahrheiten, in den Pythagorischen Denksprüchen sind moralische Lehren versteckt; aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervorstrahlet, hätte durch ein andres Wort, als durch das ganz widersprechende versteckt, ausgedrückt zu werden verdient. Sein Vorgänger de la Motte hatte sich um ein gut Theil feiner erklärt; er sagt doch nur: verkleidet (deguisé). Aber auch verkleidet ist noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühsamen Erkennung mit sich führet. Und es muß gar keine Mühe kosten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich so reden darf, Mühe und Zwang kosten, sie darin nicht zu erkennen. Aufs höchste würde sich dieses verkleidet nur in Ansehung der zusammengesetzten Fabel entschuldigen lassen. In Ansehung der einfachen ist es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzeln Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden; aber wie man das Allgemeine in das Besondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, so müßte es anstatt verkleiden wenigstens einkleiden heißen.

Von einem deutschen Kunstrichter hätte ich

überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den schön vernünftelnden Franzosen überlassen sollen, sich damit aus dem Handel zu wickeln; und ihm würde es sehr wohl angestanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moralische Lehre in die Handlung weder versteckt noch verkleidet, sondern durch sie der anschauenden Erkenntniß fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt gewesen seyn, uns von der Natur dieser auch der rohesten Seele zukommenden Erkenntniß, von der mit ihr verknüpften schnellen Ueberzeugung, von ihrem daraus entspringenden mächtigen Einflusse auf den Willen, das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen speculativischen Theil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist, und von unserm Weltweisen schon genugsam erläutert war! *) — Was Breitinger aber damals unterlassen, das ist mir, jetzt nachzuholen, nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seitdem unter uns so bekannt

*) Ich kann meine Bewunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolf schon von der Fabel gelehret hatte, auch nicht im geringsten gekannt zu haben scheinet. Wolfii Philosophiae practicae universalis Pars posterior §. 302—323. Dieser Theil erschien 1734, und die Breitingersche Dichtkunst erst das Jahr darauf.

kannt geworden, daß ich mich der Wörter anschauen, anschauende Erkenntniß, gleich vom Anfange als solcher Wörter habe bedienen dürfen, mit welchen nur wenige nicht einerlei Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel giebt. Doch ich bedenke, daß ich diese bequemer an einem andren Orte werde untersuchen können. — Ich verlasse ihn also.

Batteux.

Batteux erklärt die Fabel kurz weg durch die Erzählung einer allegorischen Handlung.*) Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit verberge, so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man siehet sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider diese Erklärung anzuwenden ist. Ich will mich daher nicht wiederholen; sondern bloß die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, untersuchen.

*) Principes de Litérature, Tome II. I. Partie p. V. L'Apologue est le récit d'une action allégorique etc.

„Eine Handlung, sagt Batteux, ist eine „Unternehmung, die mit Wahl und Absicht ge„schiehet. — Die Handlung setzet, außer dem „Leben und der Wirksamkeit auch Wahl und End„zweck voraus, und kommt nur vernünftigen We„sen zu."

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehntheile von allen existirenden Fabeln ausstreichen. Aesopus selbst wird alsdann deren kaum zwei oder drei gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne käm„pfen mit einander. Der Besiegte verkriecht sich. „Der Sieger fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit „den Flügeln, und krähet. Plötzlich schießt ein Ad„ler auf den Sieger herab, und zerfleischt ihn." *) — Ich habe das allezeit für eine sehr glückliche Fabel gehalten; und doch fehlt ihr, nach dem Batteux, die Handlung. Denn wo ist hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschähe? — „Der Hirsch betrachtet sich in einer spiegelnden „Quelle; er schämt sich seiner dürren Läufte, und „freuet sich seines stolzen Geweihes. Aber nicht „lange! Hinter ihm ertönt die Jagd; seine dür„ren Läufte bringen ihn glücklich ins Gehölz; da „verstrickt ihn sein stolzes Geweih; er wird er„reicht." **) — Auch hier sehe ich keine Unternehmung, keine Absicht. Die Jagd ist zwar eine Un-

*) Aesop. Fab. 145.

**) Aesop. Fab. 181.

vernehmung, und der fliehende Hirsch hat die Absicht sich zu retten; aber beide Umstände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie, ohne Nachtheil derselben, weglassen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung; denn die Handlung liegt in dem falsch befundenen Urtheile des Hirsches. Der Hirsch urtheilet falsch, und lernet gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falsch geurtheilet hat. Hier ist also eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. — Und das ist meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß sie auf alle gute Fabeln passen wird.

Giebt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engern, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreißt, und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung ist; vielleicht, weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich itgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe seyn.

Es ist aber nur Schade, daß sie sich einigermaßen mit dem Batteux schützen, wenigstens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abstrahiret zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux passet, passet auch ihre, so abgeschmackt sie immer ist.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei seiner Erklärung nur die erste Fabel des Phädrus vor Augen gehabt, die er, mehr als einmal, une des plus belles et des plus célèbres de l'antiquité nennet. Es ist wahr, in dieser ist die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Der Wolf nimmt sich vor, das Schaf zu zerreißen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht so plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun, und also jurgii causam intulit. — Ich spreche dieser Fabel ihr Lob nicht ab; sie ist so vollkommen, als sie nur seyn kann. Allein sie ist nicht deswegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen ist, das mit Wahl und Absicht geschiehet; sondern weil sie ihrer Moral, die von einem solchen Unternehmen spricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral ist: *) ὅις προθεσις ἀδικειν, παρ' ἀυτοις ἡ δικαιολογια ἰσχυει. Wer den Vorsatz hat, einen Unschuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar μετ' ἐυλογυ αἰτιας zu thun suchen; er wird einen scheinbaren Vorwand wählen, aber sich im geringsten nicht von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen, wenn sein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht

*) Fab. Aesop. 230.

wird. Diese Moral redet von einem Vorsatze (dessein); sie redet von gewissen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, diesen Vorsatz zu vollführen (choix): und folglich muß auch in der Fabel etwas seyn, was diesem Vorsatze, diesen gewählten Mitteln entspricht; es muß in der Fabel sich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Bloß dadurch wird sie zu einer vollkommenen Fabel; welches sie nicht seyn würde, wenn sie nicht den geringsten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrsatz anschauend zu machen nöthig ist. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks, und stellet sie von dieser Seite in ein sehr vortheilhaftes Licht; nur ihre wesentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet seine Leser sogar, sie zu verkennen. Er sagt nämlich, die Moral die aus dieser Fabel fließe, sey: que le plus foible est souvent opprimé par le plus fort. Wie seicht! wie falsch! Wenn sie weiter nichts als dieses lehren sollte, so hätte wahrlich der Dichter die fictae causae des Wolfes sehr vergebens, sehr für die lange Weile erfunden; seine Fabel sagte mehr, als er damit hätte sagen wollen, und wäre, mit Einem Worte, schlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerstreuen. Man untersuche es nur selbst, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beschaffenheit des Lehrsatzes abhängt, ob die Fabel eine solche Handlung, wie sie Batteux ohne Ausnahme fordert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrsatz der jetzt erwähnten Fabel des Phädrus

mochte sie, wie wir gesehen, nothwendig; aber thun es deswegen alle Lehrsätze? Sind alle Lehrsätze von dieser Art? Oder haben allein die, welche es sind, das Recht in eine Fabel eingekleidet zu werden? Ist z. E. der Erfahrungssatz:

Laudatis utiliora quae contemseris
Saepe inveniri,

nicht werth, in einem einzeln Falle, welcher die Stelle einer Demonstration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es ist, was für ein Unternehmen, was für eine Absicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel ist wahr; wenn aus einem Erfahrungssatze unmittelbar eine Pflicht, *etwas zu* thun oder zu lassen, folget; so thut der Dichter besser, wenn er die Pflicht, als wenn er den blossen Erfahrungssatz in seiner Fabel ausdrückt. — „Groß seyn, ist nicht immer ein Glück!" — Diesen Erfahrungssatz in eine schöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich seyn. Die obige Fabel von dem Fischer, welcher nur der größten Fische habhaft bleibt, indem die kleinern glücklich durch das Netz durchschlüpfen, ist, in mehr als Einer Betrachtung, ein sehr mißlungener Versuch. Aber wer heißt auch dem Dichter, die Wahrheit von dieser schielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß seyn, nicht immer ein Glück ist, so ist es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider seinen Willen groß ward, den das Glück ohne sein

Zuthun erhob, um ihn ohne sein Verschulden desto elender zu machen! Die großen Fische mußten groß werden; es stand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem eben so viele ihr Unglück, als ihr Glück, erkennen. Er soll niemanden mit seinen Umständen unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen mit den ihrigen seyn müssen. Nicht das Groß Seyn, sondern die eitle Begierde groß zu werden (κενοδοξιαν), sollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte,*) der die Fabel von den Mäusen und Wieseln erzählte. „Die Mäuse glaubten, daß sie nur deswegen in „ihrem Kriege mit den Wieseln so unglücklich wären, weil sie keine Heerführer hätten, und beschlossen, dergleichen zu wählen. Wie rang nicht „diese und jene ehrgeizige Maus, es zu werden! „Und wie theuer kam ihr am Ende dieser Vorzug „zu stehen! Die Eiteln banden sich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in praelio
Haberent signum, quod sequerentur milites;

„und diese Hörner, als ihr Heer dennoch wieder „geschlagen ward, hinderten sie, sich in ihre engen „Löcher zu retten:

Haesere in portis, suntque capti ab hostibus
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu.

*) Fab. Aesop. 143, Phaedrus lib. IV. Fab. 5.

Diese Fabel ist ungleich schöner. Wodurch ist sie es aber anders geworden, als dadurch, daß der Dichter die Moral bestimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Bestreben nach einer eitlen Größe, und nicht die Größe überhaupt, zu seinem Gegenstande gewählt; und nur durch dieses Bestreben, durch diese eitle Größe, ist natürlicher Weise auch in seine Fabel das Leben gekommen, das uns so sehr in ihr gefällt.

Ueberhaupt hat Batteux die Handlung der Aesopischen Fabel, mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß, außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreicht. Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenschaften: und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabulist hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzeln moralischen Wahrheit leben-

dig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er, nach Maßgebung der Wahrheit, durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten, zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleich viel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen, und denket im geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihrentwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beschuldiget den Fuchs „eines Diebstahls. Der Fuchs läugnet die That. „Der Affe soll Richter seyn. Kläger und Beklagter „bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. End„lich schreitet der Affe zum Urtheil: *)

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulchre negas.

Die Fabel ist aus; denn in dem Urtheile des Affen liegt die Moral, die der Fabulist zum Augenmerke gehabt hat. Ist aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derselben verspricht? Man bringe diese Geschichte in Gedanken auf die komische Bühne, und man wird sogleich sehen, daß sie durch einen sinnreichen Einfall abgeschnitten, aber nicht geendigt ist. Der Zuschauer ist nicht zufrieden, wenn er voraus sieht, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorn angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf „seine Last von dem Rücken, und rief den Tod.

*) Phaedrus. lib. I. Fab. 10.

„Der Tod erscheinet. Der Greis erschrickt und fühlt „betroffen, daß elend leben doch besser als gar nicht „leben ist. Nun, was soll ich?" fragt der Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Last wieder aufhelfen. *) — Der Fabulist ist glücklich, und zu unserm Vergnügen, an seinem Ziele. Aber auch die Geschichte? Wie ging es dem Greise? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle solche Fragen bekümmert sich der Fabulist nicht; der dramatische Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und so wird man hundert Beispiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen, als zu einer Handlung für das Heldengedicht oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, so kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, sondern muß sie nothwendig so weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich gestehe es: dem Sprachgebrauche nach, heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zu Folge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieser Vorsatz ganz erreicht seyn, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sey. Allein was folgt hieraus? Dieses: wem der Sprachgebrauch so gar heilig ist, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wagt, der enthalte sich des Wortes Handlung, in so fern es eine wesentli-

*) Fab. Aesop. 20.

che Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich selbst folgen. Ich will nicht sagen, die moralische Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; sondern ich will lieber ein Wort von einem weiteren Umfange suchen, und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzelnen Fall zurückgeführt. Dieser einzelne Fall wird allezeit das seyn, was ich oben unter dem Worte Handlung verstanden habe; das aber, was Batteux darunter verstehet, wird er nur dann und wann seyn. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen seyn, die durch die Absicht, die der Fabulist damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind sie es auch außer dieser Absicht; desto besser! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moralischer Wesen seyn müssen, versteht sich von selbst. Denn sie sollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das sich nur von moralischen Wesen sagen läßt, mit begriffen ist. Und darin hat Batteux freilich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennt, bloß vernünftigen Wesen zukomme. Nur kommt es ihnen nicht deswegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freiheit voraussetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Absichten. — —

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens

bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux, sind Kunstrichter von allerlei Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leser alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführt, daß ich, nicht bloß einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bei dem Aristoles:*) „Eine obrigkeitliche Person durch das Loos ernennen, ist eben, „als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann „braucht, es auf das Loos ankommen ließe, welcher von seinen Matrosen es seyn sollte, anstatt „daß er den allergeschicktesten dazu unter ihnen mit „Fleiß aussuchte." — Hier sind zwei besondere

*) Aristotelis Rhetor. lib. II. cap. 20.

Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben jetzt äußernde; der andere ist der erdichtete. Ist dieser erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten lassen. — Aber wenn es bei dem Aristoteles so hieße: „Ihr wollt euren Magistrat durch das „Loos ernennen? Ich sorge, es wird euch gehen, „wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem „Steuermann fehlte ꝛc." Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden, als diese: Dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet; und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist jener Schiffsherr.

Das trifft den Punct! der einzelne Fall, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel. — Es verlohnt sich der Mühe, diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so vielen zweideutigen Fabeln das Urtheil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aesopischen Fabeln des Planudes lieset man auch folgendes: „Der Biber ist ein vierfüßiges Thier, „das meistens im Wasser wohnt, und dessen Gei„len in der Medicin von großem Nutzen sind. Wenn „nun dieses Thier von den Menschen verfolgt wird, „und ihnen nicht mehr entkommen kann; was thut „es? Es beißt sich selbst die Geilen ab, und wirft „sie seinen Verfolgern zu; denn es weiß gar wohl,

bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux, sind Kunstrichter von allerlei Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leser alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführt, daß ich, nicht bloß einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bei dem Aristoles:*) „Eine obrigkeitliche Person durch das Loos ernennen, ist eben, „als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann „braucht, es auf das Loos ankommen ließe, welcher von seinen Matrosen es seyn sollte, anstatt „daß er den allergeschicktesten dazu unter ihnen mit „Fleiß aussuchte.“ — Hier sind zwei besondere

*) Aristotelis Rhetor. lib. II. cap. 20.

Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben jetzt äußernde; der andere ist der erdichtete. Ist dieser erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten lassen. — Aber wenn es bei dem Aristoteles so hieße: „Ihr wollt euren Magistrat durch das „Loos ernennen? Ich sorge, es wird euch gehen, „wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem „Steuermann fehlte ꝛc." Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden, als diese: Dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet; und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist jener Schiffsherr.

Das trifft den Punct, der einzelne Fall, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel. — Es verlohnt sich der Mühe, diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so vielen zweideutigen Fabeln das Urtheil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aesopischen Fabeln des Planudes lieset man auch folgendes: „Der Biber ist ein vierfüßiges Thier, „das meistens im Wasser wohnt, und dessen Geilen in der Medicin von großem Nutzen sind. Wenn „nun dieses Thier von den Menschen verfolgt wird, „und ihnen nicht mehr entkommen kann; was thut „es? Es beißt sich selbst die Geilen ab, und wirft „sie seinen Verfolgern zu; denn es weiß gar wohl,

„daß man ihm nur dieserwegen nachstellt, und es „sein Leben und seine Freiheit wohlfeiler nicht er„kaufen kann." *) — Ist das eine Fabel? Es liegt wenigstens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird sich niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzusprechen. Nur über die Ursache, warum er ihr abzusprechen sey, werden sich vielleicht die meisten bedenken, und uns doch endlich eine falsche angeben. Es ist nichts als eine Naturgeschichte, würde man vielleicht mit dem Verfasser der Kritischen Briefe **) sagen. Aber gleichwohl würde ich mit eben diesem Verfasser antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Instinkt, er handelt aus freier Wahl und nach reifer Ueberlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (γινωσκων ὁ χαριν διωκεται). Diese Erhebung des Instinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben soll, macht es ja eben, daß eine Befugniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird sie es denn hier nicht? Ich sage: sie wird es deswegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlt. Die Wirklichkeit kommt nur dem Einzeln, dem Individuo zu; und es läßt sich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was also hier von dem ganzen Geschlechte der Biber gesagt wird, hätte müssen nur von einem einzigen Biber gesagt werden; und alsdann wäre es eine Fabel geworden. — Ein andres Exempel: „Die

*) Fab. Aesop. 33.

**) Kritische Briefe. Zürich 1746. S. 168.

„Affen, sagt man, bringen zwei Junge zur Welt, „wovon sie das eine sehr heftig lieben und mit aller „möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen „hassen und versäumen. Durch ein sonderbares Ge„schick aber geschieht es, daß die Mutter das Ge„liebte unter häufigen Liebkosungen erdrückt, indem „das Verachtete glücklich aufwächst." *) Auch dieses ist aus eben der Ursache, weil das, was nur von einem Individuo gesagt werden sollte, von einer ganzen Art gesagt wird, keine Fabel. Als daher Lestrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm diese Allgemeinheit nehmen, und die Individualität dafür ertheilen. **) „Eine Aeffin, er„zählt er, hatte zwei Junge; in das eine war sie „närrisch verliebt, an dem andern aber war ihr sehr „wenig gelegen. Einsmals überfiel sie ein plötzli„cher Schrecken. Geschwind rafft sie ihren Liebling „auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, stürzt „aber, und schlägt mit ihm gegen einen Stein, daß „ihm das Gehirn aus dem zerschmetterten Schädel „springt. Das andere Junge, um das sie sich im „geringsten nicht bekümmert hatte, war ihr von „selbst auf den Rücken gesprungen, hatte sich an „ihre Schultern angeklammert, und kam glücklich „davon." — Hier ist alles bestimmt; und was dort nur eine Parabel war, ist hier zur Fabel geworden. — Das schon mehr als einmal ange-

*) Fab. Aesop. 268.

**) In seinen Fabeln, so wie sie Richardson adoptirt hat, die 187ste.

führte Beispiel von dem Fischer, hat den nämlichen Fehler; denn selten hat eine schlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet sich allezeit, so oft das Netz gezogen wird, daß die Fische, welche kleiner sind, als die Gitter des Netzes, durchschlüpfen und die größern hangen bleiben. Für sich selbst ist dieser Fall also kein individueller Fall, sondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumstände werden müssen.

Die Sache hat also ihre Richtigkeit: der besondere Fall, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden; er muß das seyn, was wir in dem strengsten Verstande einen einzeln Fall nennen. Aber warum? Wie steht es um die philosophische Ursache? Warum begnügt sich das Exempel der practischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen? — Wie viel ließe sich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Lesern gar keine richtige psychologische Begriffe voraussetzen wollte. Ich habe mich oben schon geweigert, die Lehre von der anschauenden Erkenntniß aus unserm Weltweisen abzuschreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nöthig ist, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anschauende Erkenntniß ist für sich selbst klar. Die symbolische entlehnt ihre Klarheit von der anschauenden.

Das

Das Allgemeine existirt nur in dem Besondern, und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden.

Einem allgemeinen symbolischen Schlusse folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig ist, das ist, ihn so viel als möglich zu erläutern; müssen wir ihn auf das Besondere reduciren, um ihn in diesem anschauend zu erkennen.

Ein Besonderes, in so fern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen symbolischen Schlüsse werden also durch Exempel erläutert. Alle Wissenschaften bestehen aus dergleichen symbolischen Schlüssen; alle Wissenschaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüsse bloß erläutern; und die Klarheit ist nicht der einzige Vorzug der anschauenden Erkenntniß.

Weil wir durch diese einen Satz geschwinder übersehen, und so in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er symbolisch ausgedrückt ist: so hat die anschauende Erkenntniß auch einen weit größern Einfluß in den Willen, als die symbolische.

Die Grade dieses Einflusses richten sich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ih-

rer Lebhaftigkeit nach den Graden der nähern und mehrern Bestimmungen, in die das Besondere gesetzt wird. Je näher das Besondere bestimmt wird, je mehr sich darin unterscheiden läßt, desto größer ist die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn alles, was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich.

Ein Besonderes also, bloß als möglich betrachtet, ist gewissermaßen noch etwas Allgemeines, und hindert, als dieses, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich seyn kann, wenn die anschauende Erkenntniß den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen, und so mächtig als möglich auf den Willen wirken soll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre, ausser der Erläuterung, ihren allgemeinen Schlüßen schuldig ist, besteht eben in dieser ihnen zu ertheilenden Fähigkeit, auf den Willen zu wirken, die sie durch die anschauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wissenschaften, denen es um die bloße Erläuterung zu thun ist, sich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß, deren das Besondere, als bloß möglich betrachtet, fähig ist, begnügen.

Hier bin ich also! Die Fabel erfordert deswegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterscheiden kann, als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Ueberzeugung mit sich führt, als das bloß Mögliche.

Aristoteles scheint diese Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben; weil er sie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, so konnte es nicht fehlen, er mußte eine falsche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich seyn, seine ganze Lehre von dem Exempel (περι παραδειγματος) hier zu übersehen. *) Erst von seiner Eintheilung des Exempels: Παραδειγματον δ' ειδη δυο εχιν, sagt er; εν μεν γαρ εχι παραδειγματος ειδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, εν δε, το αυτα ποιειν. Τετε δ' εν μεν παραβολη εν δε λογοι· οιον οι αισωπειοι και λιβυκοι. Die Eintheilung überhaupt ist richtig; von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der erdichteten Exempel beibrächte, und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gebe, und mehrere nicht geben könne. Er würde diesen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beispielen selbst abstrahiren können, die Aristoteles davon giebt. Die Parabel nämlich führt er durch ein ωσπερ ει τις ein; und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Ge-

*) Aristotelis Rhetor. lib. II. cap. 20.

schehenes. Der Commentator müßte also diese Stelle so umschreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geschichte genommen, oder in Ermangelung derselben erdichtet. Bei jedem geschehenen Dinge läßt sich die innere Möglichkeit von seiner Wirklichkeit unterscheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geschehenes Ding bleiben soll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben soll, liegt also entweder in seiner bloßen Möglichkeit, oder zugleich in seiner Wirklichkeit. Soll sie bloß in jener liegen, so brauchen wir in seiner Ermangelung auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten; soll sie aber in dieser liegen, so müssen wir unsere Erdichtung auch von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und so weit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kommt er auf den Werth dieser verschiedenen Arten von Exempeln, und sagt: *Εισι δ' οι λογοι δημηγορικοι· και εχουσιν αγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν ευρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐστιν ἐκ φιλοσοφιας. Ρητεον μεν ἐν ποριζασθαι τα δια των λογων· χρησιμωτερα δε προς το βουλευεσθαι, τα δια των πραγματων· ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι.* Ich will mich jetzt nur an den letzten Ausspruch dieser Stelle halten. Aristoteles sagt, die historischen Exem-

pel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sey. Und hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirrt. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich seyn würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich eben so wohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das historische Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst die Sentenz des Agatho billigt:

Ταχ' ἀν τις εἰκος ἀυτο τϐτ' ἐιναι λεγοι·
Βροτοισι πολλα τυγχανειν ἐκ εἰκοτα.

da er hier selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (ἐπι το πολυ) dem Zukünftigen ähnlich sey; der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen, und alles was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meynen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre ꝛc.

schehenes. Der Commentator müßte also diese Stelle so umschreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geschichte genommen, oder in Ermangelung derselben erdichtet. Bei jedem geschehenen Dinge läßt sich die innere Möglichkeit von seiner Wirklichkeit unterscheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geschehenes Ding bleiben soll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben soll, liegt also entweder in seiner bloßen Möglichkeit, oder zugleich in seiner Wirklichkeit. Soll sie bloß in jener liegen, so brauchen wir in seiner Ermangelung auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten; soll sie aber in dieser liegen, so müssen wir unsere Erdichtung auch von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und so weit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kommt er auf den Werth dieser verschiedenen Arten von Exempeln, und sagt: *Εισι δ' οι λογοι δημηγορικοι· και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν ἑυρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐξιν ἐκ φιλοσοφιας. Ῥητω μεν ἐν πορισασθαι τα δια των λογων· χρησιμοτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων· ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι.* Ich will mich jetzt nur an den letzten Ausspruch dieser Stelle halten. Aristoteles sagt, die historischen Exem-

pel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sey. Und hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirrt. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich seyn würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich eben so wohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das historische Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst die Sentenz des Agatho billigt:

Ταχ' ἀν τις εἰκος ἀυτο τυτ' ἐιναι λεγοι·
Βροτοισι πολλα τυγχανειν ὐκ εἰκοτα.

da er hier selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (ἐπι το πολυ) dem Zukünftigen ähnlich sey; der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen, und alles was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meynen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre ꝛc.

Und nunmehr glaube ich, meine Meynung von dem Wesen der Fabel genugsam vorbereitet zu haben. Ich fasse daher alles zusammen und sage: Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Fall die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie bei der Anwendung eben so richtig *als* fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der gröſste Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geſchöpfe zu handelnden Perſonen. — Was iſt hiervon zu halten? Iſt es eine weſentliche Eigenſchaft der Fabel, daß die Thiere darin zu moraliſchen Weſen erhoben werden? Iſt es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung ſeiner Abſicht verkürzt und erleichtert? Iſt es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernſtlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des erſten Erfinders beibehält, weil er wenigſtens ſchnakiſch iſt — quod risum movet? Oder was iſt es?

Batteux hat dieſe Fragen entweder gar nicht vorausgeſehen, oder er war liſtig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere ſeiner Erklärung ſogleich mit

anflickte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird. — Vollkommen à la Françoise! Oder, wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gerne wissen, warum wird sie gemeiniglich den Thieren beigelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht alles fragt!

Ueberhaupt ist unter allen Kunstrichtern Breitinger der Einzige, der diesen Punct berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aesopus, sagt er, die Fabel zum „Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens ange„wendet, so waren seine Lehren meistens ganz be„kannte Sätze und Lebensregeln, und also mußte „er auch zu den allegorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte Handlungen und Beispiele aus „dem gemeinen Leben der Menschen entlehnen. Da „nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen „der Menschen nichts Ungemeines oder merkwürdig „Reizendes an sich haben, so mußte man nothwen„dig auf ein neues Mittel bedacht-seyn, auch der „allegorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und „ein reizendes Ansehen mitzutheilen, um ihr also „dadurch einen sichern Eingang in das menschliche „Herz aufzuschließen. Nachdem man nun wahrge„nommen, daß allein das Seltene, Neue und Wun„derbare eine solche erweckende und angenehm ent„zückende Kraft auf das menschliche Gemüth mit „sich führt, so war man bedacht, die Erzählung „durch die Neuheit und Seltsamkeit der Vorstellun„gen wunderbar zu machen, und also dem Körper

„der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit „beizulegen. Die Erzählung besteht aus zwei we„sentlichen Hauptumständen, dem Umstande der „Person und der Sache oder Handlung; ohne diese „kann keine Erzählung Platz haben. Also muß das „Wunderbare, welches in der Erzählung herrschen „soll, sich entweder auf die Handlung selbst, oder „auf die Personen, denen selbige zugeschrieben wird, „beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen „Geschäften und Handlungen der Menschen vor„kommt, besteht vornämlich in dem Unvermuthe„ten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit im „Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im „Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwar„teten Ausgange einer Sache. Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Le„ben der Menschen etwas Ungewohntes und Selte„nes sind; da hingegen die meisten gewöhnlichen „Handlungen gar nichts Ungemeines oder Merkwür„diges an sich haben: so sah man sich gemüßigt, „damit die Erzählung als der Körper der Fabel „nicht verächtlich würde, derselben durch die Ver„änderung und Verwandlung der Personen einen „angenehmen Schein des Wunderbaren mitzuthei„len. Da nun die Menschen, bei aller ihrer Ver„schiedenheit, dennoch überhaupt betrachtet in einer „wesentlichen Gleichheit und Verwandschaft stehen, „so besann man sich, Wesen von einer höhern Na„tur, die man wirklich zu seyn glaubte, als Göt„ter und Genios, oder solche, die man durch die „Freiheit der Dichter zu Wesen erschuf, als die „Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die „Gelegenheit ꝛc. in die Erzählung einzuführen; vor-

„nämlich aber nahm man sich die Freiheit heraus, „die Thiere, die Pflanzen, und noch geringere We„sen, nämlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern „Natur der vernünftigen Wesen zu erheben, indem „man ihnen menschliche Vernunft und Rede mit„theilte, damit sie also fähig würden, uns ihren „Zustand und ihre Begegnisse in einer uns vernäm„lichen Sprache zu erklären, und durch ihr Exem„pel von ähnlichen moralischen Handlungen unsre „Lehrer abzugeben ꝛc.“

Breitinger also behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sey, warum man in der Fabel die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe reden und vernunftmäßig handeln lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts anders als ein lehrreiches Wunderbare sey. Diese seine zweite Erklärung ist es, welche ich hier versprochenermaßen untersuchen muß.

Es wird aber bei dieser Untersuchung vornämlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat Breitinger viel gewonnen; ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem auf einmal über dem Haufen.

Wunderbar soll diese Einführung seyn? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehört zu dem We-

sen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am liebsten mit dem φασι, und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechischen Rhetores nennen dieses kurz, die Fabel in dem Klagefalle (ταις αἰτιατικαις) vortragen; und Theon, wenn er in seinen Vorübungen*) hierauf kommt, führt eine Stelle des Aristoteles an, wo der Philosoph diesen Gebrauch billigt, und es zwar deswegen für rathsamer erklärt, sich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu berufen, als in der eigenen Person zu sprechen, damit man den Anschein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere. (ἱνα παραμυθησονται το δοκειν ἀδυνατα λεγειν.) War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen: so mußten sie nothwendig weit davon entfernt seyn, in der Fabel etwas Wunderbares zu suchen, oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als Einem Orte, sey der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns thun soll, nicht allein bloß in Ansehung seiner selbst,

*) Nach der Ausgabe des Camerarius S. 28.

sondern auch in Ansehung unserer Vorstellungen haben. Nur das ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge ereignet. Und nur das Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unserer Vorstellungen eben so selten vorkommt. Auf einen fleissigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bei weitem nicht mehr machen, den es das erstemal auf ihn gemacht hat. Er lieset es endlich mit eben so wenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf- und niedergehen sieht. Das Wunder bleibt immer dasselbe: aber nicht unsere Gemüthsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere fast in allen Fabeln sprächen und urtheilten, so würde diese Sonderbarkeit, so groß sie auch an und für sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird angenommen, und soll nichts weniger als wunderbar seyn. — Wenn ich in der Schrift lese: *) „Da that der Herr der Eselin den Mund auf, und

*) 1 B. Mose XXII. 28.

sie sprach zum Bileam ꝛc.;" so lese ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem Aesopus lese: *) φασιν, ὁτε φωνεντα ἡν τα ζωα, την ὁϊν προς τον δεσποτην ειπειν. „Damals, als die Thiere „noch redeten, soll das Schaf zu seinem Hirten ge„sagt haben;" so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts Wunderbares erzählen will, sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß seines Lesers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das ist so begreiflich, sollte ich meynen, daß ich mich schämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr sogleich auf die wahre Ursache, — die ich wenigstens für die wahre halte, — warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet, als die Menschen. — Ich setze sie in die allgemein bekannte Bestandheit der Charaktere. — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe; wird sie sich deswegen von jedem ohne Ausnahme darin erkennen lassen? auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die

*) Fab. Aesop. 316.

umständliche Charakterisirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die Wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte sie unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen dazu geschickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? —, Aber man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie sich das Eine zu dem Andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individua auftreiben kann, die sich durch ihre bloße Benennungen in unserer Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringern Geschöpfen zu suchen. Man setze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme, anstatt des Wolfes den Nero, anstatt

des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes den Riesen und den Zwerg, und sie verliert schon weniger; denn auch der Riese und der Zwerg sind Individua, deren Charakter ohne weitere Hinzuthuung ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel: „Ein Priester kam zu dem armen Manne des Propheten,*) und sagte: Bringe dein „weißes Lamm vor den Altar, denn die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwiederte: mein „Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, und ich habe „nur das einzige Lamm. Du hast aber den Göttern ein Gelübde gethan, versetzte dieser, weil sie „deine Felder gesegnet. — Ich habe kein Feld; war „die Antwort. — Nun so war es damals, als sie „deinen Sohn von seiner Krankheit genesen ließen. „— O, sagte der Arme, die Götter haben ihn „selbst zum Opfer hingenommen. Gottloser! zürnte „der Priester; du lästerst! und riß das Lamm aus „seinem Schooße ꝛc." — — Und wenn in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, so kommt es bloß daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habsüchtigkeit leider noch weit geschwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte Riese; und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt

*) 2 B. Samuelis XII.

wird, als durch den Zwerg. — Der beste Abdruck dieser Fabel, in welchem sie ohne Zweifel am allerwenigsten verloren hat, ist die Fabel von der Ratze und dem Hahne.*) Doch weil man auch hier sich das Verhältniß der Ratze gegen den Hahn nicht so geschwind denkt, als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, so sind diese noch immer die allerbequemsten Wesen, die der Fabulist zu seiner Absicht hat wählen können.

Der Verfasser der oben angeführten Kritischen Briefe ist mit Breitinger einerlei Meynung, und sagt unter andern in der erdichteten Person des Herman Arels:**) „Die Fabel „bekommt durch diese sonderbare Personen ein wun„derliches Ansehen. Es wäre keine ungeschickte Fa„bel, wenn man dichtete: Ein Mensch sah auf ei„nem hohen Baume die schönsten Birnen hangen, „die seine Lust davon zu essen mächtig reizten. Er „bemühte sich lange, auf denselben hinauf zu klim„men; aber es war umsonst, er mußte es endlich „aufgeben. Indem er wegging, sagte er: Es ist „mir gesunder, daß ich sie noch länger stehen lasse; „sie sind doch nicht zeitig genug. Aber dieses Ge„schichtchen reizet nicht stark genug: es ist zu platt „ꝛc." — Ich gestehe es Herman Arel zu; das Geschichtchen ist sehr platt, und verdient nichts weniger

*) Fab. Aesop. 6.

**) Seite 166.

niger als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es bloß deswegen so platt geworden, weil kein Thier darin redet und handelt? Gewiß nicht; sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen bloßen Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt, in ein anderes Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns erweckt. „Ein Mensch!" Das ist ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabei denken? Es giebt deren so viele! Aber „ein „Fuchs!" Der Fabulist weiß nur von Einem Fuchse, und so bald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf Einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Herman Arel also wenigstens einen Gascönier setzen müssen. Und alsdann würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloße Weglassung des Thieres so viel eben nicht verlöre, besonders wenn er in dem nämlichen Verhältnisse auch die übrigen Umstände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr als nach Birnen lüstern gemacht hätte.

Da also die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Ursache sind, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt, so kommt mir es sehr sonderbar vor, wenn man es Einem zum besondern Ruhme ma-

chen will, „daß der Schwan in seinen Fabeln nicht „singe, noch der Pelican sein Blut für seine Jun„gen vergieße.“ *) — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studieren sollte? Wenn dergleichen Eigenschaften allgemein bekannt sind, so sind sie werth, gebraucht zu werden, der Naturalist mag sie bekräftigen, oder nicht. Und derjenige, der sie uns, es sey durch seine Exempel, oder durch seine Lehre, aus den Händen spielen will, der nenne uns erst andere Individua, von denen es bekannt ist, daß ihnen die nämlichen Eigenschaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche, und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten; will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher, als die Fabel, z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.

---

*) Man sehe die kritische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Ursache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht sagen, daß die Thiere dem Fabulisten sonst zu weiter gar nichts nützten. Ich weiß es sehr wohl, daß sie unter andern in der zusammengesetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein großes vermehren, welches alsdann kaum merklich ist, wenn sowohl der wahre, als der erdichtete einzelne Fall beide aus handelnden Personen von einerlei Art, aus Menschen, bestehen. Da aber dieser Nutzen, wie gesagt, nur in der zusammengesetzten Fabel Statt findet, so kann er die Ursache nicht seyn, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel, und also in der Fabel überhaupt, dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen, als die Menschen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr, als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht, und anstatt der Menschen Thiere, oder noch geringere Geschöpfe annimmt? Man erinnere sich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und

Lamme, wie sie oben in die Fabel von den Priester und dem armen Manne de Propheten verwandelt worden. Wir haben Mit leiden mit dem Lamme; aber dieses Mitleiden ist so schwach, daß es unserer anschauenden Erkenntniß des moralischen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen, wie ist es mit dem armen Manne? Kommt es mir nur so vor, oder ist es wirklich wahr, daß wir mit diesem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Priester viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anschauende Erkenntniß des moralischen Satzes hier eben so klar seyn könnte, als sie dort ist?

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln sind verschiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die sich aus der verschiedenen Anwendung derselben ergiebt, habe ich gleich Anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moralischen Satz angewendet, und heißen einfache Fabeln; oder sie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demselben moralischen Satze enthalten ist, und heißen zusammengesetzte Fabeln. Der Nutzen dieser Eintheilung hat sich bereits an mehr als Einer Stelle gezeigt.

Eine andere Eintheilung würde sich aus der verschiedenen Beschaffenheit des moralischen Satzes herholen lassen. Es giebt nämlich moralische Sätze, die sich besser in einem einzeln Falle ihres Gegentheils, als in einem einzeln Falle, der unmittelbar

nach dem Geschmacke unsers oft mehr ekeln als feinen Kunstrichters war, so konnte ihm die aphthonianische mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen seyn, indem es durch sie stillschweigend gleichsam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegorischen Wesen gar nicht in die äsopische Fabel gehören. Und diese Regel eben möchte Batteux gar zu gern festsetzen, ob er sich gleich nicht getrauet mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein System von der Fabel kann auch nicht wohl ohne sie bestehen. „Die „äsopische Fabel, sagt er, ist, eigentlich zu reden, „das Schauspiel der Kinder; sie unterscheidet sich „von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit und „Naivität ihrer spielenden Personen. Man sieht „auf diesem Theater keinen Cäsar, keinen Alexander: aber wohl die Fliege und die Ameise ꝛc." — Freilich: diese Geringfügigkeit der spielenden Personen vorausgesetzt, konnte Batteux mit den höhern poetischen Wesen des de la Motte unmöglich zufrieden seyn. Er verwarf sie also, ob er schon einen guten Theil der besten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte; und zog sich, um den kritischen Anfällen deswegen weniger ausgesetzt zu seyn, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in seiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und diesen Mißbrauch einer erschlichenen Autorität nenne ich eben die kleine Tücke, deren sich Batteux in Ansehung des de la Motte hier schuldig gemacht hat.

Wolf*) hat die Eintheilung des Aphthonius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edleren Gebrauch davon gemacht. Diese Eintheilung in vernünftige und sittliche Fabeln, meynet er, klinge zwar ein wenig sonderbar; denn man könnte sagen, daß eine jede Fabel sowohl eine vernünftige als eine sittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich sey eine jede Fabel in so fern, als sie einer sittlichen Wahrheit zum Besten erfunden worden; und vernünftig in so fern, als diese sittliche Wahrheit der Vernunft gemäß ist. Doch da es einmal gewöhnlich sey, diesen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, so wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bei seiner Eintheilung die Absicht gehabt, die Verschiedenheit der Fabeln ganz zu erschöpfen, und mehr nach dieser Absicht, als nach den Worten, deren er sich dabei bedient habe, müsse sie beurtheilt werden. Absit enim, sagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit so billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der aphthonianischen Eintheilung bei, und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefunden, so scharf-

*) Philosoph. practicae universalis Pars post §. 303.

sinnig hinein zu legen, daß sie das vollkommene Ansehen einer richtigen philosophischen Eintheilung bekommt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten, sagt „er, so legen wir entweder den Subjecten solche „Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche „Prädicate bei, als ihnen zukommen; oder wir le„gen ihnen solche bei, die ihnen nicht zukommen. „In dem ersten Falle heißen es vernünftige „Fabeln, in dem andern sittliche Fabeln; und ver„mischte Fabeln heißen es, wenn sie etwas sowohl „von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen „Fabel haben."

Nach dieser Wolfischen Verbesserung also beruht die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verschiedenheit der Subjecte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädicate, die von diesen Subjecten gesagt werden. Ihr zu Folge kann eine Fabel Menschen zu handelnden Personen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel seyn; so wie sie eben nicht nothwendig eine sittliche Fabel seyn muß, weil Thiere in ihr aufgeführt werden. Die oben angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine sittliche Fabel seyn, weil sie die Eigenschaften und das Betragen gewisser Thiere nachahmt: wie hingegen Wolf den Sinn des Aphthonius genauer bestimmt hat, ist sie eine vernünftige Fabel, weil nicht das geringste von den Hähnen darin gesagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So ist es mit mehrern; zum Exempel der Vogelsteller und die Schlan-

ge; *) der Hund und der Koch; **) der Hund und der Gärtner; ***) der Schäfer und der Wolf; ****) lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung unter die sittlichen und vermischten, nach der verbesserten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieser Eintheilung unsers Weltweisen können bewenden lassen?! Ich weiß nicht. Wider ihre logicalische Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; sie erschöpft alles, was sie erschöpfen soll. Aber man kann ein guter Dialektiker seyn, ohne ein Mann von Geschmack zu seyn; und das letzte war Wolf leider wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier so gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber sich nicht so vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es besonders die Kunstrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjecten Leidenschaften und Handlungen, überhaupt Prädicate, beigelegt werden, deren sie nicht fähig sind, die ihnen nicht zukommen. Dieses nicht zukommen, kann einen übeln Verstand machen. Der Dichter, kann man daraus schließen, ist also nicht gehalten, auf

*) Fab. Aesop. 32.

**) Fab. Aesop. 34.

***) Fab. Aesop. 67.

****) Fab. Aesop. 71.

sinnig hinein zu legen, daß sie das vollkommene Ansehen einer richtigen philosophischen Eintheilung bekommt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten, sagt „er, so legen wir entweder den Subjecten solche „Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche „Prädicate bei, als ihnen zukommen; oder wir le„gen ihnen solche bei, die ihnen nicht zukommen. „In dem ersten Falle heißen es vernünftige „Fabeln, in dem andern sittliche Fabeln; und ver„mischte Fabeln heißen es, wenn sie etwas sowohl „von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen „Fabel haben."

Nach dieser Wolfischen Verbesserung also beruht die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verschiedenheit der Subjecte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädicate, die von diesen Subjecten gesagt werden. Ihr zu Folge kann eine Fabel Menschen zu handelnden Personen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel seyn; so wie sie eben nicht nothwendig eine sittliche Fabel seyn muß, weil Thiere in ihr aufgeführt werden. Die oben angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine sittliche Fabel seyn, weil sie die Eigenschaften und das Betragen gewisser Thiere nachahmt: wie hingegen Wolf den Sinn des Aphthonius genauer bestimmt hat, ist sie eine vernünftige Fabel, weil nicht das geringste von den Hähnen darin gesagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So ist es mit mehrern; zum Exempel der Vogelsteller und die Schlan-

ge; *) der Hund und der Koch; **) der Hund und der Gärtner; ***) der Schäfer und der Wolf; ****) lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung unter die sittlichen und vermischten, nach der verbesserten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieser Eintheilung unsers Weltweisen können bewenden lassen? Ich weiß nicht. Wider ihre logicalische Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; sie erschöpft alles, was sie erschöpfen soll. Aber man kann ein guter Dialektiker seyn, ohne ein Mann von Geschmack zu seyn; und das letzte war Wolf leider wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier so gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber sich nicht so vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es besonders die Kunstrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjecten Leidenschaften und Handlungen, überhaupt Prädicate, beigelegt werden, deren sie nicht fähig sind, die ihnen nicht zukommen. Dieses nicht zukommen, kann einen übeln Verstand machen. Der Dichter, kann man daraus schließen, ist also nicht gehalten, auf

*) Fab. Aesop. 32.

**) Fab. Aesop. 34.

***) Fab. Aesop. 67.

****) Fab. Aesop. 71.

die Naturen der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführt? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf sanftmüthig, den Esel feurig vorstellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Hasen jagen lassen. Alles dieses kommt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine sittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nöthig ist es, dieser gefährlichen Auslegung, diesen mit einer Ueberschwemmung der abgeschmacktesten Mährchen drohenden Folgerungen vorzubauen.

Man erlaube mir also, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweisen so wenig als möglich aus dem Gesichte verlieren; und vielleicht kommen wir am Ende der Bahn zusammen. — Ich habe gesagt, und glaube es erwiesen zu haben, daß auf der Erhebung des einzeln Falles zur Wirklichkeit der wesentliche Unterschied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel beruhet. Diese Wirklichkeit ist der Fabel so unentbehrlich, daß sie sich eher von ihrer Möglichkeit als von jener etwas abbrechen läßt. Es streitet minder mit ihrem Wesen, daß ihr einzelner Fall nicht schlechterdings möglich ist, daß er nur nach gewissen Voraussetzungen unter gewissen Bedingungen möglich ist, als daß er nicht als wirklich vorgestellt werde. In Ansehung dieser Wirklichkeit folglich ist die Fabel keiner Verschiedenheit fähig; wohl aber in Ansehung ihrer Möglichkeit, welche sie veränderlich zu seyn erlaubt. Nun ist, wie gesagt, diese Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit;

der einzelne Fall der Fabel ist entweder schlechterdings möglich, oder er ist es nur nach gewissen Voraussetzungen unter gewissen Bedingungen. Die Fabeln also, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewissen Voraussetzungen ist, mögen sittliche heißen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung; die sittlichen aber leiden sie. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabel, oder die Prädicate dieser Subjecte: der Fall der Fabel ist entweder möglich, vorausgesetzt, daß diese und jene Wesen existiren: oder er ist es, vorausgesetzt, daß diese und jene wirklich existirende Wesen (nicht andere Eigenschaften, als ihnen zukommen; denn sonst würden sie zu andern Wesen werden), sondern die ihnen wirklich zukommenden Eigenschaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange, besitzen. Jene Fabeln, worin die Subjecte vorausgesetzt werden, wollte ich mythische Fabeln nennen; und diese, worin nur erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjecte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, hyperphysische Fabeln nennen —

Ich will diese meine Eintheilung noch durch einige Beispiele erläutern. Die Fabel, der Blinde und der Lahme; die zwei kämpfenden Hähne; der Vogelsteller und die Schlange; der Hund und der Gärtner, sind lauter vernünftige Fabeln, ob schon bald lauter Thiere, bald Menschen und Thiere

darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall ist schlechterdings möglich, oder, mit Wolf zu reden, es wird den Subjecten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln, Apollo und Jupiter; *) Herkules und Plutus; **) die verschiedene Bäume in ihren besondern Schutz nehmenden Götter; ***) kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegorischen Personen, aus Geistern und Gespenstern, aus andern erdichteten Wesen, dem Phönix z. E. bestehen, sind sittliche Fabeln, und zwar mythisch sittliche; denn es wird darin vorausgesetzt, daß alle diese Wesen existiren oder existirt haben, und der Fall, den sie enthalten, ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm; ****) der Fuchs und der Storch; †) die Natter und die Feile; ††) die Bäume und der Dornstrauch; †††) der Oelbaum und das Rohr ꝛc. ††††) sind gleichfalls sittliche, aber hyperphysisch sittliche Fabeln; denn die Natur dieser wirklichen Wesen wird erhöhet, die Schran-

*) Fab. Aesop. 287.

**) Phaedrus libr. IV. Fab. 11.

***) Phaedrus libr. III. Fab. 15.

****) Phaedrus libr. I. Fab. 1.

†) Phaedrus libr. I. Fab. 25.

††) Phaedrus libr. IV. Fab. 7.

†††) Fab. Aesop. 513.

††††) Fab. Aesop. 143.

ken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eins muß ich hierbei erinnern! Man bilde sich nicht ein, daß diese Gattung von Fabeln sich bloß auf die Thiere und andere geringere Geschöpfe einschränke; der Dichter kann auch die Natur des Menschen erhöhen, und die Schranken seiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphysisch sittliche Fabel seyn; denn die Gabe zu prophezeien, kann dem Menschen bloß nach einer erhöhteren Natur zukommen. Oder wenn man die Erzählung von den himmelstürmenden Riesen als eine äsopische Fabel behandeln und sie dahin verändern wollte, daß ihr unsinniger Bau von Bergen auf Bergen endlich von selbst zusammen stürzte und sie unter den Ruinen begrübe; so würde keine andere als eine hyperbolisch sittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen der vernünftigen und sittlichen Fabel entsteht auch bei mir eine vermischte Gattung, wo nämlich der Fall zum Theil schlechterdings, zum Theil nur unter gewissen Voraussetzungen, möglich ist. Und zwar können dieser vermischten Fabeln dreierlei seyn: die vernünftig mythische Fabel, als Herkules und der Karner; *) der arme Mann und der Tod; **) die vernünftig hyperphysische Fabel, als der Holzschläger und der Fuchs, ***)

*) Fab. Aesop. 336.

**) Fab. Aesop. 20.

***) Fab. Aesop. 127.

der Jäger und der Löwe;*) und endlich die hyperphysisch mythische Fabel, als Jupiter und das Kameel,**) Jupiter und die Schlange ꝛc. ***)

Und diese Eintheilung erschöpft die Mannigfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle ihr zu Folge zweifelhaft bliebe, welches bei allen andern Eintheilungen geschehen muß, die sich bloß auf die Verschiedenheit der handelnden Personen beziehen. Die Breitingerische Eintheilung ist davon nicht ausgeschlossen, ob Er schon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir gesehen haben, größten Theils auf die Beschaffenheit der handelnden Personen ankommen, so klingen seine Worte nur gründlicher, und er ist in der That in die Sache nicht tiefer eingedrungen. „Das „Wunderbare der Fabel, sagt er, hat seine verschiedene Grade. — Der niedrigste Grad des Wunderbaren findet sich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche Menschen aufgeführt „werden. — Weil in denselben das Wahrscheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, „so können sie mit Fug wahrscheinliche, oder

„in

*) Fab. Aesop. 280.

**) Fab. Aesop. 197.

***) Fab. Aesop. 189.

„in Absicht auf die Personen menschliche Fabeln be„nennt werden. Ein mehrerer Grad des Wunder„baren äußert sich in derjenigen Classe der Fabeln, „in welchen ganz andere als menschliche Personen „aufgeführt werden. — Diese sind entweder von „einer vortrefflichern und höhern Natur, als die „menschliche ist, z. E. die heidnischen Gottheiten; — „oder sie sind in Ansehung ihres Ursprunges und „ihrer natürlichen Geschicklichkeit von einem gerin„gern Rang als die Menschen, als z. E. die Thie„re, Pflanzen ꝛc. — Weil in diesen Fabeln das „Wunderbare über das Wahrscheinliche nach verschie„denen Graden herrschet, werden sie deswegen nicht „unfüglich wunderbare, und in Absicht auf die „Personen entweder göttliche oder thierische „Fabeln genennt." — Und die Fabel von den zwei Töpfen? die Fabel von den Bäumen und dem Dornstrauche? Sollen die auch thierische Fabeln heißen? Oder sollen sie und ihres gleichen eigene Benennungen erhalten? Wie sehr wird diese Namenrolle anwachsen, besonders wenn man auch alle Arten der vermischten Gattung benennen sollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieser Breitingerischen Eintheilung oft zweifelhaft seyn kann, zu welcher Classe man diese oder jene Fabel rechnen soll, so betrachte man die schon angeführte Fabel von dem Gärtner und seinem Hunde, oder die noch bekanntere, von dem Ackersmanne und der Schlange; aber nicht so wie sie Phädrus erzählt, sondern wie sie unter den griechischen Fabeln vorkommt. Beide haben einen so geringen Grad des Wunderbaren, daß man sie nothwendig

zu den wahrscheinlichen, das ist menschlichen Fabeln, rechnen müßte. In beiden aber kommen auch Thiere vor; und in Betrachtung dieser würden sie zu den vermischten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrscheinliche herrscht, als in jenen. Folglich würde man erst ausmachen müssen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Personen der Fabel anzusehen wären oder nicht, ehe man der Fabel selbst ihre Classe anweisen könnte.

Ich will mich bei diesen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, sondern mit einer Anmerkung schließen, die sich überhaupt auf die hyperphysischen Fabeln beziehet, und die ich zur richtigeren Beurtheilung einiger von meinen eigenen Versuchen nicht gern anzubringen vergessen möchte. — Es ist bei dieser Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabulist die Natur der Thiere und anderer niedrigeren Geschöpfe erhöhen, und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürfe? Ich antworte kurz: so weit und so nahe er will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allem, was er sie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessen willen er sie seiner Absicht bequemer fand, als alle andere Individua. Ist dieses; denken, reden und thun sie durchaus nichts, was ein andres Individuum von einem andern oder gar ohne Charakter eben so gut denken, reden und thun könnte: so wird uns ihr Betragen im geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal

Freiheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Nur ihren Charakter, wie gesagt, müssen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir diesen, so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Thiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen. Es ist unbeschreiblich, wie viele Sophismata non causae ut causae die Kunstrichter in dieser Materie gemacht haben. Unter andern der Verfasser der Kritischen Briefe, wenn er von seinem Hermann Arel sagt: „Daher schreibt er „auch den unvernünftigen Thieren, die er aufführt, „niemals eine Reihe von Anschlägen zu, die in einem Systeme, in einer Verknüpfung stehen, und „zu einem Endzwecke von weitem her angeordnet „sind. Denn dazu gehört eine Stärke der Vernunft, welche über den Instinkt ist. Ihr Instinkt „giebt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft von sich, die sich nicht lange empor halten „kann. Aus dieser Ursache werden diese Fabeln mit „Thierpersonen ganz kurz, und bestehen nur aus „einem sehr einfachen Anschlage oder Anliegen. Sie „reichen nicht zu, einen menschlichen Charakter in „mehr als Einem Lichte vorzustellen; ja der Fabulist muß zufrieden seyn, wenn er nur Einen Zug „eines Charakters vorstellen kann. Es ist eine aus„schweifende Idee des Pater Bossue, daß die äso„pische Fabel sich in dieselbe Länge wie die epische

„Fabel ausdehnen lasse. Denn das kann nicht ge„schehen, es sey denn, daß man die Thiere nichts „von den Thieren behalten lasse, sondern sie in „Menschen verwandle, welches nur in possierlichen „Gedichten angehet, wo man die Thiere mit gewis„sem Vorsatz in Masken aufführet, und die Ver„richtungen der Menschen nachäffen läßt ꝛc.“ — Wie sonderbar ist hier das aus dem Wesen der Thiere hergeleitet, was der Kunstrichter aus dem Wesen der anschauenden Erkenntniß, und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel hätte herleiten sollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Bossue nichts taugt. Die äsopische Fabel, in die Länge einer epischen Fabel ausgedehnt, höret auf eine äsopische Fabel zu seyn; aber nicht deswegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopee erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deswegen, weil die Thiere alsdann zu viel Menschliches haben würden; sondern deswegen, weil die Einheit des moralischen Lehrsatzes verloren gehen würde; weil man diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Theile so gewaltsam aus einander gedehnt und mit fremden Theilen vermischt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntniß erfordert unumgänglich, daß wir den einzeln Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Theile hat, oder seine Theile allzuweit aus einander liegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man

es dem dramatischen Dichter, noch williger aber dem Epopeendichter, erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig sind, als daß wir sie auf einmal zu übersehen vermöchten. In dem Skelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehöret für den kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darin liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hineingelegt hat. Daß übrigens das eingeschränkte Wesen der Thiere von dieser nicht zu erlaubenden Ausdehnung der äsopischen Fabel die wahre Ursache nicht sey, hätte der kritische Briefsteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die thierische Fabel, sondern auch jede andere äsopische Fabel, wenn sie schon aus vernünftigen Wesen besteht, derselben unfähig ist. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Mann und dem Tode, läßt sich eben so wenig zur Länge des epischen Gedichtes erstrecken, als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchse und dem Raben. Kann es also an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beispielen streiten wollte, wie viele sehr gute Fabeln ließen sich ihm nicht entgegen setzen, in welchen den Thieren weit mehr als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beigelegt wird, und man sie ihre Anschläge ziemlich von weitem her zu einem Endzwecke anwenden siehet! Z. E. der Adler

und der Käfer;*) der Adler, die Katze und das Schwein ꝛc.**)

Unterdessen, dachte ich einsmals bei mir selbst, wenn man demungeachtet eine äsopische Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die jetzt berührten Unbequemlichkeiten dieser Länge wegfielen? Wie müßte unser Reinicke Fuchs aussehen, wenn ihm der Name eines äsopischen Heldengedichts zukommen sollte? Mein Einfall war dieser: Fürs erste müßte nur ein einziger moralischer Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; fürs zweite müßten die vielen und mannichfaltigen Theile dieses Ganzen unter gewisse Hauptheile gebracht werden, damit man sie wenigstens in diesen Hauptheilen auf einmal übersehen könnte; fürs dritte müßte jeder dieser Hauptheile ein besonderes Ganze, eine für sich bestehende Fabel seyn können, damit das große Ganze aus gleichartigen Theilen bestände. Es müßte, um alles zusammen zu nehmen, der allgemeine moralische Satz in seine einzelne Begriffe aufgelöset werden; jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in einer besondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese besondern Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reinicke Fuchs von diesen Requisiten! Am Besten also, ich mache

*) Fab. Aesop. 2.

**) Phaedrus libr. II. Fab. 4.

selbst die Probe, ob sich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie diese Probe ausgefallen ist! Es ist die sechzehnte Fabel meines dritten Buchs, und heißt die Geschichte des alten Wolfs in sieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen sieben Fabeln zusammen genommen liegt, ist diese: „Man muß „einen alten Bösewicht nicht auf das äußerste brin„gen, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät „und erzwungen sie auch seyn mag, benehmen." Dieses Aeußerste, diese Benehmung aller Mittel zerstückte ich; machte verschiedene mißlungene Versuche des Wolfes daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können; und bearbeitete jeden dieser Versuche als eine besondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung stehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf sieben, und mit dem Rangstreite der Thiere auf vier Fabeln gebracht habe, wird ein Anderer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierin Aesopus, oder ist Phädrus, oder ist la Fontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Aesopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben und in ein Buch zusammen getragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urtheilen, war sein Vortrag von der äußersten Präcision; er hielt sich nirgends bei Beschreibungen auf; er kam sogleich zur Sache, und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Noth-

wendigen und Unnützen. So charakterisirt ihn de la Motte; und richtig. Diese Präcision und Kürze, worin er ein so großes Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern, dringet mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der sich vornahm, die Erfindungen des Aesopus in Versen auszubilden, hat offenbar den festen Vorsatz gehabt, sich an diese Regel zu halten; und wo er davon abgekommen ist, scheinet ihn das Sylbenmaß und der poetischere Stil, in welchen uns auch das allersimpelste Sylbenmaß wie unvermeidlich verstrickt, gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieses sonderbare Genie! La Fontaine! Nein wider ihn selbst habe ich nichts; aber wider seine Nachahmer, wider seine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was ihre Muster und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel sey; er gestand es zu, daß es ihr vornehmster Schmuck sey, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte*) mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präcision und die außerordentliche Kürze, „durch die sich Phädrus so sehr empfehle, in sei-

*) In der Vorrede zu seinen Fabeln.

„nen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieß „Eigenschaften, die zu erreichen, ihn seine Sprache „zum Theil verhindert hätte; und bloß deswegen, „weil er den Phädrus darin nicht nachahmen konn„nen, habe er geglaubt, qu'il falloit en recom„pense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait." Alle die Lustigkeit, sagt er, durch die ich meine Fabeln aufgestutzt habe, soll weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten seyn, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend gewesen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen. Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publico aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein bloßes Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders seyn; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit geht. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahre witzig zu bleiben,*) meynte sogar, la Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgesetzt; und de la Motte schrie über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide.

Unterdessen, da la Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit durch ein so großes Muster als ihm Phädrus schien, verdammt glaubte, wollte

*) Fontenelle.

er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er setzte also hinzu: „Und „meinen Fabeln diese Lustigkeit zu ertheilen, habe „ich um so viel eher wagen dürfen, da Quinti„lian lehret, man könne die Erzählungen nicht „lustig genug machen (égayer). Ich brauche keine „Ursache hiervon anzugeben; genug, daß es Quin„tilian sagt.“ — Ich habe wider diese Autorität zweierlei zu erinnern. Es ist wahr, Quintilian sagt: Ergo vero narrationem, ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia et venere exornandam puto; *) und dieses muß die Stelle seyn, worauf sich la Fontaine stützet. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzählung so viel als möglich, obgleich nach Maßgebung der Sache, **) zu ertheilen befiehlt, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meynen, daß gerade die Lustigkeit dadurch ausgeschlossen werde. Doch der Hauptpunct ist hier dieser: Quintilian redet von der Erzählung des Factums in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieser sagt, ziehet la Fontaine wider die ausdrückliche Regel der Alten auf die Fabel. Er hätte diese Regel unter andern bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie seyn! — und setzt hinzu: ἐν δὲ

*) Quinctilian. Inst. Orat. lib. IV. cap. 2.

**) Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. Idem. ibidem.

τοις μυθοις ἁπλουστεραν την ἑρμηνειαν εἶναι δε και προσφυη· και ὡς δυνατον, ἀκαταστκευον τι και σαφη· Die Erzählung der Fabel soll noch plan̈er seyn, sie soll zusammen gepreßt, so viel als möglich ohne alle Zierathen und Figuren mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden seyn.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieser Autorität des Quintilian's gar gern. Man weiß ja, wie die Franzosen überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigenen Autoren mit der unverzeihlichsten Flatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempel! De la Motte sagt von dem la Fontaine: Tout Original qu'il est dans les manières, il étoit admirateur des Anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent été ses modèles. La brièveté, dit-il, est l'ame de la Fable, et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit.*) Man kann nicht verstümmelter anführen, als de la Motte hier den la Fontaine anführt! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunstrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel sey, oder spricht es vielmehr in seiner eigenen Person; er beruft sich nicht wegen der Kürze, sondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrschen solle, auf das Zeugniß des Quintilian, und würde sich wegen jener sehr schlecht auf ihn be-

*) Discours sur la Fable p. 174

rufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgends bei ihm findet.

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beifall, den la Fontaine mit seiner muntern Art zu erzählen erhielt, machte, daß man nach und nach die äsopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philosophie, und aus diesen holten die Lehrer der Redekunst sie in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neueren muß man das, was man von der äsopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen; bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmuthigen poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu; die Lehrer der Redekunst ließen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreisen; und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie so viel als möglich auszuputzen uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten

kommt, wo ihm jene ἑρμηνεια ἀκατασκευος der Fabel so oft empfohlen worden, kann der wissen woran er ist, wenn er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichniß von Zierathen lieset, deren die Erzählung der Fabel fähig seyn soll? Er muß voller Verwunderung fragen: so hat sich denn bei den Neuern ganz das Wesen der Dinge verändert? Denn alle diese Zierathen streiten mit dem wirklichen Wesen der Fabel. Ich will es beweisen.

Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können; und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz seyn, als möglich. Alle Zierathen aber sind dieser Kürze entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer seyn können: folglich streiten alle Zierathen, in so fern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieser Kürze braucht die Fabel gern die allerbekanntesten Thiere; damit sie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu schildern, um Eigenschaften zu bemerken, die ihr ohne diese Namen allzuviel Worte kosten würden. Nun höre man den Batteux: „Diese Zierathen bestehen Erstlich in Gemälden, Beschreibungen, „Zeichnungen der Oerter, der Personen, der Stellungen." Das heißt: Man muß nicht schlechtweg z. E. ein Fuchs sagen, sondern man muß fein sagen:

Un vieux renard, mais de plus fins,
Grand croqueur de poulets; grand preneur de lapins,
Sentant son renard d'une lieue etc.

Der Fabuliſt brauchte Fuchs, um mit einer einzigen Sylbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen; und der Poet will lieber von dieſer Bequemlichkeit nichts wiſſen, will ihr entſagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen ſoll, eine luſtige Beſchreibung von einem Dinge zu machen, deſſen ganzer Vorzug hier eben dieſer iſt, daß es keine Beſchreibung bedarf.

Der Fabuliſt will in Einer Fabel nur Eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es alſo ſorgfältig vermeiden, die Theile derſelben ſo einzurichten, daß ſie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zuſammen genommen erkennen ſollen. Viel weniger wird er eine ſolche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfließen laſſen, damit er unſere Aufmerkſamkeit nicht von ſeinem Zwecke abbringe, oder wenigſtens ſchwäche, indem er ſie unter mehrere allgemeine moraliſche Sätze theilet. — Aber Batteux, was ſagt der? „Der zweite Zierath, ſagt er, beſteht in den Gedanken; nämlich „in ſolchen Gedanken, die hervorſtechen, und ſich „von den übrigen auf eine beſondere Art unterſcheiden."

Nicht minder widerſinnig iſt ſein dritter Zierath, die Alluſion. — Doch wer ſtreitet denn

mit mir? Batteux selbst gesteht es ja mit au
drücklichen Worten, „daß dieses nur Zierathen so
„cher Erzählungen sind, die vornämlich zur Be
„stigung gemacht werden.“ Und für eine solche E
zählung hält er die Fabel? Warum bin ich so
genssinnig, sie nicht auch dafür zu halten? Warum
habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum
glaube ich, daß dieser Nutzen seinem Wesen nach
schon anmuthig genug ist, um aller fremden An
nehmlichkeiten entbehren zu können? Freilich geht
es dem la Fontaine und allen seinen Nachah
mern wie meinem Manne mit dem Bogen;*)
der Mann wollte, daß sein Bogen mehr als glatt
sey; er ließ Zierathen darauf schnitzen; und der
Künstler verstand sehr wohl, was für Zierathen auf
einen Bogen gehörten; er schnitzte eine Jagd dar
auf: nun will der Mann den Bogen versuchen,
und er zerbricht. Aber war das die Schuld des
Künstlers? Wer hieß den Mann so wie zuvor da
mit zu schießen? Er hätte den geschnitzten Bogen
nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen, und
seine Augen daran weiden sollen! Mit einem sol
chen Bogen schießen zu wollen! — Freilich würde
nun auch Plato, der die Dichter alle mit samt
ihrem Homer aus seiner Republik verbannte, dem
Aesopus aber einen rühmlichen Platz darin ver
gönnte, freilich würde auch Er nunmehr zu dem
Aesopus, so wie ihn la Fontaine verkleidet
hat, sagen? Freund, wir kennen einander nicht
mehr!

*) S. die erste Fabel des dritten Buchs.

mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber, was geht es uns an, was so ein alter Grillenfänger, wie Plato, sagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdessen, da ich so sehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaßen gegen mich seyn wird. Ich habe die erhabene Absicht, die Welt mit meinen Fabeln zu beluftigen, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich meistens zu meiner eigenen Erbauung gern in besondern Fällen übersehen wollte; und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Wenn ich aber jetzt die Welt gleich nicht belustige; so könnte sie doch mit der Zeit vielleicht durch mich belustiget werden. Man erzählt ja die neuen Fabeln des Abstemius eben sowohl, als die alten Fabeln des Aesopus in Versen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten ist, und ob man auch sie nicht einmal mit aller möglichen Lustigkeit erzählt, wenn sie sich anders durch ihren inneren Werth eine Zeitlang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieser Betrachtung also bitte ich für jetzt mit meiner Prosa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal aussagen läßt. Wenn ich mit der allzu munteren und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des la Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extremum verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf

die Mittelſtraße des Phädrus, und erzählte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Verſen? Denn proſaiſche Fabeln; wer wird die leſen wollen! — Dieſen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im voraus darauf antworten? Zweierlei. Erſtlich: was man mir am leichteſten glauben wird, ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Verſen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bei ſich fühlte, ſchob die Schuld auf ſeine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meynung, und glaube überhaupt, daß ein Genie ſeiner angebornen Sprache, ſie mag ſeyn, welche es will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie ſind die Sprachen alle von Einer Natur; und die Schuld iſt alſo einzig und allein mein. Ich habe die Verſification nie ſo in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weiſe beſorgen dürfen, das Sylbenmaß und der Reim werde hier und da den Meiſter über mich ſpielen. Geſchähe das, ſo wäre es ja um die Kürze gethan, und vielleicht noch um mehr weſentliche Eigenſchaften der guten Fabel. Denn zweitens — Ich muß es nur geſtehen; ich bin mit dem Phädrus nicht ſo recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er „ſeine Moral oft zu Anfange der Fabeln ſetze, und „daß er uns manchmal eine allzu unbeſtimmte Mo„ral gebe, die nicht deutlich genug aus der Allego„rie entſpringe.“ Der erſte Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit; der zweite iſt unendlich wichtiger, und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beſchuldigungen rechtfertigen; ſondern meine eigene vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phä-

drus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begehet. Wie viele Beweise will man? z. E.

Fab. 4. Libri I.

Canis per flumen carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum etc.

Es ist unmöglich, wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hat er das Wasser um sich her nothwendig so getrübt, daß er sein Bildniß unmöglich darin sehen können. Die griechischen Fabeln sagen: κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε; das braucht weiter nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man sich vorstellen. Aphthonius bestimmt diesen Umstand noch behutsamer: κρεας ἁρπασα τις κυων παρ' ὀχθην διηει την ὁχθην; der Hund ging an dem Ufer des Flusses.

Fab. 5. Lib. I.

Vacca et capella, et patiens ovis injuriae.
Socii fuere cum leone in saltibus.

Welch eine Gesellschaft! Wie war es möglich, daß sich diese viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Diese Ungereimtheit haben die Kunstrichter schon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß sie von

des Phädrus eigener Erfindung ist. Im Griechischen ist diese Fabel zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (Οναγρος). Von dem wilden Esel ist es bekannt, daß er ludert; und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend ist ferner die Theilung bei dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Male afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortrefflich hingegen ist sie im Griechischen! Der Löwe macht sogleich drei Theile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staates bei Seite gelegt. Und dieses Theil, sagt der Löwe, gehöret mir, βασιλευς γαρ ειμι das zweite Theil gehört mir auch, ως εξ ισου κοινωνων, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil κακον μεγα σε ποιησει, ει μη εθελης φυγειν.

Fab. 11. Lib. I.

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice, et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras etc.
— — — —
Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Esel in das Gesträuch; der Esel schreiet; die Thiere erschrecken in ihren Lagern; und da sie durch die bekannten Ausgänge davon fliehen wollen, fallen sie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch Einen Ausgang davon kommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall seyn? — Wie vortrefflich fallen in der griechischen Fabel alle diese Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schickt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 9. Lib. IV.

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns diese zwei Säcke aufgelegt? Er ist also selbst Schuld, daß wir unsere eigene Fehler nicht sehen, und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unsers Nächsten sind? Wie viel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die besseren Griechen lassen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; sie sagen schlecht weg: Ἄνθρωπος δυο πηρας ἑκαστος

φερει; oder δυο πηρας ἐξημμεδα τε τρ
χηλε u. ſ. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vo
meine Beſchuldigung an einem andern Orte um
ſtändlicher zu erweiſen; und vielleicht durch eine n
gene Ausgabe des Phädrus.

V.

Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moralischen Nutzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine praktische Philosophie: und würde ich mehr davon sagen können, als Wolf gesagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen jetzt sprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen; indem sie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald sie zu erweitern, bald sie kürzer zusammen zu ziehen ꝛc. Diese Uebung kann nicht anders als zum Nachtheil der Fabel selbst vorgenommen werden; und da jede kleine Geschichte eben so geschickt dazu ist, so weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die sich als Fabel ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich jetzt mehr berühren als umständlich erörtern will, würde man den heuristischen Nutzen der Fabeln nennen können. – Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Künsten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am Besten durch eine andere Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott gibt uns die Seele; aber das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesammte Seelenkräfte man so viel als möglich beständig in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnet, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen, und Acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kommt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer Sache in die andere hinüber sehen läßt, den man lehrt, sich eben so leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder herabzulassen: Der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Uebungen nun, die diesem allgemeinen Plane zu Folge angestellt werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung äsopischer Fabeln eine von denen seyn, die dem Alter eines Schülers am allerangemessensten wären: nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; sondern weil es unläugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden worden, gleich dasjenige

ist, das allen Erfindern überhaupt das allergelaufigste seyn muß. Dieses Mittel ist das Principium der Reduction, und es ist am Besten, den Philosophen selbst davon zu hören: Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, principio nimirum reductionis: quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum, non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in Philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus. *)

*) Philosophiae practicae universalis pars posterior §. 510.

Doch dieses Principium der Reduction hat seine großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Kenntniß des Besondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduction geschehen kann. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftstellers folgen, den ersten Anfang ihres Unterrichts mit der Geschichte der Natur zu machen, und diese in der niedrigsten Classe allen Vorlesungen zum Grunde zu legen.*) Sie enthält, sagt er, den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen. Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Samen der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubt, nicht auf die bloßen Eigenschaften der Thiere und anderer geringern Geschöpfe, sondern auf die äsopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebauet werden, gesehen haben.

Aber auch alsdann noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläuftigen Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln Anfangs müssen mehr finden, als erfinden lassen; und die allmähligen Stufen von diesem Finden zum Erfinden, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter sagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, insonderheit aber auf der Jagd, auf alles Betragen der

*) Briefe die neueste Literatur betreffend, 1 Theil, S. 58.

„zahmen und der wilden Thiere aufmerksam seyn, „und so oft etwas Sonderbares und Merkwürdiges „zum Vorschein kommt, sich selber in den Gedan„ken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem „gewissen Charakter der menschlichen Sitten habe, „und in diesem Falle in eine symbolische Fabel aus„gebildet werden könne." *) Die Mühe, mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß; indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt.

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: Λεων και ονος, κοινωνιαν ϑεμενοι, εξηλϑον επι ϑηραν — Hier bleibt der Lehrer stehen. Der Esel in Gesellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf diese Gesellschaft gewesen seyn! (Man sehe die achte Fabel meines zweiten Buchs.) Der Löwe in Gesellschaft des Esels? Und hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen? (Man sehe die siebente.) Und so sind zwei Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führet, als Aesopus sich dabei gesteckt hatte.

*) Kritische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, schließt sich: και ὁ κολοιος ἡν παλιν κολοιος. Vielleicht war sie nun auch etwas Schlechteres, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigenen glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe. (S. die sechste Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie, wenn das Stück Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie wenn der Mann die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alsdann noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus, und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Herku-

les wird in den Himmel aufgenommen, und unterläßt, dem Plutus seine Verehrung zu bezeugen. Sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der Juno, zu bezeugen unterlassen haben? Oder würde es dem Herkules anständiger gewesen seyn, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)

Oder man sucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es giebt unter den griechischen Fabeln verschiedene, die eine sehr nichtswürdige haben. Die Esel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend seyn zu lassen. Jupiter antwortete: τοτε ἀυτες ἀπαλλαγησεσθαι της κακοπαθειας, ὁταν ἐρεντες ποιησωσι ποταμον. Welch eine unanständige Antwort für eine Gottheit! Ich schmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten lassen, und überhaupt eine schönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab. Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigenen Versuche zu schreiben.

Aesopischen Fabeln; demjenigen vielleicht nicht unwillkommen, der es mit einem Blicke übersehen will, wie und von wem dieses Feld angebauet worden.

Jotham.

Seine Fabel von den Bäumen, die sich einen König wählen. Buch der Richter IX, 8.

Nathan.

Seine Fabel vom geraubten Schaafe.

Hesiodus.

Quintil. Orat. Lib. V, c. 11.

Aesopus.*)

Aus des Aristophanes ὁδ Αισωπον πεπαγμαι (in avibus v. 387) ist nicht mehr zu schließen, als

*) Außer diesem was hier vom Aesop vorkömmt, hat mein Bruder einen Heft von drei Bogen in Octav: Erklärungen über den Aesop, nachgelassen, die mit denen, welche er dem griechischen Manuscripte beigefügt, dessen er in seinem ersten Beitrage zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herz. Bibliothek zu Wolfenbüttel Nro. 2 S. 72 gedenket, schon einen ziemlichen Commentar ausmachen; sie sind aber nur in deutscher Sprache geschrieben. Sobald es nicht lächerlich, das heißt, nicht ungewöhnlich seyn wird, einen griechischen Text mit deut-

als daß eine Sammlung seiner Fabeln vorhanden gewesen; nicht aber daß er sie selbst geschrieben. Das Zeugniß des Phäder und des Aphthonius beweisen dieses noch nicht.

Fabeln, die nach dem Zeugnisse der Alten gewiß von ihm sind,

1) der Igel, der dem Fuchse die Fliegen verjagen will. Aristoteles.
2) Der Adler und der Käfer. Plutarch.
3) Cassita. Gellius.

Myro Rhodia.

Fabulas scripsisse perhibetur a Suida.

Locmann.

Am wahrscheinlichsten ist, was Herbelot sagt, S. 518. a.

---

deutschen Noten, von einer andern Manier aber, als die Noten über einige lateinische Autoren ad modum Sinceri, herauszugeben, will ich ihn drucken lassen. Dem wahren Gelehrten möchte er wohl willkommen seyn. Seine Anmerkungen aber ins Lateinische zu übersetzen, mag freilich noch gelehrter lassen. Ich darf aber vorsätzlich meinen Bruder weder gelehrter noch ungelehrter machen, als er wirklich ist. Sind sie einmal deutsch erschienen, so kann man sie zur Aufrechthaltung der ächten Gelehrsamkeit lateinisch oder wendisch übersetzen.

Pilpay.

Gellerts Irrthum, S. 31, als ob Sandaber's Fabeln andere wären, als des Pilpay. Es ist der nämliche Mann, der in der Persischen Sprache Pilpay, und in der Hebräischen Sandaber heißt.

Der Französische Uebersetzer des Pilpay hat Gellert verführt. Siehe dessen Avertissement, welcher noch dazu setzt, daß aus den Fabeln des Sandaber die Franzosen ihren Roman von den sieben Weisen gemacht.

Pilpay oder Bidpay war ein Bramine, und schrieb sein Werk für einen König von Indien, Namens Dobschelim. Herbelot S. 456.

Socrates.

Daß Sokrates einige in Versen gebracht, beweiset wenigstens, daß die damals vorhandene Sammlung in Prosa gewesen. Plutarchus de audiendis Poetis c. 6. Suidas in voce Socrates.

Has pro exemplo fabulas et Socrates divinis operibus indidit, sagt Avianus in seiner Präfation; welches aber wohl mehr von den Fabeln zu verstehen seyn muß, die Plato seinen Gesprächen eingeflochten.

Demetrius Phalereus.

Welcher nach dem Laertius Lib. V. Sect. 80 λογων Αισωπαιων συναγωγας hinterlassen haben soll.

Babrias.

oder Babrius, von dem Avianus sagt: quas (fabulas) graecis jambis Babrius repetens in duo volumina coarctavit.

Cannegiter meynt, daß Babrias und Babrius zwei verschiedene Fabeldichter gewesen, in seinen Anmerkungen zur Präfation S. 8.

Suidas sagt ausdrücklich, daß er seine Fabeln aus dem Aesopus genommen, und in Verse gebracht, Choriambische nämlich: Seine Sammlung bestand aus zehn Büchern.

Stelle des Seneca:
logos aesopeos intentatum Romanis opus, in seiner Consol. ad Polyb. c. 27.

Phaedrus.

Phaedrus partem aliquam quinque in libellos resolvit; sagt Avian.

Vielleicht gedenkt auch seiner Martial III. 20.

*) I. Buch. Erste Fabel.

v. 4. Iurgii causam intulit; die Ursache aber, warum der Wolf dieses that, ist im Griechi-

*) Ich wüßte keinen schicklichern Ort, diese Anmerkungen meines Bruders über die ersten neunzehn Fabeln des Phäder, so sich in einem be-

[illegible] sehr wohl ausgedrückt, weil er [illegible] Schaf wollte [illegible] [illegible] Fortune ist noch [illegible] [illegible] gegangen; denn ohne zu sagen [illegible] der Wolf eine Gelegenheit zum Zanke [illegible] Zorne brechen wollen, damit er am Ende [illegible] Schaf mit [illegible] Fuge zerrissen zu haben [illegible] möge, läßt er ihn auf einmal [illegible] brechen:

Qui te rend si hardi etc.

v. 1. 2. Ad rivum eundem Lupus et agnus venerat, siti compulsi — —

Das mußte sich wunderbar schicken, daß beide zu gleicher Zeit durstete, und beide an einen Fluß ihren Durst zu löschen kamen! und warum dieses Wunderbare? Der Grieche sagt viel natürlicher: *Λυκος θεασαμενος ἀρνα ἀπο τινος ποταμου πινοντα.* Denn wozu muß auch der Wolf durstig seyn?

v. 7. Qui possum, quaeso, facere quod quereris, Lupe, a te decurrit ad meos haustus liquor.

---

sondern Hefte von drei Bogen in Octav befinden, und wozu er freilich noch mehrere fügen wollen, anzubringen als hier. Er betrachtet den Phäder aus einem Gesichtspuncte, aus dem ihn unzählige Commentatoren zu nehmen sich nicht einfallen lassen.

Der Grieche läßt vor dieser Entschuldigung noch ein oder vorhergehen; denn das Schaaf sagt: τοις ἀκροις χειλεσι πινειν, es berühre das Wasser ja nur mit den äußersten Lippen, und alsdenn fährt es erst fort: και ἀλλως ὁ δυνατον, ἀυτε ἐςωτος κατω. Und ist es nicht auch sehr natürlich, daß dem Schaafe jene Entschuldigung zuerst einfallen mußte.

v. 9. Repulsus ille veritatis viribus.

Das ist zu gut für den Wolf. Was geht dem Wolf die Wahrheit an? Er will das Schaaf blos in die Verlegenheit setzen, daß es nichts zu antworten weiß. Der Grieche sagt daher viel schöner: ὁ λυκος ἀποτυχων ταυτης τησ ἀιτιας, da er mit diesem Vorwande nicht fortkam.

Zweite Fabel.

Die Fabel an sich ist gut erzählt. Aber die Gelegenheit, die Phäder dazu erdichtet, ist nichts weniger als passend. Die Frösche wollten durchaus einen König haben; das wollten die Athenienser nicht. Die Frösche klagten, als sie das Klotz zum Könige bekommen hatten, nicht daß sie einen König bekommen hatten, sondern, daß sie einen so unwirksamen, unthätigen König erhalten hätten ꝛc.

Im Griechischen ist die Gelegenheit nicht, bei welcher sie Aesopus soll erzählt haben; und auch Fontaine hat sie weggelassen. Aber welcher läppi-

sche Einfall von dem letztern, dem Klotz einen Schu
ter, ein Gesicht zu geben!

Sans oser de longtems regarder au visage
Celui etc. —
Jusqu'a sauter sur l'epaule du Roi.

Nach der Application des Phädrer liegt in dieser Fa
bel weiter nichts, als das minimum de malis
welches Tanaquill Faber auch zur Aufschrift gemac
hat. In der griechischen Fabel hingegen liegen zwe
weit größere und kühne Wahrheiten: 1. die Thor
heit überhaupt,*) einen König zu haben; 2. die
Thorheit, nicht mit einem schläfrigen, unthätigen
König zufrieden zu seyn; einen großen ausschla
genden Kopf auf den Thron zu wünschen.**)

Dritte Fabel.

Die Gelegenheit, bei welcher es der Krähe in
gekommen, sich mit fremden Federn zu schmücken,
ist in dem Griechischen wohl ersonnen. Aphthonius
aber hat diese Fabel unter allen am besten erzählt.

---

*) Der Grieche nennt es *την ευηθειαν*, eine ehr
liche Dummheit; eine gutmeynende Einfalt.

**) *ἀναξιοπαθουντες τοιουτον ἐχειν βασιλεα*
sie hielten es sich für eine Schande, für ein
das mit ihrer Ehre stritte, einen solchen Kö
nig zu haben. Von Pisistrato siehe Just.
cap. 6.

Pulchritudinis erat certamen, et ad Jovem ut disceptaretur haec controversia, omnes iverunt volucres: ac Mercurio quidem diem praefiniente fluviosque et lucus omnes petiere, deformibusque pennis abjectis, elegantiores nititabant. At cum e natura decoris nihil haberet graculus, quae reliquis exciderant, inde se ille exornavit. Sola tamen noctua, cum nosset id quod suum erat, a graculo auferebat, ac ut reliquae idem facerent, persuasit. His autem ab omnibus ita exutus graculus nudus omnium venit ad judicium Jovis.

Vierte Fabel.

v. 2. Canis per flumen, carmen dum ferret natans
Lympharum in speculo.

Dieses natans ist sehr abgeschmackt, 1. weil durch das Schwimmen das Wasser nothwendig getrübt wird, daß es unmöglich ein Spiegel mehr seyn kann; 2. weil der Hund nur seinem Stücke Fleische, welches er fallen ließ, hätte nachschwimmen dürfen, um es wieder zu bekommen.

Die griechische Fabel sagt blos *Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε*, d. i. er gieng über den Fluß. Wer heißt es aber den Uebersetzern, dieß durch nando fluvium trajiciebat zu geben? Aphthonius, der diese Fabel gleichfalls erzählt, sagt: *Κρεας ἁρπασας τις κυων παρ' αυτην διηει την οχθην τε ποταμε*,

d. i. er gieng an, (neben) dem Ufer des Flusses. Christ, dessen Kritik sich über die Worte nicht erstreckte, hat diesen fehlerhaften Umstand beibehalten.

Viator amnem fors natatu transiens
Ferebat exta rapta dentibus carnis.

Fontaine aber hat ihn verbessert. Er läßt den Hund vom Ufer herabspringen, und noch dazu den Fluß auf einmal ungestüm werden, daß er nur mit Müh und Noth wieder an das Land kommen konnte. Aber wie schwimmend und nichts sagend ist er sonst.

Chacun se trompe ici bas.
On voit courir après l'ombre
Tant de fous qu'on n'en sait pas
La plus part du tems le nombre.

Warum la plus part du tems? man weiß die Anzahl dieser Narren niemals.

Tale exemplum, sagt Hoogstratanus in seinen Anmerkungen, videri potest in Perdicca, duas simul uxores quaerente, unde neutram obtinuit. Adi Justinum l. 13. c. 6. Et vide quid idem refert de Demetrio, Syriae rege. Huc *quoque* pertinet fabula de Camelo, qui cornua affectans, etiam aures perdidit. *Sed et* Cures (ut ad historiam revertamur) Pacinacorum Princeps Moscorum *ducem* Stoslaum insidiis exceptum interfecit, et

ex cranio ejus poculum fieri curavit, cui haec verba inscripta fuere: Quaerendo aliena, propria amisit. Vid. et Camerar. fab. 171 et Faernum. edit. Amst. p. 105.

Fünfte Fabel.

Die Kuh, die Ziege, das Schaaf, der Löwe — welch eine Gesellschaft! und wie war es möglich, daß sich diese viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und noch gar zur Jagd.

Im Griechischen ist diese Fabel vortrefflicher; und zwar zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (Οναγρος); die Theilung ist besonders sinnreich. Nachdem sie nämlich einige Thiere gefangen, so macht der Löwe drei Theile. Das erste Theil, sagt er, gehört dem Könige der Thiere, und der bin ich. Das zweite ist meine nach der Billigkeit der Theilung; denn von dem, was übrig bleibt, nachdem der König sein Theil bekommen, muß ich eben so viel haben, als du. Und das dritte Theil — — das soll dir übel bekommen, wenn du dich nicht gleich mit der Flucht davon machst.

Sechste Fabel.

v. 1. Vicini Furis celebres vidit nuptias
Aesopus et continuo — — —

Wie paßt immer und ewig die Fabel auf diesen Fall! Müssen denn die Kinder eines Diebes auch nothwendig Diebe werden?

Bei dem Babrias ist diese Fabel weit anders und weit besser. Es liegt auch hier eine ganz andre und schöne Moral darin, nämlich: προς τους επι ιδια βλαβη αγνωσιας χαιροντας. Was ἀγνωσιας hier heißen solle, weiß ich nicht: ohne Zweifel muß αγνως (aus Unwissenheit) dafür gelesen werden.

Daß Christ aus diesem Diebe einen öffentlichen Dieb gemacht, der das gemeine Wesen bevortheilet hat, macht die Sache nicht besser, sondern vielmehr schlechter. Denn was es denn gewiß und nothwendig, daß die Kinder eben die Gelegenheit, das Publicum zu bevortheilen, haben würden?

Fontaine macht uns noch am allerglücklichsten einen Tirannen daraus, der allem Anschen nach das Volk noch mehr pressen wird, wenn er Familie bekömmt; und sich alle seine Kinder groß und reich machen will. Und alsdann liegt auch eine ganz andre Moral darin, als die, welche Faber zur Aufschrift macht. Improborum improba Soboles.

Siebente Fabel.

v. 2. O quanta species, cerebrum non habet! Im griechischen klingt es so sinnreich nicht und folglich viel natürlicher: ιο ὁια κεφαλ και εγκεφαλον ουκ εχει. Welch ein schöner Kopf und nichts darin! denn εγκεφαλον heißt

alles, was in dem Kopfe ist, und also freilich auch das Gehirn.

v. 1. Personam tragicam — Warum personam? Persona war die ganze σκευη, die ganze Kleidung des Schauspielers, und hier ist ja nur von der Larve die Rede. Und warum tragicam?

Achte Fabel.

v. 5. — — — — — coepit singulos
Inlicere pretio, ut illud extraherent malum,
Tandem persuasa est jurejurando Gruis,
Gulaeque credens colli longitudinem,
Periculosam fecit medicinam Lupo.

Diese Zeilen sind nicht übel, sie haben ihre kleine Schönheiten. Aber nur hier taugen sie nicht, weil die Antwort des Wolfs bei weitem nicht so frappirt, als sie es in dem Griechischen thut, wo die Gefahr des Kranichs und sein Weigern so sorgfältig nicht beschrieben wird. Auch Fontaine eilet hierüber weg, um geschwinder zum Ziele zu kommen; ob ihn schon der Breslauische Uebersetzer des Phädr deswegen tadelt.

Neunte Fabel.

Diese Fabel ist unter den Griechischen nicht zu finden. Fontaine macht aus dem Sperling

ein Rebhuhn, und sagt in dem Eingange seiner Erzählung, daß Aesopus ein oder zwei Mährchen gleichen Inhalts habe. Mir sind sie nicht vorgekommen.

Zehnte Fabel.

Auch diese Fabel ist nicht unter den Griechischen. Die Moral, die Phäder daraus zieht, ist viel zu allgemein. Die eigentliche Moral ist diese: daß es eine sehr kitzliche Sache sey, eine Streitigkeit zu schlichten, wo beide Theile als Betrüger bekannt sind. So hätte man zum Exempel bei dem Processe, welchen Voltaire und der Jude Hirsch vor einigen Jahren hier hatten, sehr wohl zu dem Juden sagen können:

Tu non videris perdidisse quod petis.

und zu Voltaire:

Te credo surripuisse quod pulcre negas.

Eilfte Fabel.

V. 9. 10. Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Die Art wie der Esel und der Löwe miteinander jagen, ist nicht wohl zu begreifen. Der Löwe verbirgt den Esel in das Gebüsche und Gesträuche: er läßt ihn schreien; und die Thiere, die sich durch ihre gewöhnliche Schlupflöcher retten wollen, fallen dem Löwen in die Klauen. Entweder die Thiere wußten nur

einen Ausgang, oder der Löwe konnte überall seyn, oder er fing nur wenige.

Wie vortrefflich fallen alle diese Schwierigkeiten im Griechischen weg. Sie kommen beide zusammen vor einer Höhle, in welcher sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe lauert an dem Eingange, und schickt den Esel hinein, der die wilden Ziegen mit seiner fürchterlichen Stimme herausscheucht, und sie dem Löwen in die Klauen treibt.

Zwölfte Fabel.

Diese Fabel ist vortrefflich erzählt, und wie sehr hat sie Christ verhunzt. Phäder sagt:

Ad fontem Cervus, quum bibisset, restitit.

Schön! als er getrunken hatte; denn alsdenn verhinderte ihn der Durst nicht mehr daran. Christ aber sagt:

In fonte Cervus cornua adspexit bibens.

Und wie elend ist das folgende timendum vertice ardua decus. Das timendum verdirbt alles. Das Geweih muß hier nicht von seiner nützlichen Seite gezeigt werden.

Bei dem Fontaine sind die vier letzten Zeilen das beste, und die übrige Erzählung taugt nichts.

In dem Griechischen ist statt der Jäger ein Löwe, welches der einzige Unter-

schied ist, den es mit der lateinischen Fabel hat.

Dreizehnte Fabel.

In den griechischen Fabeln, des Aphthonius ausgenommen, ist weit schicklicher, anstatt des Käses, ein Stück Fleisch. Denn dieses läßt sich ohne Zweifel weit leichter im Schnabel wegtragen, als jener.

Die erste von den Griechischen ist die artigste, weil die Lehre, die der Fuchs dem Raben giebt, gleichwohl noch mit seinen Schmeicheleien zusammen hängt. Erst sagt er, er verdiene überall zu regieren, wenn es ihm nicht an der Stimme fehlte, und hernach, wenn es ihm nicht am Verstande fehlte.

Beim Fontaine spricht der Sittenlehrer allzusehr durch den Fuchs.

Die zwei letzten Zeilen bei dem Phäder sind überflüssig und schlecht.

Vierzehnte Fabel.

Die vierte und fünfte Zeile müssen nothwendig eingeflickt seyn, und es wundert mich, daß dieses noch niemand bemerkt hat. Denn man mag nun die Krankheit auf den König oder auf den Schuster ziehen, so ist dieser Umstand doch höchst unsinnig angebracht. Der Zusammenhang und die Construction leidet auch nicht das geringste, wenn man sie wegläßt:

Malus cum sutor inopia deperditus
Medicinam ignoto facere coepisset loco,
Et venditaret falso antidotum nomine,
Rex urbis, ejus experiendi gratia etc.

Funfzehnte Fabel.

Diese Fabel ist eine von den schönsten des Phäders, und findet sich unter den Griechischen nicht.

Der Eingang der Fontainschen Nachahmung taugt nichts, und verderbt viel. Denn es war doch ein großes Verdienst des Alten gegen den Esel, daß er ihn auf eine so schöne Weide brachte.

Sechzehnte Fabel.

Diese Fabel kömmt im Griechischen nicht vor; aber sie ist auch sehr mittelmäßig.

Die zweite Zeile scheint mir nichts weniger als lateinisch zu seyn. Mala videre expetit. Wessen mala? Was für mala? Könnte man nicht vielleicht malam lesen, und es auf das rem beziehen?

Siebenzehnte Fabel.

Diese Fabel ist sehr schlecht; und die alte Fabel bei dem Romulus, nach welcher Christ seine gemacht hat, ist schöner, obgleich auch nicht sehr schön.

Achtzehnte Fabel.

Kömmt in dem Griechischen gleichfalls nicht vor. Scrofa welches Christ aus den alten Fabeln anstatt der andern Hündinnen gesetzt hat, ist keine gute Verbesserung. Es ist natürlicher, daß sich einer

Hündin eine Hündin erbarme, als daß es ein Bache thue.

Neunzehnte Fabel.

Im Griechischen ist es die 208te Fabel. Die Moral, welche Phäder daraus zieht, ist nicht allein höchst gemein, sondern auch ganz die unrechte. Der Grieche trifft sie weit besser.

πολλοι, δι ελπιδα κερδους επισφαλους, μοχθους ὑφιζαμενοι, φθανουσι πρωτον καταναλισκομενοι.

d. i. Viele, die in Hoffnung eines unsichern Gewinnstes, sich einer schweren Arbeit unterziehen, kommen um, ehe sie zum Zwecke gelangen.

Warum Fontaine aus dem Leder einen todten auf dem Wasser schwimmenden Esel gemacht habe, ist schwer einzusehen. Und welch ein elender Einfall, der uns die wahre Absicht der Fabel ganz aus den Augen bringt. Nach seiner Erzählung sollte man glauben, diese Fabel lehre weiter nichts, als daß der Hund sot und gourmand sey. Phädern hat Fontaine verführt, aus einer seichtern Moral eine noch seichtere zu machen. Der schöne Schluß soll den Fehler einigermaßen wieder gut machen, aber umsonst. Wann der Schluß zu Anfange stünde, und der Anfang gar wegbliebe.

Ohne Zweifel hat Fontaine mit dem weitschweifigen Anfange es wahrscheinlicher machen wollen, daß Hunde einen so albernen Anschlag fassen

sen können. Allein wozu diese ängstliche Wahrscheinlichkeit?

Canius Rufus.

Vielleicht beim Martial III. 20.

Aphthonius.

Sophista seculi secundi.

Avianus.

Cannegieter macht ihn älter, als den Titian, weil dieser seiner nicht gedenket. Nach ihm hat er unter dem Antonius gelebt, und ist keinesweges der Rufus Festus Avienus.

Titianus.

Dessen Apologie beim Ausonius ep. XVI. Cannegieter hält ihn für den Julius Titianus, welcher des Maximini junioris Präceptor gewesen, also um 234.

Romulus.

*)

Anonymus Nilantii.

magister Rufus.

Ignatius Diaconus.

---

*) Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. 1ster Beitrag. No. II.

dem die vierzeiligen griechischen Fabeln gehören sollen, die gemeiniglich den Namen des Gabrias führen.

Vossius Instit. Orat. II. c. 15. §. 2.
Henr. Canneg. Dissert. p. 289.
Vixit Ignatius ille sub initium Seculi II.
Gellert p. 35.

Baldo.

Beim Jeremias Paduanus *) werden einige Baldo rhythmi fabulares öfters angeführt. Diesen hält Reinesius **) für den Waldo, welcher zu Abt zu St. Gallen war. Grund hierzu hat er nun freilich nicht sehr wohl; denn er schreibt blos an den Daumius: non credis? Alium ergo mihi nomina, divinator felicior. Von seinen Versen urtheilt er sehr gut. Sunt ejus rhythmi mire simplices facilesque; accurati tamen prae ceteris hoc genus et jucundi. Die ganzen Fabeln dieses Baldo oder Waldo finden sich in der Bibliothek des Klosters zu Mellen; aber so, wie sie Kapf anführt, kann ich weiter nichts davon sagen, als daß sie in Elegeischen Versen sind. ***)

*) **) ***) Diese Sternchen sind in der Handschrift, und er hat vermuthlich Anmerkungen dazu schreiben wollen, die ich aber nirgends finden können.

Alfred.

König von Engelland, starb 909, der die Fa-
n des Aesop in das Angelsächsische übersetzen las-
, nach der Vorrede zum Aesop nämlich, wo er
ar Alfredus geschrieben ist.

Es ist keine Angelsächsische Uebersetzung des
sop jetzt mehr vorhanden, v. Introduct. discours
o the Canterbury fables p. 179 so viel dieser
erfasser erfahren können. Er hätte aber deswegen
cht dürfen an der ehemaligen Existenz derselben
eifeln, welches auch jene Citation aus dem Ae-
po moralisato beweiset.

Anonymus Neveliti.*)

S. Cyrillus.

Apologi morales S. Cyrilli.

gab Balth. Corderius zu Wien 1630 in klein 12mo heraus, und glaubte sie zuerst herauszugeben; ungewiß, ob es des Hierosolymitani oder Alexandrini Werk wäre.

Bald darauf 1639 merkte Aubertus Miräus über den Pennadius c. 57 an, daß sie titulo Speculi sapientiae, Parisiis a Joannie Parvo schon.

*) Siehe den fünften Beitrag zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

längst gedruckt worden; ist aber noch ebenfalls ungewiß, ob sie dem Cyrillo Alexandrino gehöre.

Diese Anmerkung des Miräus wiederholt der Verfasser der Lebensbeschreibung S. Cyrilli Episcopi Alexandrini in den Actis sanctorum (Januarii d. 28. p. 354) und fügt hinzu: de illius libelli (nämlich der Apologorum) auctore Cyrillo agimus IX Martii.

An dieser Stelle nun p. 19 setzt ohne Zweifel der nämliche Verfasser hinzu: sed hic libellus vt de Scriptoribus Ecclesiast. censet PETRVS LIPPVS LABBEVS noster, ab auctore laudatus scriptus est, atque observavit, quem et ipse citat: Aubertus Miraeus in opere de script. Ecclesiast. ad cap. 57. Gennadii Marsiliensis titulo Speculi Sapientiae Parisiis a Joanne Parvo jam olim publicatus. Pridem mihi vir doctus ajebat suspicari se, conscriptum eum libellum a S. Cyrillo hoc nostro scholarum Apostolo. Investigandum esset, num ejus exstet aliquod in scholarum scriptis vestigium. Cyrillus, der Slaven Apostel, lebte um 875. Aber auch so alt ist der Apologenschreiber nicht, und meine Muthmaßung ist weit wahrscheinlicher.*)

*) Was das aber für eine seyn mag, weiß ich nicht, noch kann ich etwas davon in seinen Papieren finden. So viel sieht man wohl, daß mein Bruder Herrn Meißners Meynung nicht gewesen seyn kann, der in der Vorrede zu

Simeon Selhvs.

Der griechische Uebersetzer des Kelila und Dimne, der, wie Desbillon bemerkt, um 1100 gelebt.

Tebaldvs.

Dessen Novus Avienus ohne Zweifel auch Fabeln enthält v. Giornali de Letterati T. IV. p. 181.

---

seinen Fabeln nach Daniel Holzmann, unter Autorität des Balbinus behauptet, diese Fabeln wären eigentlich Griechisch geschrieben, und von Corderius ins Lateinische übersetzt worden. Unter diesem Titel muß man nun schon seine freie Uebersetzung der Cyrillischen Fabeln suchen, so wenig man auch unter dem Titel: Trauerspiele nach Schwaben oder Stüven, Voltairs Zaire oder Alzire vermuthen würde, obgleich jene diese Tragödien in deutsche Reime gebracht. Aus Herr Eschenburgs vierten Beitrage zur alten deutschen Literatur (im August 1783 des deutschen Museums) ergiebt sich zwar der Ungrund von Herrn Meißner's Meynung; aber was für ein Cyrillus diese Cyrillischen Fabeln geschrieben, läßt er unentschieden. Und wenn ein Freund meines Bruders Muthmaßung wissen könnte, so wäre es Herr Eschenburg; und ich zweifle nicht, er würde sie bei dieser Gelegenheit erwähnt haben, wenn er sie gewußt hätte.

Der Provenzalische Uebersetzer.

Oder vielmehr eine französische, und zwar v einem Frauenzimmer, Namens **Maria**, wel die Angelsächsische Uebersetzung ins Französische g bracht hat.

Ihre Arbeit ist noch vorhanden: 1) den Sch davon führt Pasquier an. Recherches de France VII. 1. II.) und eine Fabel aus ihr, Commentator des Chaucer p. 177.

Alexander Necham.

(Neckam vel neqvam.)

anno 1215 diem obiit.

Unter seinen Manuscripten befindet sich novus Aesopus und novus Avianus. v. Bala de script. Britt. cent. 3. p. 86 et Pol. Leys Hist. Poet. m. ae. p. 992.

Ioannes de Capva. 1262.

Der lateinische Uebersetzer des Kelila und Di me v. Bibl. med. ae. Fabr. Tom. I. p 332

Vicentivs Bellovacensis.

Ein Dominicaner, und informirte die Söh Ludwigs IX. Königs von Frankreich. In seine Speculo doctrinali Lib. III. cap. 114 — 12 hat er auch einige Aesopische Fabeln mit eingerück von welchen ich mich wundere, daß man sie n nicht zur Verbesserung des Phädrischen Textes g braucht hat. Es sind aber folgende:

1) Lupus et Agnus. Phaedr. I. 1. (Fab. aut. III.)
2) Mus flumen transire volens et rana. Anonii. 3. (Fab. aut. IV.)
3) Luscinia et Accipiter. Anonii. 45. (Fab. aut XXXIX.)
4) Canis flumen transiens. I. 4. (Fab. aut. VII.)
5) Simia a vulpe partem caudae petit. Anonii. 56.
6) Nocturnus fur cani panem mittens. I. 23.
7) Vacca, capella, et ovis sociae Leonis. I. 5.
8) Grus et Lupus. I. 8.
9) Cervus in fonte se videns. I. 12.
10) Homo ab arboribus manubrium petens. Anonii. 53.
11) Vulpes et Corvus rapto caseo. I. 13.
12) Leo, annis defectus. I. 21.
13) Asinus blandiri volens. Anonii. 17.
14) Mons parturiens. IV. 22.
15) Lepores se praecipitare volentes in aquam. Anonii. 28.
16) Asinus, ex cuius pelle tympana facta III. 20. Anonii. 57 (fab. aut. 47.)
17) Graculus pennas Pavonis tollens. I. 3.
18) Formica et musca contendentes IV. 23.
19) Rana inflans se et bos. I. 24.
20) Mus et Leo. Anonii. Fab. aut. XVIII.
21) Equus et Asinus. Anonii. 43.
22) Vespertilio ex avium et quadrupedum partibus. Anonii. 44.
23) Verax et fallax in provincia Liviorum. fab. aut. L. I.
24) Manus, pedes et venter. Anonii. 55.
25) Cicada et formica. Avienvs 34.

26) Vulpes ad uvam. IV. 2.
27) Leo et asinus ridens. I. 11.
28) Leo languorum fingens et vulpes.
29) Canis pinguis et lupus macer III. 7. (fa
aut. 45) starb um 1289.

Fabeln aus den Minnesingern.

Hugo von Trimberg.

Bonner.

Oder die sogenannten Fabeln aus den Zeiten d
Minnesinger. *)

Adolphus.

dessen Fabeln Leyser aus einem Manuscripte unse
Bibliothek herausgegeben. p. 2007.

---

*) Siehe den 1sten und 5ten Beitrag zur Geschich
te und Literatur aus den Schätzen der Wolfe
büttelschen Bibliothek I. und XXI. Auch ge
hört hieher folgende Schrift von einem meinem
Bruder unbekannten vollständigen Manuscripte
der Bonnerschen Fabeln, so Herr Professor Ober
lin entdeckt. Sie führt den Titel: *Bonneri*
gemma, sive Bonners Edelstein, fabulas
C. e. Phonasiorum aevo complexa, *ex in*
clyta bibliotheca Ordinis S. Ioan. Hiero
sol. Argentoratensis. Supplementum ad
Ioan. Georgii Scherzii Philosophiae mora
lis germanicae medii aevi specimina unde
cim. Edidit Ieremias Iacobus Ober

GESTA ROMANORVM.

PLANVDES.

Constat Planudem anno 1347 adhuc inter vivos extitisse. Desbillons p. 219.

---

linus. Philosoph. D. et P. P. O. Argentorati 1782. in 4to.

Sonderbar ist es immer, daß Hr. Prof. Oberlin daselbst zweimal S. 4, S. 6 sagt, mein Bruder habe zwar den wahren Verfasser dieser Fabeln zu entdecken versprochen, aber nicht Wort gehalten. Und S. 31 hat er doch von meines Bruders Nachfolger bei der Wolfenbüttelschen Bibliothek, Herrn Langer, erfahren, zwar erst nachher, als die ersten zwei Bogen seiner Schrift schon die Presse verlassen, daß Lessing den Namen des Verfassers gewußt und in seinen Papieren viel Wichtiges davon aufgesetzt hätte, welches Herr Eschenburg ehestens herausgeben würde. Gleichwohl ist der 5te Beitrag zur Geschichte und Literatur, laut Titel, 1781, und diese Oberlinsche Schrift 1782 erschienen. Und wenn das nur Druckfehler sind, warum beliebte es Hr. Oberlin nicht eher, als er drucken zu lassen anfieng, bei seinem speciellen Freund deshalb sich zu erkundigen, da mein Bruder ja diese 2te Entdeckung, welche er schon in seinem 4ten Beitrage zu liefern Willens war, auch, Seite 42 seines ersten Beitrages, nicht erst zu machen hoffte, sondern schon gemacht hatte. Wie hätte er sonst den Gottschedschen Fehler so gradezu rügen können?

Rabbi Hanakdan. *)

1326.

Die ungedruckten Fabeln aus dem Multifarie.

Mensa Philosophica.

Poggius 1431.

Dessen Facetiae.

Lavrentius Valla. 1436.

Rimicius. **)

Leonhard Dati.

Dieser Leonhard Dati ist bekannt. Vid. Ughellius, Joecher etc. Ob aber dieser seiner Fabeln wohl in seinem Leben gedacht wird, welche Laurentius Mehus 1744 nebst einigen seiner Briefe herausgegeben hat?

Es sind deren 40, wenn ich in der Geschwindigkeit recht gezählt habe, und ziemlich von den bekanntesten. Er hat sie dem Gregorio Corrario dedicirt, dessen ich bei dem Manuscripte des Seneca Tragici bei Gelegenheit seiner Progne gedacht.

---

*) Briefe über die Literatur 1ster Theil.

**) 1ster Beitrag II. eben dieses Werkes.

Leonardi Dati ad Gregorium Corrarium Venetum
in quasdam fabellas Aesopi praefatio

Gregori, neque enim Aesopum sprevere Poetae
Inter Philosophos nec minor ille fuit.
Ludit fabellas et eas bene condit olentes
Et cavet a vitiis et benefacta docet.
Nonne vides alium periisse poemata mille!
*) Nesciat Aesopi dulce poema mori.
Quas legis, ex ipso legi cantoque latinas
Pisani suasu fretus et auctus ope.
Ille dat ad verbum, quod non mihi litera graeca est
Et mea in has Elegos lenta Thalia refert.
Forsan et ad reliquas pergam, nisi lora retorques,
Prosequar an taceam, si sapis, ipse jube.

Er gestehet also, daß er selbst kein Griechisch verstanden, sondern daß sie ihm Pisanus von Wort zu Wort aus dem Griechischen übersetzt, und er sie so nach in Verse gebracht. Wer ist dieser Pisanus? Im Manuscripte steht bei dieser Zeile: Pisani suasu etc. mit eben derselben Hand geschrieben Pali II., welches ich allenfalls für Pauli II. lesen würde, als unter welchem Pabst Dati gelebt.

Das Schlußgedicht ist an den Marrasius gerichtet, dem er auch die übrigen Aesopischen Fabeln zu übersetzen verspricht.

---

*) Vielleicht nescit at.

Traducam et faciam cuncta latina sonent,
Dummodo non reprobes, quae jam vigilavimus hisce
Noctibus, alterno facta latina pede.
Vel non displiceant tibi soli, o maxime Vatum
Marrasi, o animae dimidiumque meae.

Wer dieser große Dichter Marrasius gewesen, weiß ich nicht.

Die Poesie des Dati taugt nicht viel. Dabei hat er eine Menge barbarischer Wörter, die niemals, so viel ich wenigstens weiß, lateinisch gewesen sind. So ist zum Exempel die Fabel Venus et Venus von ihm überschrieben, Muscipula Adolescens et Venus, und fängt an:

Formosum juvenem nimie affectabat amare
Musipula.

Was Musipula heißt, weiß ich nicht. Muscipula heißt eine Mausefalle; aber wie sich die in einen Jüngling verlieben könne, weiß ich nicht. Doch eine Katze und eine Falle fangen beide Mäuse; warum soll der Dichter nicht also einen Namen für den andern brauchen können. — Die Fabel Felis et Gallus gallinaceus überschreibt er Martur et Gallus und fängt an:

Gallum martur habet etc.

Wenn es noch Marter hieße — Die Fabel Lima et Vipera heißt bei ihm: Musio et Lima.

Introgressa casam fabri vaga musio limam
Inspectam lingit

die letzten beiden Worte hat Dati nach dem Italienischen gemacht; denn da heißt Martera, ein Marder und musino eine Art von Schlangen.

1461.

Bamberger gedruckte Ausgabe von Bonners Fabeln: ohnstreitig also die ersten gedruckten Fabeln.

*) Das erste deutsche Buch sind Aesopische Fabeln: und die ersten gedruckten Aesopischen Fabeln sind deutsche.

Der Ort, wo sie gedruckt worden, ist Bamberg: welche Stadt sonach in dem Verzeichnisse der Städte, in welchen die Druckerei zuerst geübt worden, unmittelbar auf Mainz folgen muß. Wenigstens hat sich noch bis jetzt kein Buch gefunden, in welchem eine deutsche Stadt ausdrücklich genannt sey, die Bamberg diese Ehre streitig machen könnte.

Man hat nicht den geringsten Grund, eine Verfälschung oder einen Fehler, oder ein Mißverständniß in gedachten Datis zu argwohnen. Unsre

*) Diese Stelle, bis: sich darauf gründen dürfte, hat mein Bruder auf einen halben Bogen besonders, und kann einen Vorschmack geben, wie er den ganzen Plan ausgearbeitet haben würde.

Fabeln*) sind gewiß zu Bamberg, und zwar 1461 gedruckt: oder es ist nichts in allen solchen Dingen gewiß. Wie sie aber gedruckt worden, ob mit geschnittnen Tafeln, oder mit beweglichen Lettern, oder mit hölzernen oder gegossenen Lettern, das ist eine Frage, bei der es, glaub ich, noch frei stehet, sich für das eine oder das andre zu erklären. Es finden sich bei dem einen sowohl als bei dem andern Gründe dafür, und Gründe darwider.

Das Typographische dieser alten Fabeln nun aber bei Seite gesetzt, habe ich eine doppelte Entdeckung darüber zu machen Gelegenheit gehabt.

Vors erste hab ich entdeckt, daß sie nichts als die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger sind, von welchen die Schweizer glauben, daß sie selbige zuerst aus Handschriften herausgegeben, Scherz's Probe ungerechnet. Zugleich habe ich gefunden, daß die Schweizer nicht allein nichts drucken lassen, was nicht schon gedruckt gewesen; sondern daß sie es nicht einmal so vollständig drucken lassen, als sie es mit Hülfe der ersten ihnen unbekannt gebliebenen Ausgabe hätten thun können;

*) Man muß sich nur erinnern, daß er dieses in Wolfenbüttel schrieb, wo auf der dasigen fürstlichen Bibliothek sich diese seltne und durch ihn nur erst eigentlich bekannt gewordene Ausgabe befindet, und daß er davon schon weitläuftig in seinem ersten und fünften Beitrage zur Geschichte und Literatur gehandelt hat.

enn der alte Dichter hatte grade hundert Fabeln emacht, von welchen sie uns nur 89 aus ihren Handschriften mitgetheilet. Und obgleich auch die lte Ausgabe nur derselben 90 enthält, so sind es och nicht die nämlichen, die hier und dort fehlen: ind durch Zusammenhaltung läßt sich die Zahl bis uf eine einzige wieder vollständig machen.

Zweitens habe ich aus Handschriften, die in nsrer Bibliothek von diesen Fabeln sich befinden, ntdeckt, daß der Verfasser derselben kein Riedenburg ist; wie Gottsched, ob schon aus einer dieser Handschriften selbst, hat vorgeben wollen, und wie hm jedermann, die Schweizer selbst nicht ausgenommen, geglaubt hat. Gottsched hat auch dieses Manuscript nach seiner gewöhnlichen Art gelesen: das ist, mit halb offnen Augen. Er sahe, daß da und dort etwas zu sehen war, aber selten sah er das rechte. Der Mann, dem zum Besten der Dichter sagt, daß er seine Fabeln aus dem Lateinischen übersetzt hätte, heißt Riedenberg, und der Dichter selbst heißt Bonners.

Alles dieses habe ich umständlich an einem andern Orte angezeigt; und wiederhole es hier nur summarisch, weil einiges von dem folgenden sich darauf gründen dürfte.

1471.

Die erste Ausgabe von Poggii facetiis. Ferrariarum, libri IV. v. Maittaire Tom. I. p. 310.

1473.

Gesta Romanorum. S. P. Marchand Histoire de l'imprimerie.

1476.

Die Mayländische Ausgabe von des Rinucius übersetzten Aesopischen Fabeln.

Es waren die Planudischen.

Diese erste Ausgabe findet sich bei dem Maittaire nicht. Aber Quicinius hat sie beschrieben. Spätere Ausgaben beim Müller sind: Mediol. 148[illegible] in 4to. Venetiis 1483. fol. Parmae 148[illegible].

1476 — 84.

Die Steinhövelsche Sammlung. Denn sie zu Ulm bei Johann Zeiner gedruckt, von den Werke von 1473 bis 84 vorkommen.

1476.

Um diese Zeit ohne Zweifel, obschon ohne Jahrzahl, die erste griechische Ausgabe des Lebens und der Fabeln Aesopi; welche Porens Accursius besorgt hat; griechisch und lateinisch, vid. Maittaire Tom. I. p. 97. Denn sie ist völlig so gedruckt, als des Lascaris Grammatica von diesem Jahre.

Die Uebersetzung ist von dem Rynucius Thetalus, wie aus eben des Accursii vorgesetzten Briefe zu den Selectis fabulis von 1497 erhellt. Diesen Rynucius nennt er daselbst virum mea sententia doc-

octum et disertum. In diesen Selectis war as Griechische gegenüber; in der vollständigen Ausabe folgte die Uebersetzung nach.

1483.

Der alten Weisen Exempel.

v. Freytag. Adparat. Tom. III. p. 117.

1498.

Der Reinecke Fuchs ist nicht zu übergehen. Und unter dieses Jahr müßt ich ihn setzen, wenn ich Gottscheds Meynung wäre, daß Heinrich von Alkmar der Urheber desselben sey. Aber es ist unstreitig, daß ein älteres französisches Gedicht davon existirt: wenn es auch weder der Nouveau Regnard, noch der Regnard Contrefait seyn sollte, die Gottsched anführt. Ein drittes französisches Gedicht dieses Namens, welches bloß le Roman du Renard heißt, führt du Frenoy unter Romans an, und die ausgezogene Stelle beweiset, daß auch Isegrimm seine Rolle darin gespielet.

Sebastian Brand.

Abstemivs.

Dessen zweites Buch 1505 ans Licht kam, wie aus seiner eignen Zuschrift an einen Angelius Gypho erhellt.

Wann er eigentlich das erste Hundert seiner Fabeln herausgegeben, kann ich nicht sagen; aber gewiß vor 1499, von welchem Jahre eine venetianische Ausgabe in 4to in der Bibliothek ist, welcher ein Domicius Pallubius ein Schreiben vorgesetzt, in welchem hic apologorum libellus nuper im-

pressus heißt (Quodl. 171. 28. 4to.) Dieser Ausgabe sind 30 Aesopische Fabeln, von Laurentius Valla 1438 übersetzt, beigefügt.

Bayle weiß nicht, ob er noch 1505 gelebt. Ich weiß, daß er 1516 noch am Leben gewesen: denn als in diesem Jahre Beatus Rhenanus das Enchiridium Philosophi Pythagorici hinter den Aeneas Gazaeus Phil. de immortalitate animae, nach der Uebersetzung des Ambrosius Camaldulensis herausgab, so setzte er dem ersten Accurse ein kleines Frühlingsgedicht von 7 Hexametern vor.

Omnibonvs Leonicenvs.

starb 1524. Uebersetzte Fabeln Aesopi ins Lateinische, welche Uebersetzung in der Königl. Bibliothek zu Paris No. 6614 beim Montfaucon ist.

1520.

Einzelne zerstreute Fabeln.

Beim Bruder Michael Systel in der Auslegung seines Liedes von der christförmlichen Lehre Luthers, gedruckt um 1520 in Quart, kommt folgende Fabel vor. (Sig. CII.) ist aber wohl schwerlich von ihm selbst.

„Der Zorn ist eine Wurzel des Todtschlags, darum wird er auch gar von Christo so schwerlich verdammt. Hier hilft dich auch keine Entschuldigung, daß dir Unrecht geschähe, daß man den Zorn an dich mache. Also beklaget sich einer gar hoch vor einem andern. Da antwortete er ihm mit diesem Gleichniß. Ein Einsiedel kam auf eine Zeit mit seinem Krüglein zu einem Bronnen, der da was an dem Boden schlymig; und als er das Krüglein hinyn stieß,

do ging der Schlym über sich häruf. Da sprach der Bronn: Bruder du betrübst mich. Antwortet der Bruder: Ich betrübe dich nit, dein böser Grund betrübt dich. Also sage ich dir auch: eine schlechte Geduld ist das, so du nit zürnest, wenn man dir nichts übels thut, oder gutes thut. Also sind auch geduldig die unvernünftigen Thier."

Gilbertvs Cognatus Nozerenvs.

Die erste Ausgabe seiner Sylva narrationum ist Lugduni 1748 in 12mo, oder vielleicht, daß es eine noch frühere giebt; denn seine Zueignungsschrift an den Johann Metellus ist von 1537 und Nozarethi datirt.

Dieses war nur ein Vorschmack des vollständigen Werkes, welches 1567 zu Basel in 8vo herausgekommen, und aus 8 Büchern bestehet, wovon das erstere Apologos cum suis interpretationibus enthält. Unter diesen merke ich an,

I. p. 1. Die Erschaffung des Dichters, aus dem Philo.

p. 18. De Asino et equo: wird auch von ein paar Fuhrleuten oder Postknechten erzählt.

p. 34. De quodam. Der eine will dem andern etwas sagen; und dieser heißt ihm, es bis nach Tische zu versparen. Er verbrannte sich das Kleid.

p. 40. De vulpe quodam (asini testiculos manducandi cupido.)

p. 49. De anu multibiba. Ist wie die Fabel beim Nekam vom Wolfe, der 365mal zublinzt, und dieses für ein Jahr rechnet.

p. 78. De muliere pro pulice pediculum proferente.

Ochini.

Ochini Fabeln sollen 1554 zuerst herausgekommen seyn. Es sind deren fünf Bücher. Ich habe sie aber weder italienisch, noch nach der lateinischen Uebersetzung des Castellio jemals gesehn, sondern blos deutsch nach der Uebersetzung des Christoph Wirsung in 4to 1559, und auch in dieser Uebersetzung nur die ersten vier Bücher, ob ich schon in der Solthemischen Bibliothek finde, daß sie alle fünfe übersetzt worden. Vogt scheint deren nur gar zwei Bücher gekannt zu haben, und sagt, daß der erste Druck des ersten von 1556 sey, in welchem Jahre wenigstens die Zueignungsschrift des Wirsung an Otto Heinrich, Pfalzgrafen am Rhein, unterschrieben; und zwar datirt in Augspurg, um darnach das Deutsche des Wirsung beurtheilen zu können.

Es sind nicht eigentlich Aesopische Fabeln; sondern wahre und erdichtete Geschichtchen und sinnreiche Einfälle, durch welche die mancherlei Thorheiten des Papstthums und die Laster ihrer Glieder ins Licht gestellt werden. Sehr viel sinnreiche darunter, als 1. 40.

Es wird alles als wahre Geschichte erzählt. Aber sonst einer der es glaubt! Z. E. I. 11. von den Juden in Rom, die Christen werden und Juden bleiben wollten.

Anhang.

Karl Gotthelf Lessings

Vorrede zum II. Theile der vermischten Schriften.

Hier ist der zweite Theil von meines seligen Bruders vermischten Schriften, wovon er selbst den ersten Theil schon 1771 herausgegeben. *)

*) Diese beiden Theile sind vollständig in dem 1ten und 2ten Theile gegenwärtiger Sammlung enthalten. Jener erste von 1771 begriff in sich die Sinngedichte, die Abhandlung über das Epigramm und die Epigrammatisten und die Lieder. Der zweite enthielt: Fabeln und Erzählungen, poetische Fragmente, nachgelassene Gedichte und

Nach einem Briefe an seinen Freund und Verleger, sollten es vier Theile werden; der zweite Oden, Fabeln und Erzählungen enthalten die mein Bruder theils aus seinen von 1753 bis 1756 zu Berlin herausgekommnen kleinen Schriften beibehalten, theils neue hinzuthun wollte; den Beschluß aber eine Abhandlung zur Geschichte der äsopischen Fabel machen. Der dritte Theil war den Briefen, und der vierte den Rettungen aus eben diesen Schriften bestimmt; denn diese vermischte Schriften sind nur als eine neue vermehrte und verbesserte Auflage seiner kleinen Schriften anzusehn.

Leider aber! hat ihn der Tod an der Ausführung gehindert. Nur die fünf ersten Bogen dieses gegenwärtigen zweiten Theils nämlich bis Seite 78 sind schon vor zwölf Jahren, noch bei seinem Leben gedruckt worden.

In seinen Augen schienen diese Schriften zuletzt nicht den Werth mehr zu haben, welchen das Publicum immer noch mit Recht darauf setzt. Es

---

die Beiträge zur Geschichte der äsopischen Fabeln. Die Fabeln in Prosa und die Abhandlungen über die Fabeln befanden sich nicht dabei.

war dieſes kein Kompliment, das er ſich ſelbſt, mit Verbeugung gegen die Gewogenheit deſſelben, zu machen beliebte. Es war ſeine aufrichtige Geſinnung, die aus ſeinen ſchriftſtelleriſchen Handlungen dem geringſten Beobachter einleuchten muß; denn je mehr Kredit er bei dem Publicum bekam, deſto ſorgfältiger gieng er damit um. Er wußte, daß viele ſchätzbare Schriftſteller, bloß durch zu große Gunſt deſſelben, nicht nur nicht weiter gegangen, als ſie bei ihrem erſten Eintritte in die Welt geweſen, ſondern auch die paar wenigen vom Publicum vielleicht gethane Schritte zurückgeblieben waren. Er ſchätzte einen Schriftſteller ſehr gering, der nicht einige hundert Schritte weiter ſey, als daſſelbe, deſſen Beifall er doch für die einzige Belohnung hielt, auf die ein Schriftſteller Rückſicht zu nehmen hätte. Ihm ſchien es für Deutſchland zuträglicher zu ſeyn, daß der Schriftſteller das Publicum, ſo wie in Frankreich vielleicht umgekehrt, das Publicum den Schriftſteller, bildet. Dieſes meyne ich nicht ſo buchſtäblich; am Ende ſieht man wohl, daß beide einander bilden müſſen: aber ein ſchlechtes Kennzeichen für die Literatur und den guten Geſchmack, wenn dazu das Publicum mehr beiträgt, als der Schriftſteller. Es herrſcht dann mehr Modegeſchmack, als guter Geſchmack.

Warum er an die Fortſetzung in ſo langer Zeit nicht gegangen, läßt ſich freilich nur errathen.

Mit dem ersten Theile wollte er es nicht genug sey lassen, noch weniger das übrige aus seinen kleine Schriften in gänzliche Vergessenheit bringen, w es ihm nicht so vollkommen war, als er im letzte Jahrzehn seines Lebens zu leisten vermochte.

Wären es diese vermischten Schriften allein die er mitten in der Arbeit liegen lassen: hätte e seit dieser Zeit in der Art nichts gethan noch ge schrieben: so könnte man es einem gewissen Ueber drusse beimessen, der auf zu lange Anstrengung un Verweilung bei einer Sache nur zu gewöhnlich folgt. Allein er machte es so mit vielen seiner Arbei ten. Ich finde unter seinen Papieren sechs gedruckt Bogen vom Leben des Sophokles, dessen Tragödien er übersetzen und herausgeben wollte: einen gedruck ten Bogen zu einer Komödie: das Testament, nach einer italienischen des Goldoni, und drei Bo gen zu einer andern: der Schlaftrunk.

Will man es eine ihm ganz eigne, angeborne Unbeständigkeit heißen, so wird es freilich sehr vie len ein stark einleuchtender Grund seyn, und desto wahrer und passender, je leichter jeder von selbst auf diesen herrlichen Grund gefallen wäre. Was für einer aber auch sonst?

Bot man ihm etwa eine Summe Geldes, um sie zu unterdrücken? So und nicht anders, wie

ihm eine Judenschaft zu Amsterdam tausend Stück Ducaten für die Bekanntmachung der berüchtigten Fragmente schenkte. Oder strebte er nach dem großen Verdienste, kein Dichter zu seyn? denn er hat die Erfahrung gehabt, daß ihm grade diese Gabe zum Beweise seiner Unbrauchbarkeit in wichtigern Dingen vorgerückt wurde, die er vielleicht besser verstand, oder in kurzer Zeit gewiß besser behandelt haben würde, als die, welche ihn nicht zu brauchen wünschten.

Doch wer meinen Bruder nur halb gekannt, fand wohl, daß dergleichen Begegnungen und Urtheile nicht viel auf ihn wirkten. Er kannte die Welt zu gut, um daraus viel Aufhebens zu machen, und es für was anders anzusehn, als es ist, für Aeußerungen gedankenloser Müssiggänger und alberner Geschäftsmänner.

Seine Unbeständigkeit — mag es doch immer so heißen, da ich kein rechtes Wort dazu weiß — hatte wohl einen bessern Grund.

Er fühlte sich zu einer Kunst oder Wissenschaft zu groß: und so kurz auch das menschliche Leben ist, glaubte er diejenigen alle nach und nach fassen zu müssen, die seinen Seelenkräften am eigentlichsten angemessen, und seiner eigenen Vollkommenheit am meisten beförderlich wären. Wer konnte

ihm aber am besten sagen, als er selbst, daß er sich in der einen genug verweilet, um in einer andern, desto größere Fortschritte machen zu können? Es waren also lauter subjectivische Beweggründe, die ihn in seinem ganzen Leben geleitet zu haben scheinen. Er war überzeugt, daß was seinen Geist vorzüglich erhöbe, auch durch ihn der Welt am meisten nützen würde. Gewöhnlich schließt man aber, das was die Welt fürs beste und nützlichste hält, sey auch das, dem man sich allein befleißigen müsse.

Er ward nie eine Beschäftigung überdrüssig, noch weniger war er in dem ganzen Umfange der menschlichen Kenntnisse so kurzsichtig, daß er mit Verachtung auf eine zurücksehen können, wenn er sie auch in einem langen Zeitraum vergessen oder gar vorsätzlich aufgegeben zu haben schien.

Ungeachtet seiner disperaten und oft ihm ganz neuen Arbeiten, blieb er stets vermögend, sich in die Stimmung der Seele zu bringen, welche zu einem Epigramm, einer Fabel oder Erzählung oder einem Liede erfordert wird. Man lese nur, was er in seiner Jugend, und was er in seinem reifern Alter gedichtet. Sein Feuer vermißt man in dem Letztern nicht, wenn in dem Erstern gleich weniger Nachdruck und Politur anfangs war, und es seine Kritik nur mit der Zeit hineinbrachte. Daß hiezu sein Freund, Herr Ramler, nicht wenig beigetra-

gen, und daß Er vielleicht eine der Haupturſachen iſt, die meinen Brüder zur Herausgabe dieſer vermiſchten Schriften bewogen, wäre Undankbarkeit, wenn ich es verſchwiege. Die Ramlerſchen Verbeſſerungen machten ihm wieder Luſt und Liebe zu ſeinen Gedichten, und ohne Herrn Ramler hätten wir vielleicht auch nicht den erſten Theil. Seine Kritik war ihm Anſpornung.

Mein Bruder gerieth aber nie in ſo große und anhaltende Begeiſterung, daß es einigen nachtheiligen Einfluß in ſeine Urtheilskraft gehabt, und er das wahre Verhältniß ſeiner Sache zu den übrigen Dingen der Welt, überſehen hätte. Hierin zeigte er gar keine Spur eines Virtuoſen, oder eines Genies, das ſich außer ſeinem Fache alles ſo klein und geringfügig denkt, daß es ſeiner Unſterblichkeit Abbruch zu thun glaubt, wenn es nur eine Stunde etwas anders thun muß, was nicht die allernächſte und handgreiflichſte Beziehung auf ſein Alles hat.

Dieſe ſonderbare Stimmung des Geiſtes ſcheint freilich viel zur Größe des Mannes und der Sache beizutragen, ihn ſelbſt aber doch zu einem ſehr unbehülflichen Weſen im gemeinen Leben zu machen, wo der ausgebreitete Umfang einer Kenntniß bei denen, die um uns ſind, ſelten ſo ſchätzbar iſt, als die Mannigfaltigkeit der erſten und nöthigſten Kenntniſſe des gemeinen Lebens.

So oft er bei sich fühlte, einer seiner getriebenen Wissenschaften zu viel Zeit aufgeopfert, oder doch andere, die ihm zur Bildung seiner eignen möglichsten Vollkommenheit eben so wichtig oder noch wichtiger waren, zu lange verabsäumet zu haben; so ward diese Vorstellung in ihm so lebhaft, daß er durch alle Vorspiegelung von Ruhm und Ehre nicht länger dabei zu halten war, und auf einmal abbrach.

Denn er wollte weder witziger Kopf, noch Dichter, noch Philosoph, noch Literator, vorzugsweise seyn, sondern alle deren Kenntnisse und Vorzüge in sich vereinigen und das werden, wozu wir im Deutschen eigentlich kein Wort haben.

Wenn ich dieses für den Hauptgrund halte, warum er nicht nach dem Wunsche seiner Freunde und Leser eine Arbeit lange genug aushielt: so will ich damit nicht sagen, daß keine andre Nebenursachen mitgewirkt hätten. Ich weiß sehr wohl, daß ihm Entwurf und Plan leichter von Händen gieng, als Ausarbeitung und letzte Feile; und zwar je größer seine Einsichten stiegen. Daher finden sich in seinem Nachlasse mehr Handschriften von seinen ersten Jahren als von seinen letztern, ob er gleich eine Menge von jenen noch dazu vorsätzlich vernichtet hat.

Hätte er alles das vollenden wollen, wozu er sich Stoff gesammelt, und schon den Anfang gemacht, er hätte Voltaire selbst an Alter und Schreibseligkeit übertreffen müssen.

Er war aber nichts weniger, als ein rüstiger Schriftsteller, dem die ersten Gedanken die willkommensten und besten sind; der sich nur ans Pult setzen darf, und sicher ist, sein Tagewerk zu liefern.

Es ist wahr, daß er auch manche seiner Schriften während ihres Abdrucks erst vollendete, und oft so wenig Manuscript fertig hatte, daß der Setzer feiern mußte: oft geschah es auch, daß er mit seinem Werke im Ganzen zwar zufrieden war, aber sich ihm, während dem Abschreiben für den Setzer, wichtige Verbesserungen darboten, die er lieber noch anzubringen, als nichts hinein zu corrigiren für rathsamer hielt.

So oft ich meinen Bruder über die Verzögerung gegenwärtigen Theils fragte, erhielt ich nur obenhin zur Antwort: je länger er liegen bleibt, desto mehr gewinnt er an innerm Gehalte. Endlich kamen die theologischen Streitigkeiten dazwischen, von denen er, glaub ich, nicht eher an etwas anders zu bringen gewesen wäre, als bis ihm von selbst eingefallen, daß er zu viel Zeit auf eine Un-

terſuchung verſchwende, die für unſre Zeiten noch nicht mit der Aufrichtigkeit betrieben werden zu können ſcheint, ohne die alles Unterſuchen bloßes Spiegelgefechte bleibt: oder wenn es in ſo was nicht ausarten ſoll, dem Forſcher und Bekenner der Wahrheit ſo ſauer gemacht wird, daß er von ſelbſt zu heucheln oder zu ſchweigen ſich entſchließt.

Daß ich nun dasjenige thue, was am Ende er doch ſelbſt gethan haben würde, wenn ihn die Vorſehung länger hier zu laſſen für beſſer befunden, wird Niemand, hoffe ich, tadeln, da es auf keine Weiſe weder ſeiner Ehre, noch dem Publicum nachtheilig werden kann.

Ich brauche zwar nicht erſt zu ſagen, denn es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß es durch ihn ſelber weit vollkommner geworden wäre. Ich kann die Sache nicht anders nehmen, als ich ſie finde; er hätte aber entweder vieles ganz weggelaſſen, oder doch ganz verändert; hätte es ſo vollkommen gemacht, als er gekonnt, und ich gebe es ſo unvollkommen, als ers gelaſſen. Er hätte alles geleiſtet, was ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm vergrößerte. Ich thue vielleicht, wenn nicht im Ganzen, doch in vielen Stücken das Gegentheil, und bin deſto mehr zu tadeln, da ich es vorſätzlich thue.

Wenn man mir daher den Vorwurf macht,

daß ich die Pflichten eines Herausgebers, der nur das Vollkommenste der Welt mittheilt, schlecht erfülle; so könnte ich zwar zu meiner Rechtfertigung erwiedern, daß das Vollkommenste nicht allezeit das Angenehmste bei dem Publicum ist. Nathan der Weise und andre Schriften mögen meine Zeugen seyn. Haben nicht die mittelmäßigsten Schriften oft mehr zur Bildung der Welt beigetragen, als die Meisterstücke? Und sind sie nicht von jeher gleichsam die Brücke gewesen, auf welcher man zum Genuß dieser letztern gelangt ist?

Doch da man mir alles das leicht zugeben könnte, und ich mich doch an dem Andenken meines Bruders, das wohl niemanden in tausend Betrachtungen heiliger seyn kann, als mir, vergangen zu haben, scheinen würde; so mag folgende Betrachtung noch meine Rechtfertigung besiegeln. Wird sie nicht für werth befunden, desto schlimmer für mich!

So lange ein Schriftsteller lebt, wäre es in allen Fällen Unrecht, etwas von ihm, ohne seine ausdrückliche Einwilligung, bekannt zu machen, und weder Nutzen noch Ehre, die gelegentlich daraus entstünde, rechtfertigte. Denn es kann für ihn Nachtheil im gemeinen Leben haben, was der ungebetene Herausgeber nicht sieht; oder wenn er es sieht, für nicht so wichtig hält, als es dem Ver-

faſſer wirklich wird. Ja, wenn das alles nicht, wer kann, wer darf ihn zwingen, nicht nach ſeinem eignen Gutdünken, wäre es auch nur Eigenſinn und Grille, als Schriftſteller zu handeln? drucken zu laſſen, was er nicht will und wie er es nicht will?

Allein nach ſeinem Tode, wo alle politiſche und gelehrte Verhältniſſe zuſammenfallen und für ihn ein Nichts ſind, wo ihm Lob und Tadel weder ſchadet noch frommt, und in nichts anders beſteht, als in dem wahren Reſultate ſeiner Talente und ſeines Lebens und Wandels: wo er nunmehr blos von dem Ausſpruche des vollkommenſten Richters abhängt; der von ihm alles auf ein Haar weiß, auch das, was die Welt blos von ihm weiß; der allein entſcheiden kann, was er hier geworden und was er hier werden ſollen und können: da ſollten unſre freundſchaftlichen und brüderlichen Bedenklichkeiten ihm etwas anders ſeyn, als gut gemeynte Klügeleien? und ſie, auch für ſeinen Nachruhm in dieſer Welt, lieber haben, als die reine Wahrheit?

Und wie wollen wir denn ſonſt die Menſchen, welche die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich gezogen, gehörig kennen lernen, wenn wir nicht nach ihrem Tode alles treu und ehrlich an den Tag bringen,

gen, womit sie bei ihrem Leben zurück zu halten Ursach hatten? Freilich ist es schlimm, wenn des Guten, gegen des Schlechten zu wenig vorausgesehen werden kann; aber das ist wohl der Fall bei meinem Bruder nicht, der bei aller meiner, wenn man es so zu nennen belieben wollte, unbesonnenen Aufrichtigkeit, die ich mit seinen hinterlassenen Schriften zu beobachten, mir vorgenommen, mehr im Ganzen gewinnt, als verliert. Je größer die Vorzüge des beliebten Mannes, desto begieriger ist man nach seiner schwachen Seite; nicht allezeit aus Bosheit; gar oft nur aus Verlangen sich mit der Schwäche anderer trösten zu können. Ein angehender Schriftsteller macht etwas mittelmäßiges; würde es ihn nicht ganz niederschlagen, wenn er dergleichen bei einem guten gar nicht vermuthen könnte? Ja wo großes Licht, ist gemeiniglich großer Schatten. Die unvollendeten Schriften dienen gleichsam den vollendeten Werken zur Folie. Der Kenner beurtheilt seinen Werth nicht nach den erstern, sondern zieht nur daraus psychologische Aufschlüsse, die oft von größerm Nutzen sind, als das geschmackvollste und allgemein gepriesene Stück seiner Muse.

Wird man mir aber, dem Herausgeber, nicht niedrige Absichten aufbürden? Wird man

nicht das, was in meinen Augen sehr wichtig und des Drucks werth geschienen, für ganz alltäglich und einem jetzt so sehr erleuchteten Publicum unwürdig erklären? Davor bin ich, nun freilich nicht sicher! Es kommt nur darauf an, wer es thun wird. Sind es solche, die mit dem ersten besten Scheingrunde oder Einfall etwas für jetzt und immer widerlegt zu haben glauben: welche ihre Art zu urtheilen der Welt zur allgemeinen Richtschnur in Gnaden vorzuschreiben geruht haben, und sich für das Delphische Orakel halten, dem bei seiner Bestehung zwar kein Vernünftiger widersprach, sich aber das Beste davon dachte und es desto mehr belachte, je mehr es Glauben fand: so kann es freilich kommen, daß mir manchmal die Ohren sehr gellen werden. Einigen Vorschmack habe ich schon davon. Ein gewisses Journal sieht zum Beispiel meinen Bruder lange nicht mehr für den großen theatralischen Dichter an, da es ihn doch in seinem Leben für das non plus ultra dieser Kunst selbst auszuposaunen aus freiem Willen beliebte. War er aber durch diese Uebertreibung in seinem Leben mehr, als er wirklich war? Oder ist er nach seinem Tode durch jene Herabsetzung weniger als er wirklich ist? Doch es sey ferne von mir, den deutschen Schöppenstühlen des Geschmacks und der Literatur ihre natürlichen Privilegien zu verkürzen, wenn sie auch zuweilen sehr schnurrige Aussprüche thun.

Und nun zum Inhalte dieses zweiten Theils! Die Oden stehn bis auf eine neu hinzugekommene: der Eintritt des Jahrs 1754 in Berlin, schon alle in der alten Ausgabe, und haben fast gar keine Veränderung erlitten. Unter seinen Papieren fand ich vier in seinen spätern Jahren gemachte Entwürfe zu Oden; aber von deren Ausführung keine Zeile. Sie schienen mir so wohl des Inhalts als auch der Gegenstände wegen, an die sie gerichtet sind, Aufmerksamkeit zu verdienen und einen großen Aufschluß seiner wahren Denkungsart zu geben. Schwung und Feuer des Odendichters erräth man wohl schon; aber durch Sprache und Ausdruck würde erst alles hineingekommen seyn.

Der Plan zur Ode an Kleist, den er als Dichter und Held verehrte, und als Freund innigst liebte, und die unvollständige an seinen eben so alten Freund, Herrn Gleim, sind in dem siebenjährigen Kriege geschrieben worden; der eben so unvollständige: Mäcen, aber scheint, nach der Handschrift zu urtheilen, eher verfertiget zu seyn.

Die versificirten Fabeln und Erzählungen sind alle alt, bis auf zwei: die Brille und Nix Bodenstrom, die hier zum erstenmale und noch bei seinem Leben gedruckt wurden.

Die schöne und naive Erzählung: das Geheimniß, aber hat mein Bruder aus der alten Ausgabe, wie es mir scheint, vorsätzlich weggelassen. Denn alle seine Fabeln und Erzählungen in Versen folgen hier, mit Auslassung der prosaischen, die er schon in seine äsopischen Fabeln hinübergenommen, in eben der Ordnung als sie in seinen kleinen Schriften stehn. Warum hätte er diese allein außer der Reihe nachbringen wollen?

Daß seine kleine Schriften wegen dieser Erzählung mit in das Verzeichniß verbotener Bücher in Wien gekommen seyn sollen, kann wohl wahr seyn: aber daß er daher diese neue Auflage einem ähnlichen Nachtheile durch Weglassung erwähnter Fabel entziehen wollen, glaube ich nicht. Er hielt es eben nicht für Unrecht, das Lächerliche eines Standes zu berühren, das desto mehr in die Augen fällt, je unschicklicher es zu einer vernünftigen Religion paßt und der Würde einer positiven nachtheilig wird, wenn auch die ganze Welt anders gedacht hätte. Auch war er um das Fortkommen seiner geistigen Kinder sehr unbekümmert. Er wünschte die Welt zu erleuchten; aber ihr die Erleuchtung nicht aufzudringen.

Vielmehr glaube ich, daß er sich in die Zeit schickte, in der er diesen zweiten Theil herauszugeben anfing. Denn er war nicht von den unedlen

Thieren, die auf halb todte Bäre zuschlagen, und stets der siegenden Parthei folgen; scheute aus Erfahrung eben so sehr die Uebermacht der Füchse, welche unterm Schein, die Rechte der Menschheit zu vindiciren, eben das zu werden suchen, was die Bäre nicht mehr seyn dürfen. Freilich geben die ehrlichen Schafe, welche von den Füchsen ein kleines Röllchen mitzuspielen aufgefordert worden, der Sache ein ganz hübsches Ansehn; und verrücken den rechten Gesichtspunkt der Sache.

Doch der wichtigste Grund scheint mir wohl der gewesen zu seyn, daß er sich schon damals mit der Geschichte der Freimäuerei zu beschäftigen, und seine vortrefflichen Gespräche Falk und Ernst zu entwerfen anfing. Hierin macht er, wie man weiß, die Maffonerie zu etwas, was ich Laie nicht weiß, ob sie es ist, oder werden kann. Genug, wenn sie es ist, verdient sie die Hochachtung aller Rechtschaffnen, wenn ich gleich im geringsten nicht zweifle, daß jeder Biedermann ohne diese Verbindung eben so gut der Welt zu nutzen vermag. Hier scheint es ihm, wie unsern neuern Verbesserern des Christenthums gegangen zu seyn, die eine heilsame Sache unterschieben und ein Wort beibehalten, durch das im Verstande und Herzen so vieler Millionen Menschen die heiligsten Begriffe eingewurzelt sind. Schade, daß er keine Anhänger, wie sie, gefunden!

Ungeachtet aber dieſes ſeines zeitigen und ihm damals wichtigen Grundes, wage ich es, dieſe Erzählung wider ſeine Abſicht beizubehalten. Nach meinem Gefühle verlöre der Leſer gar zu viel. Der billige Freimäurer kann mirs unmöglich, als Mangel der ſchuldigen Hochachtung gegen eine ſo weit ausgebreitete Geſellſchaft auslegen, da meine Unwiſſenheit mir keine andere Vorſtellung gewährt, als die Anwendung dieſer Fabel. Denn auch mich plagte zuweilen Neugier; und wenn ich endlich geforſcht und geforſcht, ſo war die Lehre dieſer Fabel immer mein ganzer Nutzen. Ich urtheile ſo gut, als ich's verſtehe: und der, welcher dies alles beſſer weiß, lacht über meine Einfalt, hält mich aber für keinen Beleidiger. Ich bin höchſtens ein kleiner unbedeutender Beweis mit, daß das Geheimniß der Freimäurer das einzige Ding auf Gottes Erdboden iſt, das weder durch Forſchen und Grübeln entdeckt, noch jemals einem Plauderer zu Theil geworden, oder jemals einen Bewahrer deſſelben ſo vergeſſen gemacht, daß es ihm auf eine oder die andre Art abgelockt worden wäre.

Ja wird ein frommer Theil Leſer ſagen: wäre es weiter nichts, als ein verunglückter Ausfall auf die Maſſonerie. Allein das Beichtegehen, das Beichteſitzen, erhält einen lächerlichen Anſtrich. Eine ſo muthwillige Erzählung, als dieſe Fabel, kann leicht den, der ſo wenig beichtet, gänzlich davon abhal-

ten; ja wohl gar den frommen christlichen Beobachter dieses gottgefälligen Gebrauchs mitten in seiner Erbauung stören und ärgern. — Freilich alles das kann sie! Kann aber nicht auch die beste Arzenei durch unrechten Gebrauch Gift werden? Und doch wirft man deshalb keine weg, noch verschließt man die Apotheken.

Der Tadel, daß ich Einwürfen zu begegnen suche, die man sich jetzt zu machen schämt, soll mir desto lieber seyn, je passender sie auf mich sind.

Unter meines Bruders Papieren, habe ich nur drei noch nicht gedruckte Fabeln gefunden. Daß mehrere ungedruckte da gewesen, hat mir mein Bruder nicht nur selbst gesagt, sondern ich habe auch einen ziemlich starken Heft davon in den Händen gehabt. Auf seiner Reise nach Italien kam er aber drum, indem er sie mit andern Sachen in eine Kiste packte, die er nicht weiter als bis nach Wien mitnahm, und von da zurückschickte. Sie ging in Leipzig in der Ostermesse 1775 verloren. Ungeachtet andrer Sachen von Werthe mit darinnen waren, so schmerzte ihn doch nichts so sehr, als der Verlust dieser Fabeln und einiger andern dabei liegenden Manuscripte. Ich wette, der Finder gäbe sie gerne zurück, wenn er sie nicht schon vernichtet hat, oder in Verlegenheit zu kommen, befürchten müßte. Daher ergreife ich die erste beste Gelegen-

heit, ihn zu versichern, daß ihm diese ganze Küste bis auf benannte Scripturen erb- und eigenthümlich geworden; auch dasjenige, was sich darin für mich mit befunden und ihm ohne allen Zweifel am nützlichsten gewesen.

Will oder kann er noch die Manuscripte auf eine ihm selbst beliebige Art zurückgeben; so will ich, ohne nach seinem Namen und Aufenthalt zu fragen, gerne alle Kosten und Mühe, die es ihm verursacht, oder allen Vortheil, den er daraus nach Wahrscheinlichkeit ziehen könnte, gern und willig ersetzen. Ich entsage hiemit feierlich und wohlbedächtig allen Exceptionen, Vorbehalten, und Rechtswohlthaten, aus denen der geringste Schaden für ihn erwächst.

Zwar ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß dieser Finder Gedichte eines Mannes lesen oder aufbewahren sollte, der die bekannten heillosen Fragmente zu Tage gebracht: vielleicht liest er aber, zur Bildung seines Geschmacks und Erweiterung seiner Kenntnisse, kritische Journale und gelehrte Zeitungen, wo eine lange oder kurze Recension grade diese Digression zum Beweise meiner Unwürdigkeit als Herausgeber unpartheiisch anführt.

Doch ich wende mich wieder zu den Fabeln, die, wie gesagt, durch den erzählten Zufall bis auf drei geschmolzen. Zwei davon sind prosaisch, und

gehören zu seinen äsopischen Fabeln. Ich habe also nur die dritte, die versificirte: Mörydan, hier anbringen können, wenn ich nicht offenbar wider meines Bruders Absicht handeln wollen. Auf dem Hefte, aus welchen ich sie genommen, steht 1748.

Desto reicher ist aber meine Nachlese von Sinngedichten und Liedern, für die ich keinen schicklichern Ort weiß, als diesen hier. Nur glaube man nicht, daß darunter die neunzehn Sinngedichte und funfzehn Lieder sind, welche er aus seinen kleinen Schriften in den ersten Theil seiner vermischten nicht hinüberzunehmen für gut befunden. Auch glaube man nicht, daß ich alle, die ich unter seinen Papieren gefunden, herausgebe: es sind nur die vorzüglichsten, die sich zum Theil schon in dem Göttingschen Musenalmanache befinden.

Die Fragmente von Gedichten erscheinen hier alle ohne die geringste Veränderung, so wie sie in der alten Ausgabe gestanden. Wohl schwerlich hätte er sie einer Umarbeitung gewürdiget, und vielleicht gar nicht wieder drucken lassen; aber es sind zu schöne Rudera, als daß Leser ohne Vorurtheil nicht mehr dabei zu denken finden sollten, als bei manchem neuern völlig ausgearbeiteten Gebäude, das nach einem erbärmlichen Grund und Aufrisse mit den allerelendesten Materialien zusammengestümpert ist.

Die übrigen kleinen Gedichte und Entwürfe zu Gedichten, die hier von ihm zum erstenmale ans Licht treten, sind freilich mit seinen Lyrischen nicht zu vergleichen. Hat man nicht aber auch unvollendete Handzeichnungen eines großen Malers gern? Sein Unvollständiges ist nicht zur Nachahmung, sondern zum Unterricht.

Was endlich die hier aus meines Bruders Papieren zusammengetragene Materialien zur Geschichte der äsopischen Fabel betrifft, schmeichle ich mir, daß so unvollständig sie auch sind, doch dem Kenner einen Begriff von dem Lichte machen werden, welches er in diesem Fache angezündet haben würde, wenn er damit zu Stande gekommen wäre. Wer Zeit und Kräfte hat, diese Geschichte, nach meines Bruders Plane, zu bearbeiten, leistet der Literatur keinen kleinen Dienst; und ich will nicht bergen, daß ich diese Absicht mit zu erreichen wünsche.

Breslau, 1784.

Karl G. Lessing.